Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Ein Menschenleben

Bd.: 3.

Leipzig 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.496(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721610-8

Zc VI. 68. c.

L. g. o. 496/3

August Lewald's gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menschenleben.

Von

August Lewald.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Dritter Theil.

Jünglingsjahre.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Inhalt.

Seite

Jünglingsjahre. (Fortsetzung.) 1

Der Familienschmuck 3
Breslau. — Wien 85
Versuche in Versen 98
Der Grosspapa 156
Zobten 189
Karl Schall 200
Rudolph vom Berge 212
Die Emeute 218
Roswalde 226
Die Glocke von Czenstochau 317
Ludlamshöhle 338
Das Gespenst um Mittag 361
S oder F 391

Jünglingsjahre.

(Fortsetzung.)

Der Familienschmuck.

„So also ist eine heutige Manns- und Schreibperson! Wenn nun, sage mir, die besseren Schauspieldichter nicht redlicher sind, als ihre Schauspieler, oder irgend ein feinster Dieb: auf was hat sich eine gute Seele zu verlassen?"

Jean Paul's Katzenberger.

Die Sonne war bereits hinter dem duftenden Taunus hinabgesunken und die schweren eisernen Thorflügel der Judengasse in Frankfurt am Main bewegten sich klirrend in ihren Angeln und wurden geschlossen. Ein langer Sabbath war vorüber, es wurden Lichter in den engen, schmutzigen Wohnungen angezündet und eine summende Thätigkeit verbreitete sich auf der Straße, seltsam abstechend gegen die stille Sonntagsfeier in den benachbarten Revieren der Christen, die sich fromm und rein in so manchen Vorbereitungen verkündete.

In einem weiten, öden, rußigen Raume, der nach unsern Begriffen kaum eine Stube genannt werden konnte, saß die Famile des alten Juden Hessel, der von Kassel des mercantilischen Vortheils wegen hierher gezogen war und nach seinem Geburtslande seinen Namen gemodelt hatte, wie dies in früherer Zeit bei seinen Glaubensgenossen üblich

war. Im Kamine glommen einige Kohlen, auf welchen wenige Kartoffeln einen langsamen Martertod fanden, um von der zahlreichen Nachkommenschaft Hessel's mit Heißhunger verzehrt zu werden. Seit vielen Jahren war er mit Itzig's, des Gemeindeschlächters Tochter, Rebecca, ehelich verbunden, und funfzehn Kinder, von der schlanken, vollbusigen Mirjam bis zum kleinen, bleichen, schmuzigen Benjamin, umsaßen und umstanden den mehr Kälte und Zugluft als Wärme spendenden Kamin, trippelten mit den Füßen, rieben, hineinhauchend, die Hände und harrten des kärglichen Abendbrotes. Im Winkel zur Seite saß der fast achtzigjährige Mardochai, Hessel's Vater, im alterthümlich geschnitzten, hohen Sorgenstuhle, der gleichsam in ruhiger Pracht auf die niedern Bänke und Schemel hinabsah. Ihn hatte vor langer Zeit der Sohn um einen ziemlich hohen Preis, nicht ohne heimliches Bedauern, auf einer Auction erstanden, aber die zunehmende Schwäche des Vaters verlangte ein solches Opfer, und das Haupt des Stammes wurde wie ein heiliges verehrt. Die Brille auf der Nase, sitzt Mardochai da, und blickt gedankenvoll und leise murmelnd in einen alten Folianten, im Auslegen talmudischer Gesetze begriffen, der einzigen Beschäftigung von der Zeit an, da seine Kräfte ihm nicht mehr erlaubten, dem Handel nachzugehen, und von ihm als eine Vorbereitung zu dem Eingange in das Thal des Friedens betrachtet. Unfern davon, die Hände im Schooße, sitzt die Mutter, die einzige Wohlbeleibte im Kreise der Familie. Ruhe ist in ihren Gesichtszügen ausgedrückt. Nicht den christlichen Hausmüttern gleich, im stillen Walten, mit ordnendem Sinn ihr kleines Reich überblickend, die Mädchen lehrend, den Knaben wehrend, sehen wir sie, sondern dem Manne in seinem Geschäfte treulich zur Seite stehend, Geld zählend, Ducaten

wiegend, Gold- und Silbertressen ausbrennend, aus der Asche das reine Metall zu Tage fördernd, und mit männlicher Klugheit und dem ihrem Volke eigenen Scharfsinne schwierige Fälle schlichtend und zu neuen, vortheilhaften Unternehmungen den Plan entwerfend. Sorgenschwer ruht Hessel's Haupt hin und herwiegend in der aufgestützten Hand. Klein nur sind seine Mittel, seine Familie ist zahlreich, und bei aller Beschränkung wird das Nothdürftige zum Unterhalte für Alle schwer herbeizuschaffen. Schnell und oft mit großer Gefahr muß sein geringes Capital umgesetzt werden, um nur spärlich zu genügen. Um einen größern, gewinnbringendern Handel beginnen zu können, fehlen ihm die nöthigen Kenntnisse, auch ziehen ihm nach vielen Seiten hin die Gesetze einen Schlagbaum vor. Er sieht sich also lediglich auf den Schacher beschränkt und muß oft in bitterm Unmuthe Schmach und Erniedrigung ertragen, um nur den Hunger der Seinigen stillen, die Vorschriften seiner strengen Religion befolgen und die Staatsabgaben leisten zu können. Drei Dinge, die, wenn gleich schwer zu erfüllen, doch die unerläßlichste Bedingung seines Lebens ausmachten.

Ein starkes Pochen an die Hausthür störte die Familie beim ruhigen Kartoffelmahl.

„Ist Jud' Hessel zu Haus?" scholl es von der Straße herauf.

„Um Gott, es wird doch nicht die Scharwache sein, die Haussuchung halten will?" sagte leise die Mutter.

„Wir wollen das Licht auslöschen und uns ruhig verhalten. Es sind Betrunkene, die uns ein Aergerniß geben wollen" — sagte der besorgte Hessel. Aber kaum war das Licht ausgelöscht, als die Schritte auf der elenden Treppe

sich stolpernd vernehmen ließen und Brummen und Fluchen die nahenden Christen bemerkbar machten.

Wild wurde jetzt an die Stubenthüre geschlagen. Im Innern rührte sich nichts. Die Judenfamilie hielt ängstlich den Athem an sich. Wenn gleich keines Verbrechens sich bewußt, so war doch in jener Zeit die Furcht vor Mishandlungen und Entweihungen ihrer Wohnungen unter den Juden allgemein herrschend, und ihre wohlfeilen Ankäufe von Pretiosen machten bei Aufsehen erregenden Diebstählen oftmalige Haussuchungen nöthig.

„Beim Teufel! Von der Gasse sahen wir's ja, sie hatten soeben noch Licht — und sollten jetzt schon so fest schlafen?" rief einer der Fremden.

„Sie fürchten sich," meinte der Andere, „i Hessel! warum denn so ängstlich? Wir kommen ja in keiner bösen Absicht zu Dir — wir wollen Dir einen Handel nachweisen — einen vortheilhafteren hast Du noch nie gemacht — so mach' doch nur auf!"

„Ich werde doch nicht anders können," raunte Hessel seiner Frau zu, und indem er durch's Schlüsselloch sah, fügte er hinzu: „es ist der Oberkellner aus dem Weidenbusch — der junge Mohr — ich kenn' ihn genau und ein Scharwächter mit einer Laterne, der mir auch vom Ansehen bekannt ist. Ich werd' ihm die Thür aufmachen — Kinder geht in die Kammer und laßt mich mit den Fremdlingen allein."

Die Familie that, wie er befahl, und stellte sich lauernd und zitternd an die Ritzen der Kammerthür, um von dem hereinbrechenden Ereignisse nichts zu verlieren.

Hessel öffnete. Die beiden Bekannten traten mit einer hochgehobenen Laterne vorleuchtend zu ihm ein.

„Das muß ein fester Schlaf gewesen sein, Jud'," sagte der Scharwächter, „daß Du unser Anschlagen und Rufen nicht hörtest, wie? Oder war's böses Gewissen, was Dich nicht öffnen ließ?"

„Wie Sie doch nun sprechen," erwiderte spitzfindig der Jude, „läßt böses Gewissen fest schlafen? Und ist es bei unserer Hantirung ein Wunder, wenn wir fest schlafen? Viel Laufen, viel Reden den Tag über macht müde, und unser Magen ist nie überladen, um uns vom Einschlafen abzuhalten. Doch was soll's, Ihr Herren, warum bemühen Sie sich in so später Nacht zu der Wohnung eines armen Juden?"

„Späte Nacht? I in Euerm Revier wol!" sagte der Oberkellner aus dem Weidenbusche, mit einem feinen Tuche den Schweiß aus den blonden Locken wischend und nicht ohne Abscheu sich von der schmuzigen Bank wegwendend, die Hessel ihm zum Sitze hinschob. „Bei uns ist noch Alles licht und lebendig und soeben ist ein vornehmer Reisender in unserm Gasthofe eingetroffen, der sogleich nach einem jüdischen Handelsmann fragte, um einige Pretiosen zu verkaufen oder zu vertauschen; das weiß ich selbst nicht recht. Da Ihr nun bei uns im Hause vor allen Euern Glaubensbrüdern den Ruf der Ehrlichkeit habt, so hat mich der Vater zu Euch geschickt. Doch nun eilt — ich vermeine, daß der Reisende nicht lange bei uns bleiben will — wenigstens sagen's uns die Bedienten. Steckt einige Rollen Ducaten zu Euch und folgt uns, um den Handel gleich abschließen zu können."

„Einige Rollen Ducaten!" erwiderte der Alte, „ich handle mit dem Credit meiner Freunde, doch das hält mich nicht ab, auch ein großes Geschäftchen zu machen. Wenn's Einer nicht zwingt, treten wir Mehre zusammen." Mit

diesen Worten ging er zur Familie in die Kammer, schickte in Eile seinen Aeltesten Moses zu den Fremden hinaus und besprach sich eifrig und leise mit Vater und Frau.

„Um Gott, stecke kein Geld zu Dir, höre erst, was sie von Dir wollen, die Fremden im Weidenbusche. Wenn sie Dich nun verlocken und todtschlagen, die Bosheit und Büberei greift immer mehr um sich. Was weiß er von Ducaten? Warum sollst Du einige Rollen Ducaten zu Dir stecken? Geh' erst mit und höre, was es gibt und morgen kommen die Ducaten nach. Ist die Nacht dazu da, einen Handel in Ducaten abzuschließen?"

So sprach die vorsichtige Frau, aber der im Handel wohlerfahrene Vater Mardochai sprach leise, im gedämpften Gurgelbasse: „Stecke zu Dir, was Du hast an Gold, und folge den Fremdlingen. Du versicherst ihnen, Du habest nichts von Werthe bei Dir und wollest erst das Geld nach abgeschlossenem Handel holen. Die Sache scheint Eile zu haben und es kann vielleicht ein Glück dabei herauskommen."

Dies gesagt wurde mit Behutsamkeit die eiserne Truhe eröffnet und Rebecca steckte ihrem Manne die Goldrollen in Westen- und Hosentaschen, während das kleinste ihrer Kinder ein lautes Geschrei erheben und Mirjam mit ihm zanken mußte, damit die Fremden im anderen Zimmer nicht das Drehen der Schlüssel vernahmen.

„Nun geht das Geschrei los und wir warten wie die Narren," schrie der Scharwächter.

„Wird's bald?" fiel der Oberkellner ungeduldig ein.

„Gleich, gleich," erscholl Hessel's Stimme aus der Kammer. „Mein kleiner Isaschar weint und will mitgehen, das thut er immer, wenn ich meinen Rokelor umnehme. Nu — so halt Dein Maul — Schlingel, oder ich werd' Dir einen

Patsch reichen! — Hier bin ich, meine Herren, ich will Ihnen gern folgen, aber Geld hab' ich wahrhaftig nicht bei mir, weil ich keins im Hause habe. Das thut aber gar nichts; schließ' ich den Handel ab — so genügen ein paar Zeilen von meiner Hand an meinen Nachbar Süßlein, mit dem ich in Compagnieschaft stehe — und gleich ist er mit dem Gelde bei Ihnen."

Diese letzten Worte sprach Hessel schon auf der Treppe, indem die beiden Andern hastig voraneilten, und nur mit Mühe folgte er ihnen.

Dem Scharwächter öffnete man das Thor der Judengasse, das dem Juden — wäre er allein gekommen — versperrt geblieben wäre. An Sonn- und Festtagen, wie bei feierlichen Veranlassungen, wurde dies Thor geschlossen und wenn die Juden sich aus ihren Häusern wagten und, um frische Luft zu schöpfen, zu den verschlossenen Eisengittern ihres Kerkers traten, wurden sie nicht selten von Uebermüthigen und Betrunkenen, die durch die Fahrgasse zogen, durch Anschlagen mit Stöcken und Hineinwerfen mit Knüppeln geneckt und gereizt, wie wir dies wol an den Käfigen wilder Thiere zu versuchen pflegen. In seiner tiefen Erniedrigung blieb dem armen, bedrängten Volke nichts, als in Ingrimm und Wuth in die hineingeworfenen Knüppel zu beißen, sich mit dem ohnmächtigen Stolze zu trösten, es sei das auserwählte Volk Gottes, und auf kleinliche Rache zu sinnen, im Handel und Verkehr seine Peiniger und Verächter zu bevortheilen.

Keuchend durchschritt Hessel „die Zeil" und bald war er im glänzend erleuchteten Gasthofe „zum Weidenbusche," zur Zeit der vornehmste in Frankfurt, angelangt.

Man führte ihn ins erste Stockwerk zu den elegantesten Gemächern. Im Vorzimmer war ein Bedienter in schar-

lachrother Livree, von Gold strotzend, der den Juden zu seinem Gebieter ohne Meldung eintreten ließ.

Hessel befand sich bereits eine geraume Weile ängstlich harrend da, und noch immer stand eine hohe Gestalt im türkischen, kostbaren Schlafpelze über ein silbernes Becken gebeugt, vor ihm auf hohen Leuchtern von demselben Metall brennende Lichter, und ließ, wie es schien, ganz ruhig einen reichlichen Blutstrom aus seiner Nase entfließen.

Hessel's angeborne Aengstlichkeit fing sich mit Macht an zu regen; er fragte: ob er einen Bedienten herbeirufen solle? aber eine abwehrende Bewegung mit der Hand zeigte ihm, daß er sich ruhig zu verhalten habe. Hessel stand auf Kohlen, wurde jedoch nicht wenig überrascht, als er den Fremden eine seltsame Bewegung machen sah, wodurch im Augenblicke das Bluten unterbrochen war.

Mit freundlicher Miene und unverkennbarem Adel in den Blicken wandte sich der Fremde zu dem Juden und fing in gebrochener deutscher Sprache an: „Ihr seid mir als ehrlich geschildert und ich will Euch ein Geschäft antragen, das Euch großen Nutzen bringen soll, dafern Ihr die Mittel habt, die dazu erfordert werden. Zwar zeigt Euer Aeußeres nicht den Mann, den ich suche, aber seid Ihr ehrlich und von gutem Rufe, so wird es Euch leicht werden, das Geld zusammenzubringen und überdies — verbirgt bei Euch die ärmlichste Hülle oft einen goldenen Kern — dies weiß ich aus Erfahrung.“

Mit diesen Worten öffnete der Fremde eine Schatulle, mit rothem Sammet überzogen, von beträchtlicher Größe, und aus ihrer schwarzen Unterlage strahlten Kleinodien von so großem Werthe dem armen, vor Angst, Verlangen und Unruhe bebenden Hessel in die Augen, daß er an nichts weiter, als an seine geringe Baarschaft denken konnte, die

mit dem unermeßlichen Werthe der Steine auf keine Weise in Verhältniß zu bringen war.

Es war unverkennbar, daß diese Edelsteine einem hohen Fürstenhause angehörten, schon die Fassung verrieth dies auf den ersten Blick. In der Mitte strahlte und funkelte eine Krone und zu beiden Seiten erglänzten von dem schwarzen Grunde zwei große Ordensinsignien, die Zeichen des Kreuzes von flammenden Rubinen, rings von strahlenden Brillanten eingefaßt. Hessel verschlang die Schätze mit den Blicken, doch wie hier sich für ihn ein vortheilhafter Handel gestalten sollte, konnte ihm nicht einleuchten. Je länger er auf die Steine blickte, um desto wunderbarer wirkte ihre Macht. Es schien ihm, als ob tausend Flammen ihm in Herz und Augen aus dem funkelnden Feuermeere sprängen und als wenn grünlich glänzende, feurige Schlangen, mit unbeschreiblicher Schnelligkeit sich darin bewegten. Alles lebte, hüpfte und flammte vor seinen Blicken und nur die Kreuzeszeichen in dem Orden glühten blutroth und ruhig dazwischen und sie waren es, die den Zauber ihm zerstörten, indem er von ihnen mit innerer Scheu den Blick stets abwenden mußte und so die Besinnung nicht gänzlich verlor.

Der Fremde, in der Meinung, Hessel gehe damit in Gedanken um, den Werth der Steine zu ergründen, sah ihm eine ziemliche Weile zu und schien sich an dem beweglichen Mienenspiel des alten Hebräers zu ergötzen. Jetzt jedoch schien es ihm zu lange zu währen und nicht ohne einige Heftigkeit ihn rüttelnd, rief er ihn in seinem Kauderwelsch aus den Träumereien auf: „Nun, Alter, ist es die Art eines geübten Handelsmannes, so lang und unnütz vor guter Waare zu stehen und sie anzugaffen? Hat Euch der erste Blick nicht gesagt, daß die Steine echt und gut sind,

und zeigt Euch meine ganze Umgebung nicht, daß ich wol der Mensch sei, solche Steine zu besitzen und daß Ihr's mit keinem Betrüger zu thun habt?"

„Beim ewigen Gott!" erwiderte Hessel, „hab' ich doch nicht daran gezweifelt, und die Steine sind so echt und recht, als ich jemals im Leben welche erschaut habe. Ich finde sie nur zu schön, zu kostbar, um daran zu denken, sie mit meiner und aller meiner Handelsfreunde Baarschaft erstehen zu können, selbst wenn sie mir zum billigsten Preise erlassen würden."

„Dieser Sorge sollt Ihr sogleich überhoben werden," nahm der Fremde das Wort, „ich bin weit entfernt, dieser Kleinodien mich entäußern zu wollen. Ich will sie Euch überantworten und dafür die Summe von vierhundert Ducaten als Anlehen darauf von Euch empfangen. Ihr seht ein, ich könnte leicht das Zehnfache darauf entlehnen, wenn ich mich mit einem bedeutenden Handelshause in Verbindung setzen wollte. Ich muß jedoch in diesem Augenblicke Aufsehen vermeiden und bedarf jener mäßigen Summe, um mein Reiseziel zu erreichen. Bin ich daselbst angekommen, so wird ein sicherer Mann Euch die vierhundert Ducaten überbringen und die anvertrauten Kostbarkeiten in Empfang nehmen. Außer Dem, was Ihr an Interessen fordert, wird Euch alsdann noch ein reiches Geschenk eingehändigt werden, und wenn Ihr dereinst von dem näheren Zusammenhange dieser Begebenheit unterrichtet sein werdet, so werdet Ihr stolz darauf sein, Hülfe dabei geleistet zu haben."

Nur mit Mühe verstand Hessel, was der Fremde sagte, so abgebrochen und seltsam war seine Rede. Vierhundert Ducaten gegen diese Sicherheit, gute Interessen und ein reiches Geschenk, diese Aussichten waren lockend, wenn gleich das Abenteuerliche des Geschäftes, und die Eile, womit es

betrieben wurde, das Gemüth des Handelsmannes mit Besorgniß erfüllten.

„Mein hoher, fremder Herr," fing er nach kurzem Bedenken an, „der Jude muß Geschäfte machen, denn davon lebt er, und darf sie nicht von der Hand weisen, so fremdartig sie ihm auch oftmals geboten werden mögen. Vierhundert Ducaten auf kurze Zeit, gegen gute Verzinsung auf Kleinodien leihen, die hinlängliche Deckung für das Hergeliehene gewähren, ist ein reines Geschäftchen, das keinesweges zu dem Ungewöhnlichen gehört, und der alte Hessel nimmt keinen Anstand, einem so vornehmen Herrn mit innigem Vergnügen zu Willen zu sein. Jetzt aber in der Nacht und in diesem Augenblicke die Summe herbeizuschaffen, wo die Häuser seiner Freunde verschlossen sind und man ihn für wahnwitzig halten würde, klopft' er an und verlangt' er, man solle die Kassen öffnen, um die Ducaten für ihn abzuzählen — jetzt den Handel abmachen, ist unmöglich. Kann das Geschäft bis morgen früh verschoben werden — so —"

„Halt," fiel ihm der Fremde in die Rede, „ich weiß, welche Bedenklichkeiten Du hast. Glaubst Du, ich würde mir den Schlaf rauben, um mit Dir hier eine lange Unterhaltung zu pflegen, wenn sich meine Weiterreise aufschieben ließe? Wisse, es hängt von meiner Säumniß das Leben einer hohen Person ab und mein Entschluß stand fest, noch ehe Du kamst, der Jude, der herbeigeholt wurde, müsse die verlangte Summe herleihen, er möge wollen oder nicht. Mit Deinen Weigerungen entkommst Du nicht. Während des Naseblutens bei Deinem Eintritte beobachtete ich Dich genau in jenem Spiegel. Du hast das verlangte Geld bei Dir, Du fühltest mehrmals besorgt nach den Rollen, die Du in West- und Hosentaschen bei Dir trägst. Du

gingst aus, um einen Handel zu machen, und wirst nicht ohne Deine Waffen ausgegangen sein, den Fremden zum Abschlusse zu reizen. Denn „Gold blendet,“ das ist Eure Losung und ist stets von Euch bewährt gefunden worden. Darum ohne Umstände heraus mit dem Mammon. Die Steine hier versiegelst Du selbst mit gegenwärtigem Petschafte, hebst sie sorgfältig auf und lieferst sie ebenso wieder ab. Willst Du mit Gutem nicht, so sei überzeugt, Du sollst gezwungen und auf dem Heimwege Dir Deine Ducaten ohne Unterpfand und vielleicht mit Verlust Deines Lebens genommen werden.“

Zitternd am ganzen Leibe, versuchte Hessel vergebens zu sprechen. Der Fremde wendete sich von ihm weg und gleichsam absichtslos, öffnete er ein anderes Kästchen von Ebenholz, das neben dem Schmucke auf dem Tische stand, und indem er daraus zwei Pistolen von starkem Kaliber nahm, schien er bemüht, die glänzend eingelegte Verzierung daran mit einem feinen Tuche zu säubern. Des Handelsmannes Inneres empörte sich schon beim Anblicke eines Schießgewehres, wie viel mehr hier in dieser Situation. Krampfhaft griff er in die Taschen und preßte in Todesangst die Goldrollen zwischen den Fingern.

„Nun, Hebräer! Was ist Deine Meinung?“ redete der Fremde mit einer raschen Wendung den Zurückweichenden an, indem er die Mündung der Pistole ihm zukehrte.

„Ich gebe das Verlangte,“ seufzte geängstigt der Alte, „und will nichts weiter von der Sache wissen.“

Und nun, indem der Fremde Siegelwachs, Licht und ein großes Petschaft herbeischob und das Schmuckkästchen mit einem seidenen Bande umwickelte, legte die zitternde Hand des Juden vier Goldrollen, jede zu hundert Ducaten, auf den Tisch, träufelte dann immer ängstlicher und zittern=

der das geschmolzene Wachs auf das Seidenband und drückte eigenhändig das stattliche Siegel darauf.

Schnell entfernte er sich hierauf, mit Freuden des unheimlichen Fremden Nähe verlassend, und war kaum im Stande, dem unten im Hause ihm öffnenden Hausknechte, der ihn fragte, ob er einen guten Handel gemacht habe, eine zusammenhängende Antwort zu geben.

Auf der Straße in Gottes freier Luft, das sichere Pfand fest unter dem Arme haltend, und von dem wunderbaren Scheine der Kleinodien nicht mehr geblendet und verwirrt, athmete Hessel freier. Jetzt nach Hause zu gehen, schien ihm jedoch nicht räthlich. Wie? wenn Bosheit und Hinterlist ihm auflauerten und den mit kostbarem Schatze Beladenen beraubten? Dieses und zugleich die Neugier, ob der Fremde gleich wieder Frankfurt verlassen würde, bestimmte ihn, sich in einen vorspringenden Winkel eines gegenüberliegenden Hauses zu bergen und dort — das Kästchen unter dem weiten Rokelor wohl versteckt — den anbrechenden Tag abzuwarten. Stille ward's in dem Gasthofe und nur in den Zimmern des Fremden im ersten Stocke sah man den Schein vieler hin und hergetragener Lichter. Nicht lange, so wurde das in ein Seitengäßchen führende große Thor mit lautem Gekrache geöffnet. Hessel fuhr erschreckt zusammen. Ein Posthorn ertönte und ein mit Sechsen bespannter, hochaufgepackter Reisewagen, von einem Vierspännigen gefolgt, flog in rasselnder Eile vorüber, daß das Pflaster dröhnte. Im Gasthofe verlöschten die letzten Lichter und eine tiefe Stille lagerte sich ringsum, während Blasen und Rasseln immer schwächer und schwächer sich nach dem Maine zu verlor.

In seinem Winkel ward Hessel nunmehr immer ruhiger. Gestohlenes Gut war das ihm Anvertraute nicht, das

sah sein Scharfblick wohl deutlich ein, und er konnte mit Gewißheit der Auslösung der Juwelen und dem ihm verheißenen glänzenden Geschenke entgegensehen. Als Handelsmann pries er sich — nun da das Gefährliche bei der Sache, wie es ihm schien, vorüber war und er sich mit dem friedlichen Schatze allein befand — im hohen Grade glücklich, daß der alte Wirth im Weidenbusche gerade ihn zu dem Fremden hatte rufen lassen, und er nahm sich vor, sich deshalb ganz besonders bei ihm zu bedanken. Auch seiner Familie gedachte er jetzt, die er mit inniger Zärtlichkeit liebte und die seinetwegen in großen Sorgen sein mußte. Er sah voll Sehnsucht dem erwachenden Leben des Tages entgegen, um seinen Heimweg antreten zu können.

In diesen Gedanken versunken, hatte ihn der Schlummer überrascht, und halb wachend, halb schlafend, zog ein Traumbild an ihm vorüber, worin er seinen Stamm grünen und blühen sah, mit weit ausgebreiteten Aesten. Seine Tochter Mirjam trug die Krone, die er im Kästchen unter dem Arme hielt, und aus ihrem Schooße keimten zwei engelschöne Knäblein, die blutig-rothen Ordenszeichen auf der Brust — und von innerem Schauder ergriffen, bewegte er sich unruhig, stieß seinen alten Schädel an einen vorspringenden Stein und erwachte.

Die Dächer und die Wetterfahnen auf denselben erglühten bereits im ersten Strahl des jungen Morgens und die bockenheimer Straße herunter, vom Thore her, zogen schon schnatternde Milchweiber und Landleute im Sonntagsstaate. Wankenden Schrittes, mit wirren Blicken, machte sich Hessel nach seiner Wohnung auf.

Das Thor der Judengasse blieb des Sonntags wegen geschlossen und zur kleinen Seitenpforte wurde der Wohlbekannte von dem Wachthabenden eingelassen, der ihm spöt-

tisch die Worte nachrief: „Bist lange ausgeblieben, Jud', doch bald hätte Dir Dein Schacher übel bekommen können — Du weißt ja wohl, daß Ihr am Sonntage Euern Winkel, ohne schwere Ahndung vom erbitterten Volke zu dulden, nicht verlassen dürfet!"

Mit einer lächelnden Verbeugung eilte Hessel vorüber, seinen harrenden Kindern entgegen, die er schon von Weitem, ängstlich nach dem Kommenden ausblickend, dastehen sah. Freudig begleiteten sie den Geliebten hinauf, wo Frau und Vater seiner bereits in Ungeduld und Sorgen harrten. Mit dem Ausrufe: „Gelobt sei der Gott Israels, unser allmächtiger Schützer!" bewillkommten sie ihn, und fromm-andächtig die Hände auf das Haupt seiner ältesten Tochter Mirjam gelegt, sprach feierlich Hessel, nicht ohne innere Bewegung des sonderbaren Traumes gedenkend: „Ehre und Preis sei ihm in der Höhe! Seine Wege sind unerforschlich!"

Nachdem die Kinder nunmehr entfernt worden waren, wurde dem Vater und der Frau umständlich und ohne des anscheinend Unbedeutendsten zu vergessen, das Abenteuer der vergangenen Nacht mitgetheilt. Aengstlich hörte die Frau, ruhig und andächtig der Vater zu. Das Kästchen wurde von außen betrachtet, in den Händen gewogen, das aufgedrückte Wappen in Augenschein genommen, und so schlechte Heraldiker sie auch waren, so konnten sie doch so viel daran abnehmen, daß dieses Wappen durchaus nichts von den gewöhnlichen adeliger Familien zeigte. Das Ganze schien ein einziger, sehr verschlungener Namenszug zu sein, doch war das Alphabet, woraus diese Chiffre zusammengesetzt war, den Beschauenden fremd und nicht zu enträthseln. Der Frau schienen die Züge Aehnlichkeit mit dem Hebräischen zu haben, und der Vater Mardochai, der weit in der Welt herum-

gekommen war, hielt sie für türkisch, denen gleich, welche den Namenszug des Sultans auf den türkischen Münzen bilden. Das Kästchen wurde in ein Stück alter Seide gewickelt und in den Geldkasten gestellt, seiner Auslösung entgegenharrend. Das Morgengebet wurde verrichtet und hierauf das Frühstück mit einem Behagen eingenommen, das stets nach einem guten Handel die Seele der Hebräer zu durchwürzen pflegt.

Monde vergingen, immer schwächer wurde die Erinnerung an die Schrecken jener Nacht, neue Geschäfte forderten Hessel's ganze Aufmerksamkeit, und nur, wenn er das Kästchen in seiner Geldtruhe, in Seide gewickelt, ruhig und unverrückt dastehen sah, konnte er sich nicht der versuchenden Gedanken entwehren, diese Steine aus der Fassung zu brechen und sich so, nach und nach mit Vorsicht sie verkaufend, in den Besitz eines großen Vermögens zu bringen.

Mehr als sonst nahm er die Zeitungen zur Hand, mit Aufmerksamkeit die Reiseroute vornehmer und hoher Personen verfolgend, die sie wol mitzutheilen pflegten; allein Nichts fand er, das ihm in seiner Angelegenheit Licht und Aufschluß verschafft hätte. Seine vierhundert Ducaten, auf unbestimmte Zeit ausgeliehen, blieben aus und das todte Capital in seinem Kasten fing an, ihm immer mehr und mehr Sorgen zu machen, da bereits ein Jahr verstrichen war und noch immer der Fremde nichts von sich hören ließ.

Der alterschwache Mardochai kam zum Sterben. Weinend und wehklagend standen seine Enkel um das ärmliche Lager und Sohn und Schnur murmelten in Vereinigung mit einigen Verwandten die üblichen Gebete dem Sterbenden vor, der durch das fast unmerkliche Bewegen der bleichen Lippen und das dadurch verursachte Zucken des weißen Bartes anzeigte, daß er leise mitbete. Mit einer Bewe-

gung der Hand deutete er den Enkeln und Freunden an, daß er mit seinen Kindern allein zu sein wünsche, und dem Willen des Greises gehorchend, entfernten sich die Uebrigen.

„Kinder!" sprach der Greis mit leiser Stimme, „ich werde aufgefordert werden in wenigen Augenblicken zu den ewigen Freuden, und meine kurze Zeit soll sich verwenden zu Gebeten; doch muß ich Euch noch abfordern ein Wort, das Ihr dem Sterbenden, als Israels Nachkommen, niemals brechen werdet. Einen ehrlichen Vortheil im Handel von dem Nebenmenschen zu ziehen, ist erlaubt und wir müssen davon leben, aber auf unehrliche Weise Reichthum erwerben, ist verboten und bringt keinen Segen. Versprecht mir, den Euch anvertrauten Schmuck nicht anzutasten, bis ihn der Eigner wieder fordert von Dem, so er ihn vertrauend in die Hände gelegt hat, und nichts zu entwenden von den Steinen bis zum jüngsten Tag."

„Um Gott!" rief Hessel, „wie soll ich doch aushalten den Schaden! Vierhundert Ducaten entbehren aus dem Handel Jahre lang, richten mich und die Meinigen zu Grunde!"

„Sie richten Dich nicht zu Grunde, mein Sohn, denn der Ewige belohnt es tausendfältig!" sprach der Greis, „ewig peinigen würde Dich Dein Gewissen, wenn Du die Steine veruntreuest, und erbeben müßtest Du, wenn Du ein Posthorn hörst und gedenkest, es kann der Fremde ankommen, der das anvertraute Gut zurückzufordern erscheint. Und wenn er dann wirklich käme, so müßtest Du in die Erde sinken, um Deine Schande zu verbergen, und könnte leichtlich das räthselhaft Verborgene Dir und den Deinen am Leben schaden. Darum versprich Deinem sterbenden Vater, gelobe ihm heilig und auch Du, Rebecca, nie anzu-

tasten den Schmuck und ihn zu verwahren, bis der Eigner kommt und ihn zurückfordert."

Von dem feierlichen Augenblicke ergriffen, leisteten Beide in die Hand des Alten einen stark bindenden Eid und sie und seine wieder herbeigerufenen Enkel segnend, schlummerte er unter stillen Gebeten hinüber.

Es war zur Zeit der letzten Kaiserkrönung, als sich in Frankfurt eine seltsame Geschichte zutrug. Alle Häuser hatten Fremde eingenommen und glänzende Equipagen der Gesandten und hohen Fremden durchrollten Tag und Nacht die Straßen. Festlichkeiten verdrängten Festlichkeiten, und die frankfurter Bürger sahen sich in einen solchen Schwall von betäubendem Lärm gewiegt, daß wol Mancher sich sehnte, die wilde Welle der allgemeinen Freude möge recht bald wieder in das alte Bett des Alltagslebens zurückkehren.

Auch in der Judengasse war es belebter denn je. Sonst zog wol die Neugier die Fremden herbei, dieses verrufene Quartier in Augenschein zu nehmen, oder irgend ein Handel oder sonstiges Bedürfniß zwang dazu, den Verkehr mit Juden zu suchen und den Ekel überwindend, ihre Wohnungen zu betreten — hier war es jedoch ein anderer Grund, der selbst die zierlichsten Stutzer hintrieb, ihre feinen Schuhe auf die übelriechenden Unrath- und Kehrichtshaufen zu setzen, da kein Wagen die Straße befahren konnte. Der Magnet, der so starke Anziehungskraft bewies, war die schöne Jüdin, die Tochter Mirjam's, nach ihrer Großmutter Rebecca geheißen.

Lang ruheten bereits Hessel und seine Frau neben dem alten Mardochai in stillem Frieden, und von der zahlreichen

Nachkommenschaft waren ihnen alle schon gefolgt, bis auf Mirjam, ihre erstgeborene Tochter. Aber auch diese hatte schon eine hohe Lebensstufe erreicht, war Wittwe und erblindet. Wohlstand umgab sie und vor allen andern irdischen Glücksgütern blühete ihr ein so liebliches Mägdelein, wie seit Menschengedenken in Israel keines geblühet hatte. Da das Mädchen stets bei der blinden Mutter weilte und nie öffentlich gesehen wurde — da die Neugierigen, die ihr Ruf herbeilockte, oft vergebens die Judenstraße durchzogen, ehe sie sie zu sehen bekamen, und auch das nur gewöhnlich durch trübe Scheiben in der engen Gasse, die selten ein Sonnenstrahl erhellte, geschah, so war es nicht zum Verwundern, daß dem Gerüchte ihrer außerordentlichen Schönheit viel Seltsames und selbst so manches Widersprechende beigemischt wurde, das die Neugier immer mehr und mehr anfachte und der Erscheinung Reiz um Vieles vermehrte.

Mirjam trieb keinen Handel. Ihre nicht unbedeutenden Capitalien waren ausgeliehen, und sie lebte von dem Ertrage im Ueberflusse. Die alte Geldkiste ihres Vaters stand in ihrem Wohnzimmer und barg die Documente ihres Vermögens, und in einem Winkel derselben, in ein altes, unscheinbares Stück Seidenzeug geschlagen, ruheten die Kleinodien, die in ihren Kinderjahren einst ihrem Vater von fremder Hand waren anvertraut worden. In späterer Zeit, als sie schon verheirathet war und ihr Vater sich seinem Ende näherte, erzählte ihr dieser die nähern Umstände der seltsamen Begebenheit, und nicht ohne innere Scheu erblickte sie dann die eingewickelte Schatulle in der Ecke der alten Geldkiste. Unverrückt blieb sie auf ihrem Platze, sie wagte es nicht, sie in die Hand zu nehmen. Als der alte Hessel das Heranrücken seiner letzten Stunde fühlte, hatte er die Worte seines sterbenden Vaters Mardochai der wei-

nenden Tochter wiederholt. Noch einmal hatte er seine Kraft zusammengenommen, ihr nochmals alle nähern Umstände jener Begebenheit ins Gedächtniß zurückzurufen, der merkwürdigsten, die ihm im Leben aufgestoßen war, und wie von einem mächtigen Geiste ergriffen, gedachte er auch leuchtenden Auges des Traumes, den er, in die Straßenecke gedrückt, dem Gasthofe zum Weidenbusche gegenüber, halb wachend, halb schlafend gehabt hatte: Mirjam, die Krone im Haare, ihre Söhne die Ordenskreuze auf der Brust. Nicht schaudernd, wie damals, sondern mild lachend beugte sich sein Haupt zur Brust hinab, in stiller Anbetung versunken und: „Herr! Deine Wege sind unerforschlich!" sprach er wie damals und im leisen Gebete verhauchte er seine Seele.

Es hatte sich nach und nach ein Aberglaube an den Besitz dieses Schmuckes geknüpft, weil in der That, seitdem er im Hessel'schen Geldkasten ruhte, der Wohlstand bei der Familie eingekehrt war, und die Worte der sterbenden Aeltern seine sorgliche Bewahrung den Kindern anempfohlen hatten. Auch Mirjam hatte bereits ihrem schönen Töchterlein die wunderbare Geschichte von dem Familienhorte mitgetheilt, und wie sie selbst zwar die Kleinodien nicht gesehen habe, wie aber sie von ihrem Vater wußte, daß eine Krone von unschätzbarem Werthe, wahrscheinlich einem hohen, wenn gleich unglücklichen Fürstenhause zugehörig, in der Schatulle verborgen läge.

Auf die junge Rebecca machte diese Mittheilung einen tiefen Eindruck, und da sie, bei Mirjam's zunehmender Blindheit, oftmals zu der Geldkiste geschickt wurde, so konnte sie sich nicht enthalten, die seidene Decke der Schatulle ein wenig zu lüften und mit fast nicht zu erstickender innerer Begierde den rothen Sammet, die goldenen Verzierungen,

und vor Allem das große Siegel mit seinen verschlungenen, fremdartigen Zügen, lange zu betrachten, bis der Mutter Ruf sie aus ihren Träumereien aufschreckte.

Es war die Zeit gekommen, wo nach der Sitte ihrer Glaubensgenossen Mirjam zu der Wahl eines Mannes für ihre in der vollsten Blüte stehende Tochter schreiten mußte. Viele Bewerber naheten sich der Wittwe und sie ging mit sich und ihren Verwandten zu Rathe, wer der Glückliche sein sollte, „die Perle Israels," so nannte man Rebecca, heimzuführen. Ein junger Kaufmann, im Handel und Wandel wohl erfahren und mit einem stattlichen Vermögen versehen, gab der prüfenden Wage den Ausschlag, und ihm wurde der fernere Zutritt von der Mutter gestattet, während man sich bemühte, die anderen Bewerber zu entfernen. Alle Welt beneidete Ruben, so hieß der Erwählte, und Ruben wußte sein vermeintes Glück zu schätzen, und er zeigte seiner Verlobten so viel Aufmerksamkeit und Liebe, als er im Stande war. An seiner Seite zeigte sich Rebecca häufiger an öffentlichen Orten, wo es ihnen erlaubt war zu erscheinen, und immer größer ward der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit.

Um diese Zeit war es, als die Kaiserkrönung eine große Anzahl von Fremden nach Frankfurt gezogen hatte, die mehr noch als die Einheimischen — denen ein zu großer Abscheu gegen Alles, was Jude war, inwohnte — das Lob der schönen Rebecca erhöheten.

Unter den Bewohnern der Judengasse, die das Haus der alten Mirjam besuchten, bemerken wir eine Frau in vorgerücktem Alter, deren Aeußeres eben nicht für sie einnahm, die aber bei näherer Bekanntschaft viele gute Eigenschaften zeigt, vor Allem hülfreich und gefällig war, und daher von allen Leuten gern gesehen wurde. Es war dies

Pessah, aus portugiesischem Stamme, die, als ihr Mann in Amsterdam, ihrem frühern Wohnorte, gestorben war, in Frankfurt sich niedergelassen hatte. Sie trieb einen kleinen Handel mit Schönheitswässerchen, Magenlatwergen, Leichtdornpflastern und dergleichen, und besorgte nebenbei verschiedenartige Commissionen. Die junge Welt wollte ihr zwar nicht wohl und munkelte allerlei von ihr, wer sie aber näher kannte, konnte der Alten nichts Böses nachsagen und namentlich hatte Mirjam ihr großes Zutrauen geschenkt und ergötzte sich oftmals in ihrer Blindheit, wenn Pessah aus ihrem bunten Leben in Amsterdam und andern merkwürdigen Städten ihr erzählte, oder wenn sie die neuesten Stadtgeschichten zum Besten gab, die sie alle wußte, sie mochten sich bei den reichen Handelsherren im Braunfels, oder im Innersten der Wohnungen der Judengasse zugetragen haben. Bei der schönen Rebecca hatte Pessah einen großen Stein im Brete. Sie war der aufrichtigste Bewunderer ihrer Schönheit. Unerschöpflich war ihr Lob des glänzendschwarzen, langen und seidenen Haares, des sanften Feuers, das aus dem himmlischen Auge strahlte, des reinsten Perlenschmelzes der schön geformten Zähne, der üppig schwellenden Sarons-Rose des Lippenpaares, des Incarnats der Wangen, der Alabastersäule des Halses, kurz, aller jener Schätze, womit die gütige Natur die Holde verschwenderisch begabt hatte. Doch nicht allein hiermit begnügte sich die gute Alte. Während Rebecca wohlgefällig in den Spiegel blickte und ihre Reize musterte, wußte Pessah so manches Wort zu hinterbringen, dem sich Ohr und Herz der Schönen willig öffneten. Sie kam viel herum in die Häuser der Christen, und mancher junge Herr kaufte von ihren Waaren, weil er wußte, sie komme auch zur schönen Rebecca und könne da von ihm ein günstiges Wort

reden und ihm Kunde bringen, wie es aufgenommen worden war.

Jeder, der längere Zeit in einer volkreichen, üppigen und reichen Stadt gelebt hat, weiß, was die Mode vermag. Sie erhebt eine Schönheit zur Göttin des Tages und läßt sie verschwinden, um eine andere dazu zu erheben. Sie waltet despotisch in den Köpfen und Herzen der Landleute, und Alles muß sich ihr beugen, oder es wird verlacht und verspottet. Dies äußerte sich hier bei Rebecca's Reizen, die, so außerordentlich sie auch sein mochten und durch das Ungewöhnliche, sie aus dem Judenquartier hervorstrahlen zu sehen, noch um ein Bedeutendes gehoben wurden, durch die Macht der Mode erst eine siegende Allgewalt auszuüben im Stande waren.

Rebecca saß am Spiegel, die langen Haarflechten ordnend, als Pessah zu ihr trat und, die unfern davon im alten wohlbekannten hohen Sorgenstuhle schlummernde Mutter scheuend, in leis' hingeworfener Rede das Mädchen in die Kammer beschied. Die Neugierige sprang auf und folgte auf den Zehen der vorschreitenden Alten.

„Ei, Tochter, wie bist Du heut' wiederum so schön," fing sie mit heiserer, gedämpfter Stimme hier an, „wenn Dich der junge griechische Fürst so sähe, wie würde er da nicht seine Schätze und seinen Stolz Dir willig zu Füßen legen!"

„Der junge griechische Fürst?" wiederholte Rebecca verwundert. „Habt Ihr mir doch von ihm noch nie ein Wörtchen hinterbracht und sprecht jetzt so bestimmt von ihm, als müsse ich ihn so gut kennen als Ihr?"

„Wie wäre das wol möglich," entgegnete Pessah, „kommst Du doch selten nur ins Freie, und dann nur stets an der Seite Ruben's, Deines Verlobten. Dürftest Du, wie ich,

zu den reichen und schönen Fremdlingen gehen, die jetzt zur Kaiserkrönung in unserer Stadt versammelt sind, da würdest Du Herrlichkeiten und Schönheiten zu sehen, aber noch mehr zu hören kriegen — doch ich will Dich nicht zu hochmüthig machen — ich habe Dir schon genug gesagt und einen treuen Spiegel hast Du ja auch."

„Wie Ihr nur sprechen könnt," sagte Rebecca, „haltet Ihr mich denn für eine eitle Närrin? Was aber sagt man von mir — ist es etwas Schlimmes, daß Ihr mir's nicht wiedererzählen wollt?"

„So will ich nicht eingehen zur ewigen Freude," schwor Pessah, „wenn ich jemals nur anhören möchte etwas Schlimmes, was die Fremdlinge von einer Tochter des auserwählten Volkes sagten. Nein, Kind, das fällt Keinem von ihnen ein — doch rührt sich nicht Deine Mutter? Sieh nach — Blinde hören scharf — und Das, was ich Dir jetzt mittheilen will, soll — so unschuldig es an und für sich ist — dennoch von der alten Mirjam noch nicht gehört werden."

Rebecca schlich sich in die Wohnstube, um der Mutter Schlummer zu belauschen, indeß zog Pessah ein Bildniß aus ihrem Mantel, den sie gewöhnlich um Kopf und Schultern zu schlagen pflegte, und stellte es im besten Lichte, der sich öffnenden Thür gegenüber, dergestalt auf, daß der Wiedereintretenden erster Blick darauf fallen mußte. Leichtlich hätte aber diese Unvorsichtigkeit das Erwachen der Alten herbeigeführt, denn kaum war Rebecca zurückgekommen, als beim Anblick des Bildes ein lauter Schrei ihrer Brust entfuhr. Es war der Kopf eines vollkommen schönen Jünglings, und wenn einer in Gottes weiter, wunderbarer Schöpfung werth war, ein Gegen- und Seitenstück zu Rebecca's Schönheit genannt zu werden, so war es dieser. Glück-

licherweise für den Plan der Alten schlief die Mutter in dem Augenblicke zu fest, um den Schrei zu vernehmen.

„Närrisches Kind," sagte Pessah zu der Hochbetroffenen, „wie kann sein Bild Dich schon so ergreifen! Es ist ein Kopf, wie ihn die Männer seines Volkes häufig haben, und das Bild hat Ausdruck und Leben. Halb und halb ist das Volk, zu dessen Ersten er sich zählt, mit uns verschwistert. Unser Stamm hatte mit dem seinigen eine Wiege, auch in der Lebensweise sind wir nicht sehr verschieden und selbst die Vornehmsten unter den Seinen lieben Handel und Wandel wie wir. Mit einem Worte, es ist der junge Griechenfürst, den Du hier im treuen Abbilde vor Dir siehst, und der von heißem Verlangen verzehrt wird, Dir so gegenüber zu stehen, wie jetzt dieses sein Bild."

„Der junge Griechenfürst," wiederholte gedehnt Rebecca, mit rothglühenden Wangen und sehnsüchtigen Augen, in süßem Vergessen den schönen Jünglingskopf anstaunend. Pessah's zahnloser Mund verzog sich zum freundlichen Grinsen.

„Gestern Abend," erzählte die Alte, „ließ er mich rufen. Schon mehrmals bin ich bei ihm gewesen, und ich muß Dir ohne Hehl gestehen, selbst mein altes Herz fühlte sich erwärmt in der Nähe seiner wunderbaren Schönheit. Obgleich ein reicher und vornehmer Fürst, ist er ganz Naturkind und mit Offenherzigkeit hat er mir seine Liebe — erschrecke nur nicht! — zu Dir, Tochter, entdeckt. Leider konnte ich ihm nur achselzuckend zuhören, wenn er mir seinen Wunsch offenbarte, nur ein einzig Mal mit Dir zu sprechen. Wie wäre es wol möglich, Dich zu ihm, oder ihn zu Dir zu bringen? Alles, was er zu thun vermochte, seine grenzenlose Sehnsucht zu befriedigen, war, Dein Bildniß, das in hundert und hundert mehr und minder ähnlichen Abstufungen von Malern und Bildhändlern feil ge-

boten wird, zu kaufen und mit diesen Conterfeien die Wände seiner Wohnung zu tapeziren. Mehre Tage waren vergangen, als ich gestern auf seinen Befehl vor ihm erschien. Gott meiner Väter! Wie abgehärmt und blaß sah das schöne, sonst so blühende Gesicht aus. „Liebe Freundin," sagte er zu mir, „wenn ich mich ihr nicht bald nähern darf, so reibt mich die Sehnsucht auf, ich bin krank, sehr krank, das fühl' ich. Eile zu ihr hin, bitte sie, daß sie sich meiner erbarme und mir vergönne, einen Blick ihres Auges, ein Wort ihres Mundes in mich aufzunehmen. Sie kann nicht so grausam sein, mich hinsterben zu sehen." War es mir da zu verdenken, holde Tochter, daß ich zu einem Mittel meine Zuflucht nahm, das ich mir nur in einem so außerordentlichen Falle zu gebrauchen erlaubte? Ich nahm sein Bildniß und das wohlgetroffenste von Dir, das er besitzt, und indem ich beide Bilder unter geheimen Zeichen und Sprüchen mit einander verband, übte ich einen starken Zauber, dessen Wirkung mir längst bekannt ist. Während daß Du dies Bildniß hier fest und mit innerer Bewegung betrachtest, thut er desgleichen vor dem Deinigen und empfindet Linderung seiner Liebesqualen. Wolltest Du nun wol, aus Liebe zu mir, dem Bilde nur einen Kuß auf den Mund drücken? Niemand sieht es, als ich." — Rebecca blickte zögernd nach der Alten hin.

„Nun, Kind, warum bedenkest Du Dich?" bemerkte die Alte. „Ist ein Bild zu küssen, das Bild eines Menschen, eine Sünde? Ueberdies geschieht es ja nur zum Scherze."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so hefteten sich Rebecca's Lippen im langen glühenden Kusse auf die Lippen des Bildes. Wie ein mächtiger elektrischer Schlag durchzuckte es ihr Inneres. Die Mutter rief im Nebenzimmer,

und schnell das Bild unter den Mantel bergend, sprach die Alte die flüchtigen Worte: „Morgen, zwölf Uhr Mittags, am Fenster!“

Es war die unruhigste Nacht ihres Lebens, die die schöne Rebecca nach diesem Vorfalle hinbrachte, und mit wachen Augen sah sie kaum den Tag trübe durch die sich fast berührenden Giebel der Häuser hindurchbrechen, als sie schon das Lager verließ, um in irgend einer Beschäftigung Ruhe für sich zu erringen. Besorgt fragte die Mutter, den Lauf der Zeit im Kopfe berechnend, was sie so früh schon zu schaffen habe; aber die Tochter erwiderte: die Sonne stände bereits hoch und die Mutter solle das Lager verlassen.

Ein tödtlich langer Vormittag schwand dem schönen Judenmädchen hin. In heftiger Aufregung saß sie am Fenster, das Köpfchen unverwandt nach der Straße gerichtet, die zwölfte Stunde erwartend. Endlich schallte vom nahen Dome das dritte Viertel und bebend schreckte Rebecca zusammen. Immer schärfer blickte sie in die Ferne; sie hörte nicht, wenn die Mutter sie anrief, die wilde Glut des Busens stieg in den Kopf und fast bewußtlos hatte sie nur einen Gedanken.

Mit unsäglicher Langsamkeit schlich dieses letzte Viertel vorüber, endlich bewegt sich die große Glocke, der erste Schlag ertönt, ein fernes Rasseln deutet das Heranrollen eines Wagens am Eingange der engen Gasse an. Nun wird eine männliche Gestalt sichtbar, in einen blauen Sammetpelz gehüllt, mit goldenen Schnüren, nach ungarischer Art, besetzt. Die Gestalt nähert sich langsam, nach den Häusern dieser Seite spähend aufblickend; jetzt erkennt Rebecca die Züge, es ist das Original des Bildes, das sie geküßt hatte.

Der junge Grieche hatte nicht sobald Rebecca erblickt, als er in ruhiger Fassung stehen blieb, ein in Gold gefaßtes Glas, das ihm an goldener Kette am Halse herunterhing, zur Hand nahm und damit Rebecca lang verweilend betrachtete. Dies geschehen, lächelte er fein, nickte mit dem Kopfe und wendete sich zum Gehen. Alles Blut, das der armen Rebecca in der langen Stunde der Erwartung zu Kopfe gestiegen war, trat jetzt mit einem Male erstarrend in die Adern zurück, und wie von einem Fieberfroste geschüttelt, mußte sie vom Fenster wanken, einen Sitz suchend, um sich zu sammeln und zum Leben wieder zu erwärmen.

War es die Schönheit, der Stand des Fremden? War es die Neigung zu ihr, wie ihr die alte Freundin ihrer Mutter so heiß geschildert hatte, oder die Sonderbarkeit seines Benehmens bei ihrem ersten Anblicke? War es endlich der Kuß, den sie auf den Mund des Bildes gedrückt hatte, der den gewaltigen Zauber ausübte? Sie konnte sich's nicht erklären, was die heftigen Bewegungen in ihrem Innern hervorbrachte. Sie mußte — fast schwindelnd, wie sie war — schnell wieder aufspringen und an's Fenster laufen — sie blickte ihm nach und sah ihn noch um die unferne Ecke biegen. Tief aufseufzend ging sie im Zimmer auf und ab. Vor der geöffneten Geldkiste blieb sie stehen, ihre Augen verweilten auf dem Schmucke. „Eine Krone besitz' ich! wer sie mit Recht tragen dürfte!" seufzte sie. „Er ein Fürst — ich ein armes Mädchen von dem verachteten, unterdrückten Volke! — und wenn er mich liebt, wie Pessah mir sagt, ist es nicht Sünde, den Fremdling, den Christen wieder zu lieben? Kann ich mit ihm Gemeinschaft pflegen, ohne mich ewig ins Verderben zu stürzen? Ja, wär' ich von seinem Stamme und diese Krone mein!"

Hier nahm sie das Kästchen in die zitternde Hand, betrachtete es eine Weile und stellte es dann mit wehmüthigem Lächeln an seinen Platz zurück.

Ruben kam und dem Besorgten entging die Wallung Rebecca's nicht. Seine Liebe hatte ihr Herz nie getheilt, und sie war innig erfreut, als er ihr verkündete, eine Geschäftsreise würde ihn für mehre Wochen von Frankfurt entfernt halten. Sie freute sich, seines Anblicks überhoben zu sein und nicht das schulderfüllte Auge zu ihm aufheben zu dürfen.

Unter der zum Krönungsfeste in Frankfurt anwesenden Fremdenmenge befand sich auch der meinen Lesern oberflächlich schon bekannte griechische Fürst. In dem Strudel würde man ihn wenig beobachtet haben, wenn nicht eine Eigenschaft ihm zu Theil geworden wäre, eine Eigenschaft, die mehr noch als Reichthum und Stand Aufsehen zu erregen vermag. Dies war ein ausgezeichneter Grad von männlicher Schönheit und, was diese um so interessanter machte, ein unglückliches Geschick, das den jungen, schönen Mann von frühester Jugend an verfolgte.

Sein Vater, einer der reichsten und mächtigsten Fürsten im Lande, hatte, müde des Druckes, unter dem sein Volk seufzte, schon in jener Zeit den Plan entworfen, den später ein Enkel von ihm ausführte. Voll Muth und Entschlossenheit fing er an, gefährliche Verbindungen zu knüpfen, die Freunde zu bewaffnen, die Feinde in den festen Plätzen zu gewinnen, und nicht fern mehr war der Augenblick, wo die Empörung in hellen Flammen über die Häupter der Feinde des Glaubens und seiner Unterdrücker verzehrend hereinbrechen sollte, als die Schlange Verrath

sich bübisch einschlich und die Häupter der Verschwörung dem unaufhaltsam eindringenden Verderben überantwortete.

In einer fürchterlichen Nacht wurden die Paläste des Fürsten und seiner Anhänger vom wüthenden Pöbel überfallen und mit Feuer und Schwert verwüstet. Im Getümmel entkam der Fürst selbst, in elende Lumpen gehüllt, unerkannt dem Mörderhaufen, nur ein Kästchen in der Eile mit sich nehmend, das einen Familienschmuck von hohem Werthe enthielt. Trotzend der Gefahr, blieb er noch einige Zeit im nahen Waldgebirge verborgen, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, welches Loos seine Familie betroffen habe. Leider war diese bald erlangt. Ein alter Vertrauter hinterbrachte ihm die Kunde, daß seine Gattin und seine Söhne den Tod gefunden hätten, und übergab ihm eine Summe, groß genug, für längere Zeit sein Leben zu fristen, ohne in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, die Veräußerung seines Familienschmuckes zu bewerkstelligen.

Knirrschend vor Schmerz und Wuth, den Dorn der Rache im Herzen, floh der unglückliche Fürst nach entfernten Ländern Europas, wohin das Scepter der Osmanen keine Kraft mehr hatte, ihn strafend zu erreichen.

Aber auch in der Ferne gedachte er der theuern Heimat, und am Strande der Themse, in dichten Nebel gehüllt, einherwandelnd, schweiften seine Gedanken zu den immer grünen Olivenwäldchen seiner Heimat, über die ein dunkelblauer, düftegeschwängerter Himmel sich lieblich hinbreitet.

Plötzlich schreckte ihn ein Brief aus seinen Träumereien auf eine höchst erfreuliche Weise auf. Alle die Seinen waren in jener Nacht nicht umgekommen; ein Sohn war wie durch ein Wunder gerettet und von einem treuen Diener erzogen worden. Der Vertraute, der diese Nachricht

gab, ersuchte zugleich den Vater, sich auf den Weg zu machen, um den geliebten Sohn abzuholen, den er selbst bis zur Grenze begleiten wollte, weil im Lande dem Vater Gefahr drohen könne.

Konnte es nun wol für den Unglücklichen eine stärker mahnende Aufforderung geben, als augenblicks die Reise zur heimatlichen Grenze anzutreten, dort den geliebten, von dem gütigen Himmel ihm so wunderbar erhaltenen Sohn in Empfang zu nehmen und dann wieder für ewig jene Gegenden zu meiden und im stillen Glücke des Vaters alles Ungemach zu vergessen? Er eilte dahin, wohin ihn sein Herz so mächtig trieb; er sah den Sohn wieder und den Freund und ließ sich von ihm eine genaue Schilderung des trauernden Vaterlandes entwerfen. Einige Tage des Beisammenseins waren in seliger Selbstvergessenheit hingeflossen und schon rüsteten die Freunde sich zum Abschiede. Eine bedeutende Summe in Wechseln und Gold, die letzten Ueberbleibsel seines ungeheuern Vermögens, die den gierigen Händen des türkischen Schatzmeisters entgangen, hatte der treue Vertraute dem Fürsten eingehändigt und die Stunde der Trennung war da, als ein türkischer Beamter mit vielen Wachen das Haus umzingelte und, nicht achtend den geringen Widerstand der Dienerschaft des Fürsten, zum Entsetzen der Einwohner des Grenzortes, den Unglücklichen nebst seinem Freunde gefangen fortführte und auf dem Gebiete seines Herrn niedermetzeln ließ. Gleich wie zum Hohne, wurden die Leiber der Ermordeten auf Pfählen gespießt, an der Grenze zur Schau gestellt, indeß die Köpfe, nach türkischer Sitte eingesalzen, durch Eilboten nach Konstantinopel geschickt wurden.

Die Sage ging, daß ein fremder Jude den Verrath begangen habe.

Die treuen Diener entflohen eiligst mit dem jungen Prinzen nach Ungarns Hauptstadt. Mit Noth und Mangel kämpfend, langten sie daselbst an, da alle Effecten des Fürsten den Türken zugefallen waren.

Mehre Große nahmen sich des unglücklichen Dimitri an und ließen ihn auf eine seinem Stande gemäße Weise erziehen. Er erhielt eine Stelle in einem ungarischen Regimente, und wenn gleich seine Zeit zwischen Dienst und Zerstreuung getheilt schien, wenn nach Art der jungen Edelleute jenes Landes die adeligen Uebungen der Jagd, die Reizungen des Spiels und die Genüsse der Liebe ihn einzig und allein beschäftigten, so war es doch nur ein Gedanke, der tief in seinem Innersten glühete: der Gedanke an Rache; Rache zu nehmen an den Verräthern, an den Mördern seines Vaters. Von seinem väterlichen Besitze war ihm nichts geblieben, und er war gezwungen, von dem Gehalte als Rittmeister eines Husarenregiments und einer Unterstützung zu leben, die ihm ein naher Verwandter seiner Mutter, einer vornehmen Familie entsprossen, zufließen ließ.

So lebte der junge Fürst einige Jahre, als sein Rang und sein Unglück die Aufmerksamkeit des Monarchen erregte und ihm die Auszeichnung verschafften, an das kaiserliche Hoflager gezogen zu werden, um dort einen Platz in der Edelgarde zu finden, die zunächst des Herrschers geheiligte Person umgab. In dieser Eigenschaft folgte er dem Hofe nach Frankfurt zur Krönung.

Hier finden wir ihn ganz den Vergnügungen hingegeben, die zu jener Zeit die alte Krönungsstadt ihren zahlreichen Besuchern zu bieten vermochte; und seine körperliche Schönheit, sowie seine geselligen Talente hatten ihn in den glänzendsten Zirkeln längst unentbehrlich gemacht.

Es konnte nicht fehlen, wenn junge Cavaliere sich von

ihren Eroberungen unterhielten und dann die Galerie besiegter und unbesiegter Schönheiten durchmusterten, daß in der Reihe der letztern vor Allen der schönen Jüdin Erwähnung geschah. Wenige nur hatten sie selbst gesehen. Viele suchten die Straße auf, wo sie wol dann und wann am Fenster zu erschauen war, und so Manche hatten sich vergebens den Unannehmlichkeiten einer solchen Wanderung ausgesetzt. Diese Unbekanntschaft mit dem Gegenstande ihres Lobes hatte nun aber dazu beigetragen, dasselbe ins Unendliche auszudehnen. Jeder bemühte sich, zu Dem, was er vom Hörensagen wußte, aus eigner Phantasie, so gut es ging, das etwa noch nach seiner Meinung Fehlende zu ergänzen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß Widersprüche in der Beschreibung der wunderbaren Schönheit Rebecca's sich einschlichen, die das Ganze dem ruhigen Zuhörer als Fabel erscheinen ließen.

Fürst Dimitri kam soeben von einem Spazierritte heim und war im Begriff, vor seiner Thüre sich vom Gaule zu schwingen, als er, durch eine ansehnliche Volksmenge unweit seiner Wohnung aufmerksam gemacht, seinem Diener zurief, nachzusehen, was sich dort wol zugetragen haben möge.

„Herr!" sagte nach einer Weile lächelnd der Zurückkommende, „man sollte es kaum glauben! Es ist ein Mann, der das Bild der schönen Jüdin verkauft, und Alles gafft sie an, wenn auch nur Wenige sie kaufen."

„So springe hin," rief Dimitri noch hoch zu Pferde, und sich vom Sattel erhebend, um die Börse zu ziehen, die er unter dem Dolman zu tragen pflegte, fuhr er fort, indem er dem Diener ein Goldstück hinwarf, „hole mir eins von diesen Bildern, damit ich doch auch weiß, wie dies Wunderwerk beschaffen ist; denn die Wallfahrt zum Juden-

quartier werd' ich wol schwerlich um seinetwillen antreten."

Während der Diener um das Bild feilschte und das Goldstück wechseln ließ, war Dimitri vom Pferde gesprungen und, es einem herbeigekommenen Stallknechte übergebend, stand er vor der Thür, die Arme übereinander geschlagen, und sah auf sein stolzes, warmgerittenes Roß, das langsam vor ihm auf- und abgeführt wurde, anscheinend mit keinem leisen Gedanken bei der schönen Jüdin verweilend. Da übergab ihm das Bild der zurückgekommene Diener und er — es keines Blickes würdigend und zusammenrollend — klopfte seinem Rappen die schwellenden Halsadern und sprang dann mit klirrenden Spornen, einen ungarischen Tanz pfeifend, die breite steinerne Treppe seiner Wohnung hinan.

Im Zimmer angelangt, gedachte er zuerst der lieblichen Fürstin ***, der Zierde der Assembleen, die ihn mit großer Auszeichnung beehrt hatte; dann lächelte er freundlich dem Bilde der schmachtenden Gräfin .. zu, der Gemahlin eines Mitgliedes der englischen Gesandtschaft. Mehre reizvolle Portraits, von seinem Gedächtnisse treu ausgeführt, folgten, und den Reihen beschloß seine himmlische Tänzerin, die Herzogin von S., bei deren Erinnerung sein Herz feuriger zu schlagen begann. Die Verhältnisse verwünschend, die diesen Engel dem jungen und eben so liebenswürdigen Herzoge zugeführt hatten, mithin ihm jede Hoffnung abschnitten, sich der Geliebten anders als im flüchtigen Tanze zu nähern, hatte er vom Winkel des Sophas, wo er mit seinem Gedankenspiel beschäftigt war, sich erhoben und ging raschen Schrittes im Zimmer auf und ab, als ihm die Rolle auffiel, die er beim Eintreten auf seinen Schreibtisch geworfen hatte.

Er öffnete sie.

War es nun seine erhitzte Einbildungskraft oder die Wirkung eines Zaubers, den die Stunde verhängnißvoll übte — er blieb erstaunt, die Augen unverwandt nach dem Bilde gerichtet, stehen. Es war nicht möglich zu glauben, daß auf natürlichem Wege das Bild einer verhaßten Jüdin, von einem Pfuscher für den Verkauf um einige Batzen gepinselt, solchen Eindruck auf ein Auge hervorzubringen vermochte, das daran gewöhnt war, die höchsten Reize weiblicher Schönheit in sich aufzunehmen. Ganz im Anschauen versunken, stand er da und überhörte das dreimalige Klopfen an seine Thür, bis endlich diese sich öffnete und, viele Entschuldigungen stammelnd, die wohlbekannte Pessah eintrat.

Das Bild aus der Hand legend und umblickend, hatte kaum der Fürst die Eintretende erkannt, als er raschen Schrittes auf sie zuging, die welke runzlige Hand in die seine nahm und, sie vor Rebecca's Conterfei führend, ausrief: „Sprich, Alte, ist dies die Jüdin, treu und wahr, von der in dieser Zeit ganz Frankfurt voll ist?"

„Soll mich Gott strafen!" sprach grinsend Pessah, „dies ist Rebecca, mein liebes, frommes Kind, das der Himmel überschüttet hat mit seinen Reizen und das darum viel auszustehen hat, weil Neid und Habsucht das Bild der züchtigen Jungfrau verkaufen auf offenem Markte."

„Der züchtigen, sagst Du?" fiel der Fürst rasch ein; „ist sie züchtig und widersteht den Lockungen des Glanzes?"

„Rebecca ist verlobt, fromm erzogen und hat reichlich zu leben. Sie ist bekannt als tugendhaft und keine Lockung kann zu ihr dringen," versetzte die Alte.

Ist ihr Herz an keiner Stelle offen, wo ein Liebhaber

sich einstehlen könnte?" fragte der Fürst, aufgeregter durch der Alten ausweichende Rede.

„Ein Liebhaber?" gab Pessah zurück; „ein Geliebter vielmehr — ja — was wäre der Liebe unmöglich?"

„Du sprachst, sie sei verlobt" — sagte der Fürst, sie forschend anblickend.

„Nun ja," meinte die Alte, „auch daran kehrt sich die wahre Liebe nicht. Rebecca hat bis jetzt noch nicht geliebt und nur der Liebe allein sind Wunder möglich."

„Gut," rief lachend der Jüngling, indem er den Dolman aufriß und sich's bequem machte, „ich liebe die Jüdin; Du wirst es ihr hinterbringen und dafür sorgen, daß sie mich wieder liebt!"

Vor Schrecken gleichsam zurücktaumelnd, so schien es mindestens, stotterte die Alte: „Gnädigster Herr! Sie ein Fürst, ein Christ, und Rebecca eine Jüdin — nimmermehr wird dieses Band bestehen, selbst wenn es Ihnen gelänge, es zu knüpfen."

„Das laß nur meine Sorge sein," sprach Dimitri; „thue, was Du kannst, mir Rebecca's Neigung zu gewinnen, und ein Lohn wird Dir zu Theil, wie Du ihn Dir nicht träumen kannst; wo nicht, so erfreche Dich nie wieder, vor meinem Angesicht zu erscheinen!"

Und somit wandte er sich schnell zum Weggehen und warf die Thür des Nebenzimmers klirrend ins Schloß, die erschrockene Alte allein zurücklassend.

Sinnend verließ Pessah die Wohnung des Fürsten. Sie war in der Absicht zu ihm gegangen, ihm ihre neuen Schönheitsmittel anzupreisen, wie sie wol öfter gethan, und war sich eines solchen Auftrags, wie ihr ihn der schöne Herr ertheilt hatte, nicht vermuthend. Die in dergleichen Fällen Wohlbewanderte warf die Gedanken im alten Kopfe

hin und her, wie es ihr glücken möchte, den verheißenen Lohn zu erhaschen. Sinnenreiz und Eitelkeit, beide waren in Rebecca zu erregen, um zum Ziele zu gelangen; es bedurfte eines Versuches, und wie er ausfiel, haben wir bereits belauscht. Das Bildniß des Fürsten hatte sich Pessah zu ihrem Vorhaben von demselben erbeten. Die arme Rebecca hatte keinen ruhigen Augenblick, bis daß sie Pessah wieder sprechen könnte, und diese — die Gewalt einer solchen Zögerung wohl kennend — ließ sich lange erwarten. Endlich erschien sie am späten Abend, ein kleines Laternchen in der Hand, woraus eine gelbe Wachskerze einen traurigmatten Schein warf. Sich setzend, stellte sie das Laternchen vor sich auf den Tisch und blickte beim Sprechen unverwandt hinein, indeß ein gelblicher Schein auf ihren mehr widerwärtigen als angenehmen Zügen sonderbar spielte.

Mirjam ruhte im Sorgenstuhle ihrer Gewohnheit nach, und leise flüsternd saßen die Alte und Rebecca neben einander.

„Was sprecht Ihr denn in einem fort von Fürsten und Griechen?“ sagte tief aufathmend die Mutter; „was gibt's denn so Herrliches und Seltsames in Frankfurt, daß Ihr, Pessah, des Lobes nicht satt werden könnt?“

„Genug Herrlichkeiten und Seltsames auch,“ erwiderte Pessah; „was ich aber Eurer Tochter erzähle, ist ein Mährchen von einem jungen Griechenfürsten, der in Liebe zu einem Mädchen unsers Stammes entbrannte, ihr zur Krone verhalf und sie doch bei dem Glauben ihrer Väter ließ.“

„So lebte sie als ein Kebsweib mit ihm und trug die Verachtung der Welt,“ sprach die Mutter.

„Er war Fürst und ehrte sie gleich seiner Frau, und befahl, sie zu ehren, allem Volke — und ihre Kinder waren

Fürsten und regierten das Land" — entgegnete Pessah, Rebecca zuwinkend.

„Weh ihr!" versetzte die Mutter, „so hat ihr Schooß getragen Abtrünnige des Glaubens, und die Frucht hat den Stamm geschändet."

„Es ist ja nur ein Mährchen," sprach lächelnd Pessah, „und im Mährchen wird die Mutter glücklich. In der Wirklichkeit wird sich dergleichen wol schwerlich zutragen."

Nun so erzählt Euer Mährchen zu Ende," sagte Mirjam, „wenn Rebecca mich zu Bette geführt hat" — und somit erhob sich die Alte und ließ sich von ihrer Tochter ins andere Zimmer geleiten.

Kaum sah sich Pessah allein, als sie eiligst die Laterne zum Fenster trug und den Schein auf die Gasse hinunterfallen ließ. Kurz darauf hörte sie ein leises Geräusch auf der Treppe und die Thür halb geöffnet, rief sie unvernehmlich ein paar Worte hinaus, die von einem unmerklichen Kichern beantwortet wurden. Rebecca kam zurück und fragte befremdet, weshalb die Laterne vor dem Fenster stehe.

„In den Küstenländern entzünden die Menschen Feuer zur Nachtzeit," hob geheimnißvoll Pessah an, „um Denen, die draußen in Nöthen auf dem Meere sich befinden, durch solchen Schein die Lage des Ufers und die Stelle des sichern Landens zu bezeichnen. Dies Lichtchen ist nun zu ähnlichem Zwecke hier angezündet. Draußen irrt, von mannigfachem Drang bestürmt, von Liebesnöthen gefoltert, der Schönste und liebenswertheste der Menschen umher, und dies Lichtchen ist ihm ein Zeichen, daß seiner Noth ein Ende werden soll."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Rebecca im höchsten Staunen.

„Nun der Fürst, der arme Fürst irrt wie ein Bettler vor Deiner Thür umher, Tochter!" sagte geschwätzig die Alte, „er verhaucht seine heißen Seufzer in die kalte Nachtluft und drückt seine brennende Stirne an die kalten Steine Deines Hauses, sein Auge blickt sehnsüchtig empor!"

Ein ziemlich lautes Geräusch draußen an der Thür unterbrach hier ihren Redefluß.

„Um Gott!" rief Rebecca, indem eine jäh aufflammende Röthe ihr bis in die Augen trat — „was wollt Ihr damit sagen?"

„Daß der Fürst Dimitri, der Abgott aller Weiber, der schönste, vornehmste und reichste der hier anwesenden Cavaliere," sagte gelassen Pessah, „von liebender Sehnsucht getrieben, an Deiner Thür steht und auf die Erlaubniß von Deinem Zaubermunde wartet, eintreten zu dürfen."

Aller Besinnung beraubt, mit hochwallendem Busen, stand Rebecca da und verhinderte es nicht, als Pessah zur Thür trippelte, diese öffnete und eine hohe Mannsgestalt, in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, eintreten ließ.

Am andern Morgen erschien Pessah mit listig lächelndem Gesicht bei dem Fürsten.

„Du willst Deinen Lohn," schrie er ihr entgegen, „und sollst ihn haben. Was in aller Welt dachtest Du, als Du mich zu der Judendirne führtest? Glaubtest Du, ich würde Jacob, einen verliebten Schäfer, machen und mich sieben Jahre um ihre Gunst bewerben? Verhaßt ist mir Dein Volk, und von bitterm Grolle schwillt mir das Herz, wenn ich einem der Deinen begegne, doch überwand ich

meinen Abscheu und folgte Dir, nichts Anders erwartend als einen Scherz, der mir bei meinen Genossen Stoff zur Belustigung hätte geben sollen. Statt dessen nun muß ich einem langweiligen Gewäsche von Liebe, Zärtlichkeit, Absichten und Gott weiß was, Rede stehen und Deine lange Nase stets einen verhaßten Schatten zwischen mir und der Dirne werfen sehen. Jetzt bleibe mir mit Deinen Intriguen vom Halse, denn zweimal schon locktest Du mich nach der Judengasse, und geschäh' es zum dritten Male, so würde mein Pallasch aus der Scheide tanzen, Dir einen andern Lohn zu zahlen, als Du hiermit empfängst."

Bei diesen Worten warf er der ganz erschrockenen Pessah einige Goldstücke zu, die sie mit zitternder Hand von der Erde aufraffte.

„Ei, ei, mein schöner Prinz!" brachte die Alte ängstlich vor, ein schönes Mädchen — und sei's eine Jüdin — ist keine Festung, die mit Sturm zu erobern ist. Und überdies war Rebecca bis jetzt züchtig und ehrbar, vom unbescholtensten Leumunde. Nur die große Liebe, die sie beim Anblicke des Bildes Eurer Hoheit ergriff, und meine Klugheit hatten es schon gestern bis zu einer Unterredung gebracht."

„Was! Unterredung!" herrschte sie der Fürst an, „nie im Leben suchte ich Unterredung mit einer Jüdin! Ich verabscheue Euch! Ihr waret es, die meinen unglücklichen Vater seinen Feinden verriethen, um sich mit seinen Kostbarkeiten zu bereichern. Bei Eurem Volke befinden sich jetzt jene Kleinodien,. der Stolz und Reichthum unserer Familie! Ich hasse die Türken, die eines politischen Vergehens wegen das Blut meines Vaters vergossen; aber ich verabscheue und verfluche Euch, die um schnöden Gewinn sein Blut den erbitterten Feinden verriethen."

Eine Wuth ohne Gleichen spiegelte sich in dem schönen Gesichte Dimitri's, und die Röthe eines wallenden Feuerstroms ergoß sich aus dem Innern über dasselbe. Mit Hohn ergriff er das Bild Rebecca's, das vor ihm auf dem Tische lag, und, es am Lichte langsam verbrennend, rief er wild lachend: „ich könnte diese schöne Magd, die Perle des Morgenlandes, ebenso — wie hier im Bilde — an einem langsamen Feuer braten sehen! Glaube mir sicher, ich thue keinen Schritt mehr, um mir die Gunst der Kostbaren zu gewinnen, und überlasse mit Vergnügen diesen Sieg einem Andern, der mehr Lust und Laune hat, seine Zeit an solchen Tändeleien zu verschwenden, und der vom Glücke nicht so verwöhnt wurde, wie Fürst Dimitri!"

„Nun, nun, ich will Eurer Hoheit keine Bemühung mehr verursachen, wenn ich aber das Täubchen ganz zahm ins Garn liefere, so wird Fürst Dimitri wol seinen Judenhaß bezwingen und ihm nicht den Hals umdrehen!" so sprach Pessah tückisch lächelnd und die Goldstücke in der Hand wägend, verließ sie das Zimmer.

Dimitri schrie ihr die Worte nach: „Mache, was Du willst, Alte, doch lasse Dich sobald nicht wieder bei mir sehen!"

Auf Rebecca hatte die Unterredung mit dem Fürsten einen ganz andern Eindruck gemacht. Zitternd stand sie dem schönen Manne gegenüber, dem sie sich in aller Glut der Leidenschaft würde hingegeben haben, hätte nicht das Gefühl der Schamhaftigkeit, die Scheu vor seinem Stande und die Verschiedenheit des Glaubens sie davon abgehalten. Sie bemerkte die Wolke des Unmuths, die sich auf seiner glänzenden Stirne gelagert hatte, und seine Einsylbigkeit schrieb sie einer gleichen Empfindung zu, als die war, die in ihrem Innern herrschend wurde. Ihr Busen wogte hoch

auf, wie sie auf seinem Auge das ihrige ruhen ließ, da sie die ersten Worte von ihm vernahm, so nahe vernahm, daß sein warmer Athem ihre glühende Wange berührte, ein elektrischer Schlag durchzuckte sie, als er ihre Hand ergriff, und fast bewußtlos sprach sie von Liebe, Zärtlichkeit, ernster Absicht und nur zu schnell war ihr die himmlische Erscheinung verschwunden. Gleichwie nach einem beglückenden Traume, den wir beim Erwachen, die traurige Wirklichkeit vergessend, noch fortzuträumen streben, legte sich Rebecca, nachdem sie auf der Stelle, wo er neben ihr gestanden, noch verweilt hatte, auf's Lager, dem Vorgefallenen nachdenkend, und von anmuthigen Bildern umwogt, ward sie ins Traumreich mit sanftem Zauber hinübergezogen.

Mit Sehnsucht erwartete sie die alte Vertraute am andern Morgen. Diese erschien nicht. Der Vorfall beim Fürsten hatte sie in Gedanken vertieft und sie wollte erst einen Entschluß fassen, oder vielmehr andere Kräfte zu Rathe ziehen, ehe sie bei Rebecca erschien.

Der Glaube an übernatürliche Kräfte ist zu fest in des Menschen Innerstem begründet und wird nie erlöschen. Fälschlich nennen wir oft Diejenigen, die ihn in uns nähren und durch Handlungen zu befestigen suchen, Betrüger, da sie selbst bei ihren Unternehmungen nur zu fest von jenem Glauben durchdrungen sind. So auch die alte Pessah, die eben nicht im Stande ist, durch Das, was wir sie thun sehen, unsere Theilnahme auf sich zu ziehen. Wir beobachten das Weib in ihrem Zimmer, am äußern Ende der Judenstraße, dem Stadtwalle zu: wie sie da sitzt vor ihrem Kamine, in dem eine dunkelrothe Glut glimmt, im schwarzen, verbrannten Löffel einige Körner eines stark berauschenden Gewürzes mit dem Horne einer Kuh durch-

einander mischend und leise murmelnd drei Haare aus dem Barte eines Elenthieres hineinwerfend, glauben wir, ein Denner oder Gerhard Dow habe sie belauscht, um nach ihr die herrlichen alten Weiberköpfe zu modeln, die aus ihren Bildern uns mit den hellen Augen anblicken, in deren Sternen wir oft getäuscht unser eigenes Abbild wahrzunehmen wähnen und wo jedes weiße, feingekräuselte Härchen, das sich aus der verhüllenden Kappe hervorstiehlt, einen leichten Schatten auf die fahle Runzelstirne zu werfen scheint. Pessah kauert am Kamine, in den über die Glut gehaltenen Löffel blasend, die aufgebläheten Backen vom Scheine beleuchtet, welches in dem Augenblicke ihre Häßlichkeit um Vieles vermehrt. Sie weiß kräftige Zaubermittel zu bereiten, um Liebende, die sich entzweiten, wieder zu vereinigen, oder auch Liebe in zwei Herzen zu entzünden, die einander gleichgültig sind. Eine morgenländische Jüdin, in dergleichen Künsten wohlerfahren, hat sie gelehrt, ein kräftiges Gebräu bereiten, das mit Glut die Adern erfüllt und das Herz vor Sehnsucht bersten läßt, und sie hat beschlossen, es koste, was es wolle, den Fürsten für Rebecca dadurch zu entzünden und die Letztere in ihrer Leidenschaft zu bestärken.

Ein heftiger Sturmwind umsauste den freistehenden Giebel des Hauses und erschütterte dasselbe, daß die kleinen, lockern Fensterscheiben klirrten, als Pessah mit zitternder Hand den Zaubertrank in die grünliche Phiole tröpfeln ließ. Mit ruhig prüfender Miene sah sie durch das Glas und freuete sich, daß sie mit dem Geschäfte zu Ende war, fest entschlossen, sobald als möglich den besten Gebrauch von der Mischung zu machen.

Die Reihe der Lustbarkeiten, welche die Stadt den hohen zur Kaiserkrönung versammelten Fremden gegeben hatte, sollte ein Maskenball im Römersaale beschließen und als das glänzendste Fest ein dauerndes Andenken in dem Gedächtnisse aller Anwesenden zurücklassen. Große Anstalten wurden dazu getroffen. Schon viele Tage zuvor sah man die Gerüste zur Beleuchtung vor dem Römer aufrichten, wodurch die unförmliche Façade das Ansehen einer griechischen Säulenhalle erhielt, die von Tausenden von bunten Lampen erhellt, ein Feuermeer in den nächtlichen Himmel stralen sollte. Der innere Raum, sowie die breite Kaiserstiege mit ihrem bunten Geländer, war mit kostbaren Teppichen belegt, und der Saal selbst, durch hohe Staudengewächse und einen üppigen Blumenflor, in Terrassen rings an den Wänden aufgestellt, zu einem Feengarten umgewandelt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend stand eine ungeheure Volksmenge vor dem Römer und gaffte den thätigen Arbeitern zu, und in vielen Herzen wurde der Wunsch rege: wer doch auch so glücklich wäre, zu allen diesen Herrlichkeiten zugelassen zu werden.

Fürst Dimitri lag in seinem hohen Fenster, den schönen Kopf mit einer kleinen, reichgestickten griechischen Mütze bedeckt, aus langem Rohr den Dampf des feinsten Canasters in die Lüfte blasend, und sah dem bunten Getreibe auf der Straße zu, als er die alte Pessah gewahrte, die, einen eiligen, schlauen Blick zu ihm hinaufwerfend, in größter Geschäftigkeit vorbeieilen wollte. Ein lautes Räuspern galt ihr als Zeichen, daß der Fürst sie zu sprechen verlange, und schnell eilte sie zu ihm. Ohne Meldung, wie sie das schon gewohnt war, durfte sie in das Zimmer treten, aber der Fürst, durch eine vorübergehende Schönheit gefesselt, blickte sich nicht nach der Eintretenden um,

sondern sein Auge mit einem neben ihm stehenden Glase bewaffnend, schauete er, sich weit zum Fenster hinausbiegend, der Schönen nach. Pessah erschien dieser Augenblick erwünscht, schnell hatte sie die Phiole gelüftet und schüttete die reichlichste Hälfte des Inhalts in die Tasse des Fürsten, die vom feinsten Mocca duftete.

Jetzt wandte sich Dimitri zu ihr mit den Worten: „Nun, was treibst Du da am Tische? Untersuchst Du, ob die Stickerei an diesem Dolman echt sei?"

Und die dortliegende Staatsuniform des Fürsten mit den Fingerspitzen berührend, erwiderte die Alte: „Bei Gott! etwas Herrlicheres hat mein Auge nie erschaut!"

„Heut Abend," bemerkte lächelnd der Fürst, „kannst Du mich in dieser Herrlichkeit bewundern, falls Du den Maskenball im Römersaale mit Deiner Gegenwart beehren willst. Ich werde dort in der Gallauniform eines Ehrengardisten erscheinen!"

„Wie Eure Hoheit nun so spotten können!" versetzte Pessah. „Ich und der Maskenball! Eine arme Jüdin und der Römer! Selbst den Reichsten unter uns wird ja diese Ehre nicht zu Theil und ein armer Israelite fände ja den sichern Tod, wenn er sich bei einer solchen Gelegenheit in der Gegend des Festes auf der Straße blicken ließe. Nicht einmal der allgemein bewunderten Rebecca wird solche Auszeichnung zu Theil."

„Rebecca!" fiel ihr der Fürst, die Tasse zum Munde führend und schlürfend, in die Rede, „Was ist's mit der Jüdin? Sprachst Du sie seit jenem Abend?"

„Das arme Kind härmt sich ab," versetzte die Alte, „sie hoffte, Eure Hoheit würden ihr etwas von sich zu hören geben, und weiß nicht, wodurch sie Dero Ungnade auf sich geladen hat."

„Meine Ungnade?" wiederholte Dimitri, „ganz und gar nicht! Kannst Du sie zu meinen Gunsten stimmen und hast Du sie dahin gebracht, sich meinen Wünschen zu fügen, so will ich ja gern ihrer Liebesqual ein Ende machea. Die Dirne ist schön und der Sünde werth!"

„Gott befohlen!" sagte die Alte, sich kurz zum Weggehen wendend.

„Wo willst Du so eilig hin?" rief der Fürst erhitzt ihr nach, die Tasse wieder zum Munde führend.

„Die alte Pessah versteht sich auf die junge Welt nicht mehr!" warf die Alte leicht hin, die Wirkung ihres Trankes in des Fürsten Augen lesend.

„Nun so nimm dies," sprach Dimitri, ihr die volle Börse gebend, „und verstehe Dich besser auf die junge Welt. Mache mir die Dirne geneigt um jeden Preis und gib mir vor dem Balle Bescheid."

Pessah stand mit Alt und Jung, namentlich mit den Reichsten und Vornehmsten in Frankfurt, in zu enger Verbindung, sie hatte der Besorgungen für die ersten Häuser so viele, daher ließ man sie ungestraft auf dem Liebfrauen- und Römerberge hin und herlaufen, als schon die herannahende Feier Solches einem Jeden ihrer Glaubensgenossen längst verboten haben würde. Bekam sie hin und wieder einen Stoß, oder einen Schimpfnamen angehängt, so nahm sie dies nicht übel, sondern zog ihres Weges. Hierzu kam noch, daß Viele der untersten Volksclassen sie für eine Christin hielten, da sie mit den Christen lebte und sich's mit ihnen wohl sein ließ, welches einer Jüdin durch das Gesetz streng untersagt war.

Sie hatte ein Billet zum Balle und einen glänzenden Anzug sich zu verschaffen gewußt, und mit einer vertrauten Freundin, die ein kleines Zimmer in der eschenheimer Gasse bewohnte, Abrede genommen, und nun sehen wir sie, die Hälfte ihres Zaubertrankes, das Billet, den Anzug und mehr als Alles, ihre starke Ueberredungskunst in Bereitschaft haltend, zur Judengasse hineilen, wo Rebecca bereits mit Ungeduld sie erwartete.

Mutter Mirjam lag krank im Bette und eine bejahrte Freundin aus der Nachbarschaft saß bei der trübbrennenden Lampe, den Schlummer der Kranken bewachend. Traurig stand Rebecca im Wohnzimmer, Pessah freute sich arglistig dieses Zufalls. Sie erzählte der Traurenden, daß sie beim Fürsten gewesen sei, und schilderte seinen liebekranken Zustand und seine Sehnsucht auf eine Weise, daß dem Mädchen die ermatteten Blicke wieder zu leuchten begannen. Sie sprach davon, daß der Zeitpunkt nahe sei, ihr Glück zu machen, daß sie ihn nicht vorübergehen lassen dürfe, und indem sie dies sagte, enthüllte sie den Maskenanzug, den sie unter dem Mantel verborgen hielt, und zeigte ihn der Ueberraschten. Es war das Costüm der Freude, nach der Angabe eines italienischen Künstlers für die schöne Herzogin von S* verfertigt, die durch einen plötzlichen Todesfall verhindert wurde, dem Feste beizuwohnen. Pessah hatte, nicht sparend die vom Fürsten erhaltenen Goldstücke, die Kleidung sich zu verschaffen gewußt.

Ganz geblendet fragte Rebecca: „was dies zu bedeuten habe?"

„Es ist Dein Anzug," erwiderte Pessah, „Du wirst darin den Ball auf dem Römersaale besuchen und die Huldigungen empfangen, die Dir mit vollem Rechte gebühren.

Keine Zeit ist mehr zu verlieren. Ich habe bei einer Freundin ein Zimmerchen für den Abend bestellt, wo Du Dich ankleiden magst, um von dort zum Römer zu fahren. Meine Freundin selbst wird in Männertracht Dir folgen und Dich nicht aus den Augen lassen. Du wirst den Fürsten dort sehen und er — nicht wissend, wen die Maske verbirgt — wird von Deinen Reizen geblendet, Dir seine Liebe gestehen. Doch eile — es drängt die Zeit, der Abend ist bereits hereingebrochen und später würden wir Mühe haben, durch das Gedränge zu kommen."

Staunend, keines Wortes mächtig, stand Rebecca der Alten gegenüber. Ein seltsamer Kampf der Gefühle hatte in ihrem Innern sich erhoben. Sie schauderte vor dem Wagniß, welchem der Vorschlag sie aussetzte, und zu lockend war dennoch die Aussicht, einmal im vollen Glanze ihrer Schönheit zu strahlen und so vielleicht den Mann ihrer Liebe sich zu gewinnen. Das Blut war aus ihren Wangen zurückgetreten und sie zitterte an allen Gliedern.

„Dir ist nicht wohl, Kleine!" sprach Pessah, „wart', ich will Dir einige Tropfen reichen!" und alsbald hatte sie die Phiole geöffnet und ließ den Zaubertrank in Rebecca's schönen Mund träufeln.

Wirklich erholte sich diese und fühlte sich plötzlich so gestärkt, daß sie das Fläschchen noch einmal mit eigner Hand zum Munde führte und den starkgewürzten Trank fast ganz hinunterschlürfte. Wie ein Feuerstrom ergoß er sich durch ihre Adern, sie fühlte sich wohl, und in ihrem aufgereizten Zustande ward es Pessah nicht schwer, die Schöne zum Entschlusse zu bringen.

„Ja, ich will hin!" sagte Rebecca, „und wenn auch Verderben mich erwartet, ich kann nicht widerstehen, ich muß zu ihm!"

Sie musterte den Anzug — er war prächtig. Ueber ein faltiges Kleid von weißem Atlas, um das sich ein Kranz, von schönen Blumen und bunten Schmetterlingen gestickt, hinzog, sollte eine feuerfarbene Tunica geworfen werden, deren reiche Stickerei den Glanz des Unterkleides noch weit überstrahlte. Bis zu den niedlichen Sandalen war Alles vorhanden, und durch einen sonderbaren Zufall paßte das Ganze so genau den Formen der Jüdin an, als wenn es für sie bestellt worden wäre.

„Ich werde den Anzug einer Herzogin tragen," sprach Rebecca nach einer Weile, „aber etwas wird dennoch fehlen, um eine Dame von Stande zu bezeichnen, wenn ich nicht zum Glücke auch diesem Mangel abhelfen könnte. Ich meine nämlich den Schmuck. Doch hier ist einer, der mit den schönsten zu wetteifern im Stande ist, die das heutige Fest auf dem Römer vereinigen wird."

Bei diesen Worten öffnete sie die Truhe, deren Schlüssel in ihrer Verwahrung waren, hob die eingewickelte Schatulle heraus und trug sie zum Tische, wo Pessah, sich innig freuend und erwartend, dastand.

Sie lüftete die Seidendecke, deren verblichene Farbe seltsam mit dem wohlerhaltenen, brennenden Incarnate der Schatulle abstach. Da glänzte ihr das unversehrte Siegel entgegen, ganz so, wie es der Fremde ihrem ehrlichen Großvater überantwortet hatte. Sie blickte zögernd darauf hin und schien in ihrem Entschlusse zu wanken.

„Ist denn kein Messer da?" fragte leise Pessah, und im Augenblicke hatte sie die Schatulle ergriffen, mit ihren zwei übriggebliebenen scharfen Eckzähnen eiligst das umschließende Bändchen durchbissen und gab die Schatulle geöffnet in Rebecca's bebende Hand.

Von der Pracht geblendet, starrte Rebecca nach den Kostbarkeiten hin und Pessah selbst schlug staunend die Hände zusammen.

„Was hast Du gethan!“ lispelte Rebecca.

„Deinen Willen, Kind!“ erwiderte die Alte. „Wolltest Du nicht diesen Schmuck anlegen?“ Bei diesen Worten ergriff sie die Krone, und sie auf Rebecca's schwarze Locken drückend, schob sie dieselbe vor den Spiegel, aus dem das schöne Bild sinnverwirrend in der Armen Busen fuhr.

„Wir wollen alles Dies zusammenpacken und uns auf den Weg machen!“ rief eilig die Alte.

„Und meine Mutter?“ sagte Rebecca.

„Die ist krank und erfährt nichts. Die Freundin bleibt über Nacht hier und in ein paar Stunden sind wir wieder zu Hause.“ So beruhigte sie Pessah, und leise die Thür nach sich zuziehend, einen Mantel umgeworfen, schreitet Rebecca an der Seite ihrer Begleiterin durch die bereits dunkelnden Straßen, die von einer wogenden Menge angefüllt waren, der fernen eschenheimer Gasse zu.

Dort fanden sie ein Zimmerchen, mit Wohlgeruch angefüllt und von einer sanftstrahlenden Lampe zauberisch erhellt. Faltige, feine Vorhänge umgaben ein zierliches Bett und diesem gegenüber erglänzte ein breiter Spiegel, fast die ganze Wand bedeckend. Rebecca entkleidete sich, von der Freundin Pessah's unterstützt, und während die Letztere zwei Wachskerzen anzündete und vor den Spiegel rückte, trat die Schöne hin vor denselben, das herrliche Maskenkleid über die üppigen Glieder werfend. Wie von magischem Glanze umgeben, strahlte ihr Bild aus dem Glase zurück, und während die Weiber ihrem Erstaunen Luft

machten, stand Rebecca im eigenen Anschauen verloren da und konnte ihr Auge von sich selbst nicht losbringen. Da reckte Pessah ihren welken, runzlichen Arm aus der schwarzen Umhüllung hervor, und auf einen kleinen Schemel steigend, hielt sie hoch über Rebecca's Kopfe die funkelnde Krone. Das häßliche Gesicht der Alten, das sie plötzlich neben dem ihrigen im Spiegel gewahrte, schreckte sie auf und sie blickte sich um.

„Nur noch die Krone," sprach Pessah, „und die Kreuze."

„Die rothen Kreuze?" rief, wie von einem Schauer ergriffen, das Mädchen.

„Die befestigst Du auf der Brust," entgegnete die Freundin, „um so weniger wird man vermuthen, daß eine Jüdin unter der Maske steckt."

Mit diesen Worten hatten sie ihr den fürstlichen Schmuck auf die Locken befestigt, und gleichsam ihre Sinne in süßem Rausche befangen, ließ es Rebecca geschehen, daß ihr beide Ordenssterne auf die Brust geheftet wurden.

Nicht die Freude war's, die Rebecca darstellte, wie es wol die Herzogin von S* vermocht haben würde, hätte sie den ursprünglich für sie bestimmten Maskenanzug angelegt, aber das Bild einer Fee, strahlend und entzückend, so schwebte bie Jüdin einher. Die Maske ward vorgebunden und die Freundin Pessah's, in eine sorglich verhüllende Tracht gewickelt, führte sie am Arm zum Wagen, der mit ihnen dem Römer zurollte, während Pessah mit dem Lichte ins einsame Zimmer zurückkehrte.

Die Beiden durchzogen die glänzend erhellten Gemächer, Rebecca wähnte zu träumen und hatte Mühe einherzuschreiten. Von jedem Gegenstande ward sie überrascht.

Ihre Begleiterin hatte Mühe, sie weiter zu bringen. Eine rauschende Symphonie ertönte, von dem kunstvollen Meister Mozart zu dieser Festlichkeit gesetzt, und die himmlischen Klänge hatten dem summenden Wogen der Menge Stillschweigen auferlegt. Alle Gäste waren in weitem Kreise um das Orchester gereihet, und auf reich geschmückter Tribüne sah man den römischen Kaiser von allen seinen Großen und den anwesenden Fürsten und ihren Gesandten umgeben. Kein Laut ward gehört, als der hinsterbende der Flöten, und regungs- und athemlos lauschte die Versammlung, als plötzlich ein dumpfes Aufschreien, Ueberraschung und halberstickte Wuth bezeichnend, alle Augen auf einen Fleck hinzog.

Man gewahrte dort eine schöne, weibliche Gestalt in dem glänzendsten Aufzuge, einer Fürstin würdig, und unweit davon einige hohe Jünglinge, in prachtvoller Uniform, emsig bemüht, einen aus ihrer Mitte in ein Seitenzimmer zu bringen.

Die Ruhe ward sogleich wiederhergestellt, die Musik fesselte auf's Neue die Hörer und nur dann und wann schoß man neugierige Blicke auf die unbekannte Schöne, deren Nähe den Zuhörern unheimlich geworden war.

Nach geendigter Symphonie erscholl von einem andern Orchester die Eröffnungspolonoise, die der Kaiser selbst anführte. Ein junger Cavalier bat um die Hand der strahlenden Maske, die jedoch mit wiederholtem Kopfschütteln den Tanz ablehnte.

Unterdeß lag auf einer Ottomane des Nebenzimmers der Jüngling, der den Schrei ausgestoßen hatte, von seinen treuen Freunden und einem herbeigerufenen Arzte umgeben, und schien nur langsam sich erholen zu können. Man hatte ihm die enganschließende Kleidung geöffnet, wel-

cher man, in Vereinigung mit der Hitze des Saals, die unangenehme Wirkung zuschrieb, und mit Hülfe einiger angewandten Reizmittel war die völlige Besinnung ihm wieder zurückgekehrt. Ein Adjutant des Kaisers erschien, um sich nach dem Befinden des Jünglings zu erkundigen, der zum Beweise seiner völligen Wiederherstellung, nachdem er seinen Anzug geordnet hatte, an dem Arme seines Freundes wieder in den Saal zurückkehrte.

Hier folgte ein Schwarm von Neugierigen der schönen Unbekannten, die theils durch ihre herrliche Gestalt, theils durch den Glanz ihres Aufzuges, wie auch durch das Fremdartige ihres Benehmens und das Abgeschlossene ihrer Unterhaltung, die sich einzig und allein auf ein trockenes Ja und Nein beschränkte, große Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Sie selbst eilte — wie es schien — einen Gegenstand vergeblich aufsuchend — durch den Saal und die Gemächer, die ihn umgaben, denn nirgends verweilte sie und Nichts war im Stande, ihre Aufmerksamkeit auf einige Zeit zu fesseln. Schon fingen die jungen Herren leise hinter ihr zu spötteln an, und nur die Nähe des Monarchen, sowie die Pracht, welche die Erscheinung umgab und die auf eine vornehme Person hinzudeuten schien, hielt einen lauten Ausbruch des Muthwillens zurück.

Ermüdet von vergeblichem Suchen hatte Rebecca sich auf den Rath ihrer Begleiterin auf einen Sitz niedergelassen, um im Vorüberziehen das bunte Gewühl besser zu beobachten und so leichter den Gegenstand ihrer Sehnsucht erspähen zu können, als sich ihr in dichter Vermummung eine Maske nahete und vertraulich zu ihr setzte. Rebecca schrak zusammen, denn dieser stolze Gang, sowie der Ton der Stimme, konnten nur Einem Manne der Schöpfung angehören.

Nur einsylbig war die Unterhaltung des Vermummten und beschränkte sich größtentheils auf Fragen, die sich auf Rebecca's Verhältnisse, Stand, Wohnort und dergleichen bezogen. Rebecca ward gesprächig. Die Glut in ihren Adern, durch Pessah's Trank hervorgebracht, sowie durch die Nähe des Geliebten erhöht, erzeugte einen Redestrom, der sonst wol ihrer Zunge fremd war. Sie sah sich am Ziel alles erträumten Glückes. Sie war im vollsten Glanze ihrer Schönheit inmitten der Größten und Edelsten erschienen, hatte deren Huldigungen — wie sie vermeinte — rein und im Uebermaße erhalten und schwelgte nun in der namenlosesten Wonne, dem Heißgeliebten Hand in Hand zur Seite zu sitzen, gleich als ob keine Scheidewand äußerer Verhältnisse sich zwischen ihnen aufthürmte und als wären sie von der gütigen Natur für einander bestimmt gewesen. Im seligsten Rausche hatte sie die glänzenden Kreise der Tänzer überschaut, die Maske saß still beobachtend an ihrer Seite — ach! dachte sie, warum sind wir nicht unbelauscht, dann öffnete er mir die Arme und ich sänke beseligt an sein stolzes, für mich schlagendes Fürstenherz!

Der Hof hatte sich verloren, Rebecca stand auf, indem sie ihrer Begleiterin einen Wink gab.

„Die himmlische Freude verläßt uns," sagte dumpf der Vermummte, zu dem sich einige andere ähnliche Masken gesellt hatten.

„Sie wird stets bei Dir weilen" — flüsterte Rebecca, „wenngleich ihre Repräsentantin ihre Stelle niedergelegt hat. Wisse, wenn ich Dich verlasse, wird dieser Glanz vergehen, und ich werde zu finsterer Schwermuth, zur bangen Traurigkeit werden."

„Das wirst Du sicher nicht," raunte ihr der Ver-

mummte ins Ohr, ihr fest die Hand drückend — „ich verlasse Dich nicht.“

„Wenn sehen wir uns wol wieder?“ klagte Rebecca „keine Fürstin ist, die an Deiner Seite steht — es ist nur erborgter Schmuck, der die arme Dirne ziert, die nichts hat von dem Herrn der Welt, der die Loose ungleich vertheilt, als ein paar große Augen, thränenvoll, um ihr Loos zu beweinen, und ein langes Rabenhaar, sie damit zu trocknen.“

„Ich weiß, Du bist Jüdin,“ sprach rasch der Vermummte, indem es ihn zu durchzucken schien. „Du wagtest viel —“

„Um Gott! Du machst mich unglücklich, wenn Du mich verräthst,“ fiel ihm Rebecca ins Wort.

„Das werde ich nicht,“ versetzte der Andere; „doch gestehe mir's, ehe wir scheiden, Du hast diesen Schmuck von Deinem Vater —“

„Von meinem Großvater ererbt,“ lispelte Rebecca, „der ihn von einem griechischen Fürsten — ich sollte zwar nicht davon reden, doch Dir kann ich nichts verschweigen.“

„Ich weiß genug,“ sprach der Vermummte in sich hinein, „ich will Dich zum Wagen geleiten.“

Stumm führte der Vermummte die Beiden hinunter, und nachdem einer von den bereitstehenden Miethwagen herbeigerufen war, wurden die Frauen hineingehoben und dem Kutscher die Wohnung ins Ohr geraunt, um das Nachströmen einiger Neugierigen zu verhindern, deren Aufmerksamkeit die schöne Maske auf sich gezogen hatte. Blitzschnell jagte der Kutscher, dem das Doppelte des gewöhnlichen Lohnes vorausgegeben war, davon, und der Vermummte hatte Mühe, im schnellen Fahren auf den Bediententritt zu springen. Es schien ihm hierzu die nöthige Uebung gefehlt zu haben.

Beim grauenden Morgen fährt ein unscheinbares Fuhrwerk die eschenheimer Gasse herauf und will eilig um eine Ecke biegen, als ein dichtes Gedränge von Menschen aus allen Ständen, die in wildes Toben ausgeartet waren, es daran verhindert. Neugierig steckt der Reisende den Kopf aus dem verhüllenden Pelze, um nach der Ursache zu fragen, und erfährt zur größten Bestürzung, daß Rebecca in diesem Hause ermordet läge, und daß eine alte jüdische Kupplerin, in Gemeinschaft mit einer stadtbekannten Buhldirne, diese That, um eines reichen Schmuckes wegen, verübt hatten, den die Unglückliche gestern anlegte und darin in eitlem Wahne den Fürstenball auf dem Römer zu besuchen sich erkühnte.

Ruben, der Verlobte Rebecca's, war's, der von seiner Reise zurückkehrend, diese Trauerkunde vernahm. Er wollte hinauf, um die Ermordete zu sehen, allein die vor dem Hause aufgestellte Wache erlaubte dies nicht. Lange stand er bittend da, als ein Ausbruch der Wuth des Pöbels ihn zwang, wieder in den Wagen zu steigen und in Eile der Judengasse zu nach dem Hause der alten Mirjam zu fahren. Das Straßenpflaster wurde ausgerissen und mit den Steinen das Haus bestürmt. Jede Hand ward bewaffnet, um die beiden vermeintlichen Mörderinnen zu verwunden oder zu beschimpfen, die in diesem Augenblicke, weinend und laut wehklagend, in der Mitte von Wachen in das Stadtgefängniß abgeführt wurden.

Am Vormittage erschienen Abgeordnete der Judengemeinde, den Leichnam der schönen Jüdin in Empfang zu nehmen, der ihnen von der Stadtbehörde überantwortet wurde. Man schrieb es den boshaften und arglistigen Verlockungen der alten Pessah zu, daß Rebecca ihr in dieses Haus gefolgt war, und betrachtete diese — gleich wie alle

Ermordete von den Juden betrachtet werden — nicht als ein in ihren Sünden dahingefahrenes Geschöpf, sondern als einen durch schmerzhaften Tod von der Hand eines Mitgeschöpfes gereinigten Märtyrer. Mit gesenkten Häuptern folgten die Abgeordneten der schwarz bedeckten Bahre, worauf der schöne Leichnam ruhete, sorglich den Augen der Gaffer entzogen, und die Menge ließ sie scheu und schweigend hindurchziehen, und selbst die Rohesten thaten ihren Schmähungen Einhalt, bis daß der Trauerzug aus den Augen verschwunden war.

Eine Wehklage durchhallte die Judengasse, als die Ermordete dort anlangte, und Alles drängte sich in Mirjam's Haus, um die erblichene Schönheit noch einmal zu sehen. Da lag sie starr und schien zu schlummern. Die herrlichen Kleider von ihrem Blute getränkt, das einer breiten Wunde unter dem Herzen entquollen war. Die Haare, auf welchen die Krone gesessen hatte, hingen in wilder Unordnung auf dem Busen, und frische Blutstropfen perlten darin statt der entwendeten Kostbarkeiten, und auf der Schwanenbrust wurden die blutigen Spuren der Mörderhand an ihren Fingern bemerkbar, die dort in gieriger Hast die Ordenskreuze herabzureißen sich bemüht hatten. Nicht satt wurde man, die Arme anzusehen, und selbst die jungen Mädchen, die oft wol nicht ohne Neid von Rebecca's Schönheit hatten sprechen hören, fühlten sich bei dem traurigen Ereignisse tief ergriffen und zollten ihr aufrichtige Thränen.

Das Verhör der beiden Weiber dauerte fort und Frankfurts Publicum wendete sich mehr diesem Criminalfalle zu, da der Stoff zur Unterhaltung durch das Ende der Krönungsfeierlichkeit und die Abreise der fremden Herrschaften wieder spärlicher zu werden begann. Ihre Aussagen waren widersprechend und mehrten den Verdacht. Es kamen viele

andere Frevelthaten zum Vorschein, die sie lange vorher verübt hatten, und deren Zusammenhang bei dieser Gelegenheit — wie das oft zu geschehen pflegt — sich enthüllte. Es ward den Richtern zur Gewißheit, daß sie den Tod verdienten, und das Urtheil wurde in der Form des Rechts gesprochen.

Der Tag der Hinrichtung rückte heran, und alte Leute erinnern sich noch mit Schaudern, wie beide Weiber auf der Karre zum Richtplatz gefahren wurden. Die gelbe alte Pessah, mit dem gespenstischen Blicke, die Lippen wie zu Zauberformeln bewegend, dann und wann hohnlachend sie auf der Menge ruhen lassend, und die jüngere Buhlerin in wüthender Verzweiflung, sich die Haare ausraufend und ihre Unschuld betheurend. Beider Haupt fiel unter den Streichen des Nachrichters. Pessah's letztes Wort war eine grauenvolle Verwünschung ihrer Richter; der Buhlerin entfuhr der furchtbare Schrei: „Ich sterbe unschuldig!"

Lange Zeit nach dieser tragischen Begebenheit, und weit entfernt von dem Orte, wo sie sich zugetragen hatte, sehen wir auf hohem Schlosse die Lichter angezündet, die zahlreiche Dienerschaft in glänzender Gallakleidung, zum Empfange der anrollenden Gäste bereit und Alles in froher Geschäftigkeit sich zu einem Feste vorbereiten. Es ist die Dame des Schlosses, Gräfin Pauline von R., die sich mit dem jungen Fürsten Dimitri P. vermählt.

Die junge Gräfin, einem deutschen Fürstenhause entsprossen, ward in der ersten Blüte einem reichen vornehmen Starosten angetraut, der ihren Jahren bei Weitem überlegen, in wilder Unabhängigkeit auf seinen Gütern bei Lem-

berg lebte. Seine zügellosen Leidenschaften beschleunigten seinen Tod und die reizende Witwe verließ ihr Schloß, um sich in den gesellig glänzenden Zirkeln der Hauptstadt huldigen zu lassen. Hier hatte sie den Fürsten Dimitri P. kennen gelernt, der alsbald ihre ganze Neigung für sich in Anspruch nahm.

Früher als Ehrengardist an dem Kaiserhofe zu Wien lebend, war er seit einiger Zeit als pensionirter Rittmeister nach Lemberg gekommen, und ein räthselhaftes Gerücht war über ihn im Umlauf. Es hieß nämlich, er sei durch eine That in des Kaisers Ungnade gefallen, die eigentlich seinen Tod verwirkt haben würde, wenn nicht mächtige Fürsprache und andere Rücksichten seine Strafe in Exil vom Hoflager umgewandelt hätten. Das Nähere wußte Niemand. Der Eine meinte, es sei ein unglücklicher, von ihm herbeigeführter Zweikampf gewesen, ein Anderer, ein Mord aus Eifersucht, ein Dritter sprach sogar von einer unheimlichen Verbindung mit Teufelsbannern und Beschwörern. Die Ruhigern behaupteten indeß — und dies schien das Wahrscheinlichste — ein von Zeit zu Zeit rückkehrender stiller Wahnsinn habe den Fürsten zum Dienste untauglich gemacht. Dessenungeachtet ward Fürst Dimitri von den ersten Häusern gesucht und besonders waren es die Damen, die sich gern über die Unheimlichkeiten hinwegsetzten, die der Ruf dem Fürsten angehängt hatte, und sich von seiner Liebenswürdigkeit fesseln ließen. Man muß gestehen, daß der Fürst, wenn gleich über die Jünglingsjahre längst hinaus, wie die hohe Stirn deutlich bewies, welche die Lockenfülle eines Apoll oder Antinous nicht mehr zeigte, dennoch so viele Spuren männlicher Schönheit in sich vereinigte, als wol nur selten angetroffen werden möchte. Vor Allem lag in dem Blicke des großen braunen Auges ein ganz eigenthüm-

licher Zauber. Ein Schleier der Schwermuth hatte ihn umzogen, und nur selten fuhr ein Blitz hindurch, dessen Glanz dann um so wirksamer war. In seinem Häuslichen lebte der Fürst sehr eingezogen. Mit zwei Bedienten, von denen der eine seine schönen Pferde besorgte, bewohnte Dimitri ein ansehnliches Haus, das nie ein anderer Mann betrat. Er hatte keinen Freund und keinen näheren Umgang mit Männern. Er beschränkte sich darauf, gewisse Zirkel in vornehmen Häusern zu besuchen, die durch Musik, Spiel oder Tanz belebt wurden. Hatte der Fürst einen solchen Zirkel verlassen, so war er so lange einsam zu Hause, bis eine neue Einladung ihn wieder zur Gesellschaft zog.

So war der Mann, welcher der jungen Witwe des Starosten von N. Liebe einflößte, die um so stärker war, als sie zum ersten Male sich des jugendlich warmen Herzens bemächtigte, da sie für ihren verstorbenen Gatten nie diese Leidenschaft empfunden hatte. Fürst Dimitri schien die Auszeichnung, die ihm die liebreizende Gräfin angedeihen ließ, gern zu bemerken, und wenn gleich seine Schwermuth ihn nie ganz verließ, so ruhete doch das von ihr umflorte Auge gern lang verweilend auf den schönen Zügen Paulinens.

Diese Neigung nahm so schnell und auf so überraschende Weise zu, daß, ehe noch die Stadt von dem Gerüchte davon ganz erfüllt war, und ehe Alt und Jung, Vornehm und Gering sich für oder wider darüber hatte aussprechen können, die Gäste zur Verlobung geladen waren, die im Beisein aller Verwandten der Gräfin — der Fürst hatte keine im Lande — vollzogen wurde. Im Herbste desselben Jahres war die Vermählung festgesetzt, die zur Zeit der großen Jagden, wenn alle Staroste auf ihren Schlössern diesem Vergnügen nachhingen, im Beisein der ganzen Nach-

barschaft auf dem Stammschlosse der Gräfin gefeiert werden sollte.

In den Sälen wogte bereits die reichgeschmückte Gesellschaft, in heiterer Unterredung begriffen, und erwartete die Neuvermählten. Der Fürst jedoch befand sich noch in den Zimmern seiner jungen Gemahlin, die im glänzendsten Brautkleide dasaß, nur noch des Schmuckes entbehrend. Er lag vor ihr, reich und ausgesucht in zierlichen Kästchen und Schatullen, doch wurde er nicht angelegt. Der Fürst stand im hohen Bogenfenster und starrte ungeduldig in die nebelvolle Ferne. Da erschien der alte Graf W., Onkel der Fürstin und ihr voll inniger Liebe zugethan, mit leisem Vorwurfe bemerkend, um eitlen Schmuckes willen sei es wol Unrecht, die Versammlung so lange warten zu lassen, und, auf des Fürsten Einreden nicht achtend, legte er selbst den Schmuck der Fürstin an, und sie bei der Hand nehmend, führte er seine von Liebreiz und fürstlichem Glanz strahlende Nichte, von ihrem Gatten zögernd gefolgt, in den Saal, wo die Glückwünschenden alsbald die Eintretenden umgaben.

Fluchend und über und über von Schweiß triefend sprengte ein finsterer Alter, den grauen Bart vom Nachtwinde gepeitscht, den holperigen Hügel vor dem Schlosse herunter, diesem zu. Obgleich der Sturm ihn zu treiben scheint, so muß doch das sonst gute Pferd mit einer unsichtbaren Macht kämpfen, die es am Weiterkommen hindert, und die gesträubten Mähnen, so wie sein Schnaufen, deuten auf die Nähe irgend eines unheimlichen Wesens.

Endlich in dem Schlosse angelangt, fragt der Reiter, die hellen Tropfen aus dem herabhängenden Barte wischend, kurz nach dem Fürsten. Man will ihn melden, doch das

gibt er nicht zu. Nicht die Gemächer will er betreten, man soll den Herrn in die Vorhalle bescheiden, dies ist sein Wille.

„Ei Du unwirscher Hochzeitgast!" brummte der Kammerdiener der Gräfin, der mittlerweile hinzugetreten war, und dem bei dem herbstlichen Wetter, in seidenen Strümpfen und Staatslivree, die Zähne zusammenschlugen, „was soll man dem Fürsten denn sagen, um ihn zum Heruntergehen zu bewegen?"

„Der alte Marcos sei da — nichts weiter!" schnaubte der Alte ihn an. „Mach's aber kurz und schnell!" rief er dem Hinauftrippelnden noch nach.

Den Schmuz des Weges von den Stiefeln stampfend und den Ueberrock öffnend, um den Staubregen davon abzuschütteln, trat der Fremde in die Vorhalle des Schlosses, die in der Mitte des Gebäudes eine Rotunde bildete, von welcher sich die Corridors und Gallerien nach den zahlreichen Sälen und Gemächern erstreckten. Lächelnd blickte hier der Alte um sich, dann und wann einen grimmigen, stechenden Blick auf die glänzenden Diener werfend, die, von einem Geschäfte durch die Halle geführt, stehen blieben und gleichsam fragen wollten, was der Unheimliche hier bei später Nacht zu holen habe?

Endlich trat der Fürst heftig auf den Alten zu, ihn barsch, wie es schien, in einer fremden Sprache anredend. Der Alte erwiderte in trotzigem Tone und indem er ein wohlverwahrtes Päckchen aus dem Rocke zog und es dem vor ihm stehenden Fürsten überreichte, drehte er sich, um die Halle zu verlassen. Dieser rief ihm nun lächelnd einige Worte zu, die der Alte brummend im Gehen erwiderte; hierauf begab er sich in den Hof zu seinem Pferde, zog es

in den ersten leerstehenden Stall und legte sich selbst auf das Stroh, das er seinem Thiere unterstreute, einen starken Zug aus der am Halse hängenden Korbflasche nehmend.

Der Fürst begab sich auf sein Zimmer, um das ihm von Marcos Uebergebene zu öffnen, unmuthig darüber, daß der träge Alte nicht zeitiger eingetroffen war. Es waren Kleinodien von großem Werthe, die der Alte aus der Stadt brachte, und der zärtliche Gatte hätte die junge Fürstin nur zu gern in dem alten Familienschmucke des Hauses strahlen sehen.

Die Gesellschaft zerstreute sich in die ihr angewiesenen Zimmer, und unter Vortretung von glänzenden Hausofficieren, die auf prächtigen Armleuchtern hohe Kerzen trugen, wurden die Neuvermählten von den nächsten Verwandten bis zu den Schlafgemächern geleitet, wo — nachdem das Brautgewand von den Zofen ausgezogen worden war — der Fürst selbst — einer alten Sitte gemäß — seine junge Gattin entkleiden durfte.

Plötzlich — einen Gang durch's Zimmer machend — blieb die Fürstin vor dem offenen Schreibtische ihres Gatten mit einem Ausrufe der Verwunderung stehen.

„Welch ein glanzvoller Schmuck!" sagte sie überrascht, „ist es der, den Du mir bestimmtest? Wie böse bin ich Deinem alten Diener, daß er so lange zögerte, wie glücklich hätt' es mich gemacht, mich der Gesellschaft darin zeigen zu können. Ist es aber recht," fuhr sie fort, „geht man mit diesen Kostbarkeiten dergestalt um, sieh nur, wie das daliegt."

Und bei diesen Worten zog sie den Fürsten zu dem Schreibtische hin, der sich bei dem Anblicke jener Steine eines innern Grauens nicht erwehren konnte.

Er hatte den Schmuck wohlverwahrt in den Schreib-

tisch geschlossen — dessen war er sich bewußt — und nun lag Alles geöffnet — ja in größter Unordnung umhergestreut — da.

Weit entfernt an übernatürliche Einwirkung zu glauben, ergriff die Fürstin die vor ihr liegende, blitzende Krone, und sie mit inniger Freude vor dem Spiegel auf die dunkeln Locken drückend, wandte sie sich soeben um, um ihrem hinter ihr stehenden Mann die Worte zuzurufen: „Nehm' ich mich in dem alten Fürstenschmucke Deines Hauses nicht gut aus?" als sie — nachdem sie kaum obige Rede beendigt — wie vom Blitze getroffen, niedersank.

Die durch den Fall und vom Fürsten wahrscheinlich unwillkürlich herbeigerufenen Diener fanden die Fürstin noch immer leblos am Boden und ihren Gemahl in höchster Verwirrung seinen Schreibtisch verschließend.

Ein großer Theil der Gesellschaft, den Hausarzt an der Spitze, hatte sich am Bette der Kranken versammelt, deren Zustand ein hitziges Fieber anzudeuten schien. Von der Ursache des Unfalls erfuhren die Fremden nichts. Ihrem Gemahl gestand die Fürstin, sie habe sich, als sie sich nach ihm wandte, selbst erblickt, mit hohlen gespenstigen Augen sich selbst anstarrend und die weiße Todtenhand nach der ihrigen ausstreckend, welche die Krone auf dem Haupte festhielt. „Obgleich in demselben Moment, da ich dies erblickte, zu Eis erstarrend," fügte die Fürstin von Schauder ergriffen hinzu, „so behielt ich dennoch meine vollkommene Besinnung, bis ich das Berühren der Todtenhand empfand, die an meinen Fingern vorüberstreifte — da vergingen mir die Sinne" — und mit einem furchtbaren Schrei fiel die Fürstin abermals in eine tiefe Ohnmacht, die mit abwechselndem Irrereden bis zum Morgen währte.

Als die noch spät erwärmende Herbstsonne ihre freund-

lichen Strahlen in das Gemach der Kranken sandte, ermunterte sich diese und mit ruhigem Tone sprach sie zu dem vor ihrem Bette sitzenden Gatten, indem sie ihm die Hand drückte: „Ich sagte es Dir gleich, daß mir der Trauring zu weit sei, nun hab' ich ihn bei dem gestrigen Unfalle verloren. Dort am Spiegel muß er am Boden liegen — ich bitte Dich — lasse doch sogleich nachsuchen — ich kann nicht eher ruhig sein, bis ich ihn wieder habe."

Aber der Trauring ward nicht gefunden und das Berühren der eiskalten Hand blieb unauslöschlich in dem Gedächtniß der Fürstin zurück, so sehr sie sich auch selbst überredete, das Ganze sei die Folge erhitzter Einbildungskraft gewesen.

Ein Jahr nach dieser Begebenheit war verstrichen und immer schwächer wurde die Erinnerung daran. Der Fürst blieb auf seinem Landschlosse und seine zwei Diener, worunter der alte, ihm mit seltener Treue ergebene Marcos, ein Erbstück seines unglücklichen Vaters, sich befand, hatten die Stadt verlassen, um die eigentliche Bedienung ihres Gebieters zunächst seiner Person zu besorgen. Kein Vorfall von Bedeutung störte das Glück des Hauses, und wenn gleich die Fürstin nicht ohne Scheu an den Schmuck zu denken vermochte, so konnte sie es doch nicht verhindern, daß ihr Gatte, bei festlichen Gelegenheiten, seine Brust mit den köstlichen Familienkreuzen, den alten Zeichen seiner angestammten Würde, zierte.

Die Taufe des erstgeborenen Prinzen hatte wiederum den Adel der Umgegend im Schlosse versammelt. Die Wöchnerin lag da unter einem prächtigen Sammetzelte und nahm die Glückwünsche der Gäste an. Unfern von ihr lag der Neugeborene, dessen Wiege mit köstlichen Blumen geschmückt war, die eine Krone über seinem Haupte bildeten. Ihm

zur Seite lagen auf reichbehängten Tabourets Krone und Kreuze, die letzten Ueberbleibsel des vor Zeiten so reichen Familienschatzes des Hauses. In Vaterwonne schwelgend, befand sich der Fürst beim frohen Mahle mit seinen Gästen, als bleich und eilig die Kammerfrau hereinstürzte und die Nachricht von dem plötzlichen Uebelbefinden der Fürstin hinterbrachte. Erschreckt eilte ihr Gemahl herbei und fand die Unglückliche in einem Zustand der Bewußtlosigkeit und Schwäche, die der Arzt einer heftigen innern Bewegung zuschrieb. Nur langsam und da bereits ein großer Theil der Nacht verstrichen war, kehrte die Besinnung wieder, und obgleich von einer übermäßigen Entkräftung ergriffen, die ihre nahe Auflösung besorgen ließ, machte sie ihrem Gatten eine Mittheilung, die ihm das frühere Ereigniß in der Brautnacht frisch ins Gedächtniß rief.

Sie lag allein im Zimmer, die Kammerfrau und Wärterin hatten sich in das Vorgemach begeben, um ihren Schlummer durch leises Geschwätz nicht zu stören, als sie plötzlich durch ein seltsames Wehen aufmerksam gemacht wurde, das sich durch Bewegen der schweren Vorhänge und der Flamme in der von der Decke herabhängenden Lampe immer bemerkbarer machte. Besorgend, es möge ein Fenster zufällig aufgegangen sein, das den Zugwind verursachte, erhob sie sich sitzend in ihrem Bette, sich rings umsehend, und wie sie ihren Blick nach der Wiege warf, mußte sie ihr Auge zwar gleich, ob Dem, was sie gesehen, wieder schließen, doch überwand sie das Grauen und sah nochmals hin, bis ihr die Sinne vergingen und sie laut aufschreien mußte. Sie selbst — wie damals, da sie, die Krone im Haare, vor dem Spiegel gestanden — saß an der Wiege des Prinzen, den gräßlichen Schmuck auf dem Haupte. Lange blickte sie nach der Erscheinung, bis diese sich erhob

und mit drohender Geberde sich ihrem Bette näherte. „Sie fühle jetzt," fügte sie ermattet hinzu, „daß ihr Ende nahe. Eine alte Sage berichte, daß man sich vor dem Tode selbst erblicke, dies sei bei ihr im Laufe eines Jahres nun zweimal geschehen." Sie ließ sich den kleinen Prinzen, der im ruhigen Schlummer versenkt war, bringen und bedeckte ihn mit Zähren und Küssen.

Hierauf wurde ihr Zustand immer bedenklicher, und als der Morgen graute, weinte der untröstliche Gatte an der Leiche der jungen Fürstin.

Ein herrlicher Katafalk wurde aufgerichtet und die Entseelte, geschmückt wie im Leben, darauf zur Schau ausgestellt. Tag und Nacht umstand ihn das Schloßgesinde als Wache, und doch geschah es auf eine Allen unbegreifliche Weise, daß der Trauring, der in der Brautnacht verloren und seitdem vergebens gesucht worden war, beim Einsargen am Finger der Leiche erblickt wurde.

Da diese Vorfälle geeignet waren, großes Aufsehen zu machen, wenn sie allgemein bekannt wurden, so suchte der Fürst das Wahre, Räthselhafte aller Welt zu verbergen. Man sprach von einem überaus reizbaren Nervensystem der Verstorbenen, und von Visionen, die eine erhitzte Fieberphantasie wol zu erzeugen pflegt, und der Verbreiter dieser Andeutung ward zuletzt — da in einer Reihe von Jahren sich nichts Außerordentliches der Art ereignete — selbst der Meinung, daß keine übernatürliche Einwirkung den Tod der Fürstin herbeigeführt habe.

Alles ging den gewohnten Gang. Der verwittwete Fürst führte ein einförmiges Leben auf seinem Schlosse. Er selbst besuchte Niemanden in der Nachbarschaft, nur höchst selten sprachen Gäste bei ihm ein, und auch selbst diese nur, wenn die Nacht sie auf der Straße unfern des Schlosses

überfiel und sie gezwungen waren, die Gastfreundschaft seines Besitzers in Anspruch zu nehmen. Eine Sitte, die in jedem Lande anzutreffen ist, wo schlechte Wege und Mangel an guten Wirthshäusern das Reisen erschweren. Der verhängnißvolle Schmuck ruhete bei andern Gegenständen von Werth, in dem sogenannten Schatzgewölbe, das feuerfest und sicher in dem weitläufigen Erdgeschoß des Schlosses angelegt war und einen großen Theil desselben einnahm.

Einige Mägde im Dienste der Küche ausgenommen, befand sich kein weibliches Wesen innerhalb der Mauern des fürstlichen Schlosses, und so kam es denn auch, daß der junge Prinz Constantin in sein achtzehntes Jahr getreten war und den Zauber, den die Nähe geistreicher, schöner Frauen auf das Gemüth der Männer ausübt, nicht entfernt zu ahnen vermochte. Obgleich mit Kenntnissen aller Art geschmückt, war die Bildung, die er von seinem gelehrten Hofmeister, einem Geistlichen, erhalten hatte, doch nur eine steife Gelehrtenbildung zu nennen, und der Fürst sah wol ein, daß er um seines Sohnes willen den einsamen Landsitz mit der Hauptstadt und zwar — nicht der Provinz — sondern des ganzen Reiches, vertauschen müsse, wollte er der Bildung seines Sohnes das Mangelnde und seinem hohen Stande durchaus Erforderliche verschaffen.

Eine lange Reihe von Jahren war über Vorfälle mancherlei Art dahingerauscht, und Zeit und Menschen hatten bedeutend die Physiognomie verändert, daher war es jetzt dem Fürsten Dimitri ein Leichtes, sich die Erlaubniß auszuwirken, an dem Hoflager erscheinen zu dürfen, welche Gnade er als junger Fürst dereinst verscherzt hatte.

Voll freudiger Erwartung reiste Fürst Constantin an der Seite seines Vaters nach Wien. Eine ihm unbekannte Zauberwelt sollte sich dort ihm eröffnen.

Sein erstes Auftreten in den glänzenden Zirkeln der Großen war befremdend genug, aber wie alles Fremdartige in der großen Welt — ist es nämlich mit irgend einer hervorstechenden Eigenschaft begabt — Aufsehen erregt und den geistreichen Schwätzern in ihr reichlichen Stoff zur Unterhaltung geben kann, so war es auch hier der Fall. Die überraschende körperliche Schönheit Constantin's, worin sich die kräftige Männlichkeit des Vaters mit der reizenden Milde der Mutter auf eine seltene Weise vereinigt hatte, sein in der Einsamkeit mit gründlicher Gelehrsamkeit vollgepfropfter Geist stach seltsam ab mit der natürlichen Anspruchlosigkeit, die oftmals an Einfalt grenzte, und die man geradezu lächerlich gefunden hätte, wenn sie nicht von einer angebornen Anmuth begleitet worden wäre, die ihr eben in den Augen der Damen einen ungewöhnlichen Reiz zu verleihen im Stande war. Prinz Constantin war der Mittelpunkt der höhern Gesellschaft Wiens; theils bewunderte man ihn, theils fand man ihn höchst ergötzlich. Dazu kam noch der bedeutende Reichthum, den ihm die Mutter hinterlassen hatte, und der nicht wenig dazu beitrug, ihn zum Gegenstande einer allgemeinen Aufmerksamkeit zu machen.

Wenn wir nun zu schildern versuchten, welchen Eindruck das Erscheinen des jungen Fürsten in Wiens Zirkeln hervorbrachte, so können wir den Eindruck, den diese wieder auf sein Gemüth machten, mit kurzen Worten also bezeichnen: er fühlte sich geblendet, doch nicht angezogen, und sein Herz fing an, im glanzvollen Geräusche eine Leere zu empfinden, die ihm bis dahin ganz fremd gewesen war.

Ich will meine Leser nicht mit Schilderungen ermüden, die mit mehrem oder minderem Glücke von andern Erzählern bereits versucht worden, und übergehe daher die Liebesgeschichte des Fürsten Constantin und der Fürstin Natalia,

der Tochter eines wackern Kriegsmannes im kaiserlichen Heere. Nichts stand der Verbindung des Paares im Wege und wir sehen Beide in Begleitung ihrer Aeltern sich auf das alte mütterliche Stammschloß in Polen begeben, um dort die Vermählung zu begehen.

Beim Glanze der Mittagssonne rollten die hochbepackten Reisewagen durch das graue Thor von mächtigen Quadersteinen, das durch die grüne Epheudecke und kleine gelbe Blümchen, die lieblich im Sonnenscheine hin und herschwankten, ein freundliches Ansehen erhielt. Jetzt dröhnte die lange Brücke unter der Last der Wagen, und sie rollten durch ein weit geöffnetes Gitterthor von köstlicher Eisenarbeit in den Hof, der in der langen Zeit, in welcher das Schloß die Besitzer nicht gesehen hatte, mit üppigem Grase bedeckt war, welches aus dem Pflaster hervorwucherte. Unter dem Portale hielt der Wagen der Herrschaft, von einer glänzenden Livree empfangen, während die Wagen des Gefolges an den Seitengebäuden Halt machten.

Wie wurde es nun mit einem Male lebendig in den herrlichen Räumen! Eine bunte Dienermenge drängte sich hin und her. Zofen und Mägde bevölkerten die Gänge, und die kräftigen, schnurrbärtigen Polen, in der stattlichen fürstlichen Livree, sangen Abends in den blühenden Gängen des Gartens ihre heitern krakauischen, ihre keckfordernden masurischen Volksweisen den Zöfchen zur Zither vor, die ihnen dafür wieder ihre niederöstreichischen, sehnsüchtigen „G'setz'ln" zum Besten gaben.

Constantin und Natalia schwelgten im Genusse des Frühlings und dem des ersten Liebeentstehens. Alles schien sich vereint zu haben, ihnen das Glück dieser Augenblicke zu erhöhen, und selbst Fürst Dimitri schien nach und nach den

trübsinnigen Ernst abzulegen, der sich seit Jahren über sein Antlitz gedeckt hatte.

Wie schon einmal bei ähnlicher Gelegenheit, sehen wir die hohen Säle auf das Prächtigste erleuchtet und den ganzen Adel der Umgegend zum Feste versammelt. Es galt der Vermählung des Fürsten Constantin. Die Trauung sollte Abends in der Schloßcapelle vor sich gehen. Die Corridors waren mit kostbaren Teppichen belegt und von den Wänden erglänzten die Wappen des Brautpaares in Blumengewinden zwischen dem strahlenden Kerzenscheine. Aller Blicke leuchteten, nur des alten Fürsten Augen waren umflort und schienen unstät umherzuirren, gleich als vermißten sie etwas.

Die Trauung war vorüber, da erhob sich tief unten in den Kellergewölben, vom feuchten, modernden Strohlager, eine Schauergestalt. Beim matten Scheine einer Lampe durcheilt sie geschäftig die Gänge. Ein Schlüsselbund klirrt in den Knochenhänden. Sie öffnen eine starke Pforte von Erz, die Gestalt tritt in ein hohes Gewölbe voll leerer Kisten, deren Inhalt — das Silberzeug der Familie — von den Dienern geleert worden war, um die Tafel zu schmücken. Doch tief im Winkel steht ein schwarzer Schrank. Aengstlich schleicht die Gestalt näher, behutsam öffnet sie das künstliche Schloß und mit scheuem Griffe erhascht sie gleichsam wie ein Dieb ein kleines Kästchen und eilt damit, als wenn sie von Rachegeistern verfolgt würde, die Treppe hinan zu den obern Gemächern.

„Erlaucht," sprach der alte Haushofmeister Solecki verlegen und heimlich, indem er sich recht nahe an den alten Fürsten hindrängte, „der alte Marcos —"

„Was ist's mit dem?" rief Dimitri eben so heimlich, doch augenscheinlich verwirrt.

„Er steht im Vorgemache, ein Kästchen in der Hand, das er nur in Eure Hände niederlegen will, weil der Familienschmuck —"

Und kaum hatte Solecki dies Wort ausgesprochen, als ein Tumult sich in den Vorzimmern erhob, gleich wie von Menschen, die einen gewaltsam Eindringenden zurückhalten wollten, dazwischen schallte ein heiseres, unheimliches Gelächter.

Alle Anwesenden wurden aufmerksam und der alte Fürst entfärbte sich zusehends.

Die Flügelthüren des Saales wurden wie von einer unsichtbaren Macht aufgerissen, die Fenster klirrten, die Flammen der Lampen und Kerzen weheten, wie vom Winde getrieben, und hereinstürmte die gräßliche Gestalt des wahnsinnigen Marcos, hoch in den Händen den blitzenden Familienschmuck haltend und mit kreischender Stimme die Worte herausstoßend:

„Warum, Erlaucht! lässest Du Deinen Schatzmeister nicht kommen, wenn Du den Einziggeborenen vermählst, damit er die Familienkrone der ebenbürtigen Erwählten auf die Locken drücke? Pfui, schäm' Dich! Kostet' ja doch ehrliches, rothes Blut — und das Kostbarste der Kostbarsten!" und somit fiel er auf die Knie und überreichte mit fratzenhaften Ceremonien die Kleinodien.

Die Gäste standen erschüttert umher, und die am Eingange versammelte Dienerschaft schien nur auf einen Wink zu warten, den Wahnsinnigen zu entfernen. Allein Fürst Dimitri war keiner Bewegung mächtig. Bleich, die Augen weit geöffnet stand er da, und nur das Zucken der Wimpern zeugte, daß noch Leben in ihm sei. Die Braut war ohnmächtig zurückgesunken und Fürst Constantin war mit Mehren um sie beschäftigt.

Eine Todtenstille war dem Tumulte gefolgt, und langsam sich erhebend, sprach Marcos dumpf: „Nun willst Du ihn nicht einmal — war er da des Mordes wol werth?" und mit einem durchdringenden, lang auf dem alten Fürsten ruhenden Blicke verließ er den Saal, von der Dienerschaft gefolgt, die ihn, als einen Wahnsinnigen, an das Lager band.

Das Fest war für immer unterbrochen. Fürst Dimitri war gefährlich erkrankt, die Fürstin Braut erwachte ermattet aus ihrer Ohnmacht und beim ersten Grauen des Morgens verließen die Fremden das Schloß, von dem sie unheimliche, unerklärbare Geschichten in Umlauf setzten.

Der alte Marcos endete bald darauf seine Tage im Wahnsinne. Fürst Dimitri lebte einsam auf dem Schlosse, geflohen von seinen Nachbarn, da — wie es nun allgemein hieß — böse Geister mit ihm den Besitz desselben theilten. Der Sohn und seine Gattin zogen nach Wien. Die Geschichte des Schmuckes, des Wahnsinnigen und des vermuthlichen Mordes war Allen — selbst dem jungen Fürsten — ein Räthsel geblieben. Dieser hoffte, erst nach dem Tode seines Vaters den Zusammenhang zu erfahren.

Einige Jahre waren darüber vergangen, als einige Zeilen des alten Haushofmeisters Solecki einliefen, Fürst Constantin in Eile nach Hause entbietend, da der sterbende Vater ihn sehnlichst zu sprechen wünsche. In der bangsten Erwartung machte er die lange Reise und traf den alten Fürsten in dem Augenblicke, den wir hienieden den letzten nennen. Der Anblick des Sohnes belebte das schon gebrochene Auge noch einmal, die fast erstarrte Hand griff nach einem versiegelten Papiere, das die Aufschrift: „Für meinen Sohn," führte, und gleichsam, als habe die Erwartung die fliehenden Lebensgeister so lange aufgehalten, hörte die Brust als-

bald zu athmen auf, als der Sohn das Papier empfangen hatte.

Constantin eilte, den Inhalt der Schrift zu erfahren. Niemand durfte ihn stören und Keinem wurde er mitgetheilt. Nach erfolgter Bestattung des Vaters ward die Herrschaft veräußert und der junge Fürst beschloß, eine Reise in ferne Gegenden zu unternehmen.

Wenngleich viele große, welthistorische Ereignisse die Einwohner der schönen Stadt Frankfurt beschäftigten, und nur Wenigen derselben es bekannt wurde, daß ich, der Berichterstatter vorerzählter Begebenheit, vor vielen Jahren mich dort befunden habe, so gibt es doch hinwieder Einige, die nicht nur dieses wissen, sondern auch sogar des Unfalls sich entsinnen werden, der mich einst beim Nachhausegehen aus dem freundlichen Niederrad betraf, als ein verfehlter Sprung mich in einen Graben fallen ließ und mich zwang, in den Kleidern und Stiefeln des Wirthes, der noch einmal so groß und stark als ich war, zum Ergötzen meiner Freunde, meinen Einzug in Frankfurt zu halten.

An dem Abende desselben Tages trug es sich zu, daß ich, von dem unfreiwilligen kalten Bade fieberhaft durchschüttelt, mich in die Wirthsstube des traulichen, damals seines besten Weines wegen berühmten Weidenbusches setzte, um mit feurigem Rüdesheimer die Fieberattaquen zurückzuschlagen. Eine Batterie von nur zwei Flaschen stand erst geleert vor mir und schon fühlte ich das labende Feuer bis in die Fingerspitzen. Ich saß behaglich in einem Winkel, die Füße weit ausgestreckt, und machte einige Lieder im Kopfe, während allerlei andere Gedanken, selige Erinnerun-

gen, Pläne zu großen Reisen und dergleichen den poetischen Faden zerzausten und verwirrten. Unweit von mir saß die Dienerschaft eines florentinischen Prinzen, die sich's wohl schmecken ließ und dazwischen in ihrer „Lingua Toscana“ sich unterhielt. Ich beneidete die Leute und wünschte Einer von ihnen zu sein. Ich dachte mir's ganz schön, in die Dienste eines solchen Herrn als Stall- oder Stiefelknecht zu treten, und dann so nach und nach mit Gesang und Guitarrenspiel, mit fremden Sprachen, ja selbst mit italienischen Sonetten, die man selbst fabriciren könnte, aufzutreten, und auf diese Weise mehr zu leuchten, als hätte man sich gleich als Hofpoet anstellen lassen. Alle sonderbaren Schnurren und Grillen, die mein Hirn an jenem Abende ausgohr, hier wieder zu erzählen, wäre nicht geziemend, da der Wein doch eine zu starke Rolle dabei spielte, und ich würde Anstand genommen haben, hier überhaupt davon zu sprechen, wollte ich nicht meinen verehrten Lesern die Stimmung, und meinen wenigen lieben Freunden den Zeitpunkt näher bezeichnen, wo ich die Bekanntschaft eines sehr interessanten Menschen machte, dessen bereits lange schon erfolgter Tod mich bestimmte, hiervon öffentlich zu sprechen.

Das Dunkel war hereingebrochen, die Lakaien schmausesten Macaroni, deren dampfender Käseduft mir unleidlich zu werden anfing, daß ich im Begriffe war, fortzugehen und meinen Schatz von phantastischen Ideen, den sie früher in mir erregt hatten, ihnen willig zu opfern, als die Thür sich öffnete und ein Mensch in das Zimmer trat, der mich Käsedampf und Winkel und Poesie vergessen ließ und ganz allein sich um mich und in mir breit machte. Er setzte sich stumm nieder und sah vor sich hin. Ein Kellner sprang mit zwei Armleuchtern herbei, den Zimmerschlüssel im Munde. Der Fremde bemerkte ihn nicht. Der Kellner, den Schlüs-

sel aus dem Munde nehmend, wobei er sich fast mit den Lichtern die Haare versengte, fragte leise: „Befehlen Eure Gnaden" — „Nichts," unterbrach ihn der Fremde, „ich will hier sitzen bleiben." — Der Bursche entfernte sich und ich saß — ohne daß ich selbst wußte, wie ich dahin gekommen war — dem Fremden gegenüber.

Ich muß mir gestehen, eine interessantere Mischung von Geist, Schwärmerei, Kummer und was weiß ich Alles noch, nie in einem Gesichte vereinigt gesehen zu haben. Die Aufmerksamkeit, womit ich ihn betrachtete, schien dem Fremden nicht unangenehm. Es ist bewährt, daß zwei einander ganz fremde Menschen sich anziehen oder abstoßen, ohne einen eigentlichen Grund davon sich angeben zu können. Nach einer Weile des stummen Gegenübersitzens fing ich an, verschiedene Saiten aufzuziehen und anzuschlagen, von denen ich hoffte, sie würden correspondirende Saiten in meinem Fremden finden, aber Alles blieb stumm und einsylbig, wie es gewesen war. Theater, Museum, Casino, die Bank in Bockenheim, Bornheim mit seinem Most und fetten Lerchen, das elegante Forsthaus, alles Dies kannte er nicht. Was sollte ich mit dem Menschenkinde anfangen? Meine Suade war erschöpft und ich saß dem Stummen stumm gegenüber, als ein Wagen daher rollte und vor dem Hause hielt. Der Kellner öffnete die Thür mit den Worten: „Nur hier herein!" und ein kleiner Mann mit weißem Kopfe, in feiner Kleidung, trat ins Zimmer. Auf die stark betonte Frage: „Wo? Wo?" wobei er das Gesicht sehr schnell von einer Seite zur andern kehrte, ward er zu uns gewiesen. Er dankte verbindlich und wandte sich mit tiefer Verbeugung zu dem Fremden. „Sie haben mir die große Ehre erzeigt, Herr Graf," fing der Alte an, „mich in meiner Behausung aufzusuchen, aber ein Geschäft hatte mich gerade

in die Stadt gerufen. Da Sie mir Ihre Adresse hinterlassen haben und ich es unmöglich zugeben kann, daß Sie sich noch einmal nach meinem Landhause hinausbemühen, so bin ich so frei, wenngleich spät am Abende, Sie aufzusuchen. Ich bin der Aelteste der hiesigen Judengemeinde." Der Herr Graf stand höflich bei diesen Worten auf, ergriff des Aeltesten Hand, seufzte tief und deutete ihm mit der Hand an, daß er ihm folgen möchte. Beide verließen die Gaststube. Das Ding wird immer besser, dachte ich in meinem Sinne. Was in aller Welt mag denn wol dahinter verborgen liegen? Ich rief dem Kellner. Alle Auskunft, die ich erhalten konnte, war die untrügliche, wenngleich lakonische Correspondenznachricht aus dem Fremdenbuche, die ich hier, der Authenticität wegen, wörtlich mittheile:

Nr. 4788. September 12. 1815. Monsieur le Comte Wiersbicky, avec Suite, Gutsbesitzer in Polen, Frankfurt, Privatgeschäfte, unbestimmt.

Mein ohnehin schon sehr beliebter Weidenbusch war durch die Anwesenheit des Fremden mir nun noch beliebter geworden. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich am nächsten Morgen mich wieder daselbst einfand, in der Absicht, ihn dort zu treffen. Nicht lange, so sah ich ihn ins Gastzimmer treten, und wie es mir schien, aufgeheiterter, als er es am vorigen Abend gewesen war. Er freute sich, mich wiederzusehen, und nahm meinen Vorschlag an, einen Gang um die Stadt zu machen.

„Der heitere Spätsommer erregt ein eigenes Gefühl wehmüthiger Freude in uns," sagte ich, indem wir durch das Thor schritten und die lachende Ebene mit goldenem

Laube sich vor uns ausbreitete. „Mein ganzes Leben gleicht dem Spätsommer,“ erwiderte der Graf, „denn — wenn ich gleich selbst noch jung bin, so lebe ich nach dem Sommer meines Hauses, der längst vorüber ist.“ Ich bemerkte in seinem Gesichte eine auffallende Veränderung, derselbe Schatten der Schwermuth hatte sein Auge, wie am gestrigen Abende, wieder umzogen. Es that mir leid, von dem Spätsommer angefangen zu haben, doch was sollte ich mit dem Sonderlinge beginnen? Er mochte meine Verlegenheit bemerken.

„Ich bin undankbar,“ fing er rasch an, „trübe Gedanken in mir aufkeimen zu lassen. Es ist wahr, ein eben so seltsames als unangenehmes Familiengeschäft hält mich hier, aber dessenungeachtet ward mir heute eine große Freude zu Theil. Ich habe Briefe von Hause erhalten und meine heißgeliebte Frau, mein himmlischer Junge, sind wohl und munter.“

„Also verheirathet?“ rief ich aus.

„Und sehr glücklich,“ setzte er hinzu. „Ach, ich könnte so ganz mein Glück genießen, wenn nicht — — glauben Sie mir, mein Herr, wenn Vorältern doch immer wüßten, was sie ihren Enkeln für Sorgen hinterlassen — wie ich Ihnen sage — ich muß jetzt Dinge in Ordnung zu bringen suchen, die ich nicht angerichtet habe, muß fern von den Meinigen mich aufhalten, sehe mich mit Leuten in Berührung gesetzt, kurz — ich weiß nicht, ob ich Ihnen Alles sagen darf, und doch treibt es mich an, Ihnen eine Mittheilung der Schicksale meines Hauses zu machen.“

Der fremde junge Graf erregte mein lebhaftes Bedauern. Auch ich hatte so Manches zu fragen, auch mich

drückte der Schuh an einigen Stellen. Vertrauen gebiert Vertrauen. Ich sprach zuerst, und meine Mittheilungen schienen ihn zu freuen.

„Ich bin nach Frankfurt gekommen," sagte er, „um eine Wallfahrt zu dem Grabe einer Jüdin zu machen. Der heutige Tag ist zur Ausführung hierzu bestimmt. Die Zeit ist da, wo mich der Greis, den Sie gestern Abend bei mir sahen, abholen wollte. Ihre Begleitung wird mir nicht unangenehm sein."

Und somit bogen wir in das Gallusthor ein, unweit dessen wir uns befanden, und in Kurzem standen wir am Weidenbusche, vor dem eine stattliche Kutsche hielt. Der alte, feingekleidete Mann stand unter der Thür.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, sich meines Wagens zu bedienen," sagte er höflich, indem er selbst den Schlag öffnete. „Doch muß ich bitten, daß sie keinen Jäger oder Lakai hinten aufspringen lassen, das würde zu viel Aufsehen machen, da meine Equipage bekannt ist."

Wir setzten uns ein. Der Alte schien nicht ohne Befremden meine Gegenwart zu bemerken.

„Ein Freund," sagte der Graf lakonisch, mich vorstellend.

Der Kutscher fuhr zu und nicht lange, so hielt unser Wagen an dem Judenkirchhofe. Innigst bewegt folgte uns der Alte. Wir wanden uns zwischen den dichtgesäeten Leichensteinen hindurch und blieben endlich bei einem kleinen verwitterten Sandsteine stehen, der halbverlöschte hebräische Schriftzüge zeigte.

„Hier," sagte der Aelteste, indem seine Stimme vor Rührung zitterte, „hier ruhen die Ueberreste der unglücklichen, einst so schönen Rebecca. Nicht nur die Empfehlun-

gen, die Sie mir von dem ersten wiener Banquierhause überbrachten, sondern auch mein eigener Trieb, vermochten mich, Sie selbst hierher zu geleiten, wenngleich ich Ihre Absicht weiter nicht kenne. Ich pflege oftmals diesen Grabhügel zu besuchen, denn er deckt mein ganzes Erdenglück. Ich bin Ruben, der Verlobte der Unglückseligen."

Thränen erstickten die letzten Worte, wir sahen stumm auf die Erde nieder. Der Graf riß einen Kastanienzweig von einem nahen Baume und steckte ihn in den Hügel, drückte dem Alten, der still zu beten schien, die Hand und eilte zum Wagen.

Wir fuhren nach Hause, ohne ein Wort zu sprechen. Der Greis brachte uns zum Weidenbusche. Es war Zeit zum Essen. Der Graf schützte Kopfweh vor. Auch ich mochte nichts genießen.

Der Abend führte mich nach der Gaststube, ich hoffte den Grafen zu treffen, allein meine Hoffnung wurde getäuscht. Ich war der letzte Gast, ich glaubte ihn erwarten zu müssen. Er kam nicht und ich ging.

Am andern Morgen ward mir folgendes Billet durch den Kellner überreicht:

„Mein junger Freund! Mein Geschäft in Frankfurt ist beendigt und ich eile in die Arme meiner harrenden Familie. Der Wille eines sterbenden Vaters ist heilig, ich habe ihn erfüllt und hoffe auf diese Weise mir Ruhe für's Leben erkauft zu haben. Sie werden in einiger Zeit Aufklärung dieses Räthsels durch mich erhalten. Der Ihrige, nicht Graf Wiersbicky, sondern Fürst Constantin von *." —

Später, da eine Geschäftsreise mich nach Wien führte,

erhielt ich die vom Fürsten mir verheißenen Mittheilungen. Aus diesen und Dem, was ich an Ort und Stelle erfahren hatte, konnte ich die Geschichte im Zusammenhange niederschreiben, die ich jetzt, da alle darin vorkommenden Personen das Grab deckt, ohne Anstand zu nehmen, bekannt machen durfte.

Marcos' Geständnisse, die er in lichten Augenblicken vor seinem Ende machte, lüfteten den Schleier der gräßlichen Begebenheit. Er hatte sich schon bei dem alten Fürsten befunden, da er den Schmuck bei Hessel versetzte, er ermordete Rebecca, den Wahn Dimitri's bestärkend, als sei dies die Tochter des Juden, der seinen Vater verrathen hatte, um seinen Herrn wieder in den Besitz des Familienschmuckes zu bringen und hierdurch eine Gewalt über den Gebieter zu erlangen. Der alte Graf endlich hatte seinem Sohne in dem gedachten Schreiben die Pflicht auferlegt, das Grab der Ermordeten zu besuchen und dort den unseligen Schatz für ewig zu vergraben, um auf diese Weise den zürnenden Schatten Rebecca's zu sühnen und seinen Stamm von dem unheilbringenden Gegenstande zu befreien. Um untrüglich diesem Auftrage nachzukommen, hatte sich Constantin das Grab zeigen lassen und war dann in derselben Nacht hingegangen, um das Kästchen bei den vermoderten Resten der Schönsten ihres Stammes zu vergraben. So ward ihr endlich die Krone zu Theil, nach welcher sie so sehnlich im Leben gestrebt hatte.

So unwahrscheinlich diese Geschichte Manchem erscheinen mag, so ist dennoch Wahres daran; ich rathe jedoch

Niemandem, den jüdischen Todtenacker in Frankfurt umpflügen zu lassen, um den Schmuck zu finden, und wünschte aus dem einzigen Grunde, daß diese Geschichte auf die Nachwelt käme, damit sich Alterthumsforscher dereinst nicht den Kopf zerbrechen, wie jene Kleinodien wol bei Frankfurt in den Grabhügel gekommen sein möchten.

Breslau. — Wien.

Der Krieg war beendigt und die Truppen verließen Frankreich. Ich war in Frankfurt zurückgeblieben, um den Winter dort zu verleben und dann mit dem Anbruch des Frühlings den alten Vater Rhein kennen zu lernen. Ich versuchte es, einige Stoffe, die ich gesammelt hatte, dramatisch zu verarbeiten und namentlich ein Trauerspiel, Andreas Hofer, welches ich schon in Frankreich begonnen hatte, zu beendigen, allein es wollte mir nicht gelingen. Nur einzelne Scenen vollendete ich; dem Ganzen war ich nicht gewachsen. Ein Lustspiel „Braut Husarenofficier und Bräutigam Kammermädchen" ward niedergeschrieben, dann mehrfach überarbeitet; allein es wurde doch nichts daraus. Dasselbe war mit einem Trauerspiele der Fall „Die Belagerung von Damask", wozu eine Episode in Gibbon's Geschichte den Stoff geliefert hatte, und mit einem Rührspiele „Der seltene Verbrecher". Auf dem Marsche nach Frankreich, hatte ich in Bamberg eine patriotische Scene „Das Zwiegespräch am Rhein" hingeworfen, welches im dortigen

Theater aufgeführt worden war. Dies waren, außer einigen lyrischen Ergüssen, meine dichterischen Versuche damaliger Zeit.

Mit dem Beginnen des Frühlings hatte ich die Bekanntschaften einiger jungen Doctoren gemacht, von denen mich Einer aufforderte einen frankfurter Stoff zu behandeln. Er machte mich mit dem damaligen Theaterdirector Ihler bekannt und auch mit dem Buchhändler Brönner, um mir fast wider Willen den Doppelweg zur Publicität zu bahnen. Mein Plan war auch bald gemacht. Mein Stück sollte die Vilbeler heißen und die an romantischen Zügen reichen Fehden der Einwohner von Frankfurt mit jenen Raubrittern schildern. Allein auch hier blieb es nur beim Versuchen.

Nachdem ich den Rhein im Nachen bis Köln abwärts gefahren war und seine Ufer zu Fuße zur Genüge durchstrichen hatte, dann in Wiesbaden mehre Wochen in angenehmer Gesellschaft verblieben war, machte ich mich auf, um das nördliche Deutschland wiederzusehen. Besonders erfreulich war mir ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Altenburg, wo damals Brockhaus einen schönen Mittelpunkt höherer Geselligkeit bildete. Neben ihm waren es die Häuser des Raths Ludwig und des Herrn Reichenbach, die sich auszeichneten. Ich lernte hier den unter dem Namen Spiritus Asper bekannten Humoristen Hempel, den Professor Messerschmied, Ludwig Hain, die Hauptmitarbeiter des damals noch jungen Conversationslexikons, kennen. Im rothen Hirsch, wo ich wohnte, hatte auch der ehemalige König von Schweden, Gustav IV., sein Quartier aufgeschlagen, und ich wurde dadurch einige Male in seine nächste Nähe gebracht.

Der König lebte sehr zurückgezogen. Auf seinen Spa-

ziergängen sah ich ihn in Gesellschaft des Herrn von Thümmel, eines Bruders des Dichters. Mit dem Eigenthümer des Gasthauses hatte er ein Abfinden getroffen, wonach die täglichen Bedürfnisse für ihn und sein Gefolge ihm nicht höher als zehn Thaler zu stehen kommen durften. Seine Begleitung bestand aus einer Frau, einem Manne, welcher der Chevalier benannt wurde, und einem Bedienten in griechischer Kleidung, der vollständig bewaffnet, mit ungeheuern Pistolen im Gürtel, vor der Thür des Zimmers Wache hielt. Von dem aufbrausenden Jähzorne des Königs gab mir Herr Hempel, der Wirth zum rothen Hirsch, eines Tages den Beweis, indem er mir eine goldene Repetiruhr zeigte, die der König auf die Erde geworfen und zerschmettert hatte. Er war damals ein hagerer, ziemlich schwarzgallicht aussehender Mann, mit hoher Stirn, der stets in eine dunkelfarbene polnische Pikesche gekleidet ging.

In Altenburg erfreuete ich mich einiger poetischen Eingebungen, die ein bildschönes Mädchen zum Gegenstande hatten; es waren Sonnette, die in der Gesellschaft Anklang fanden und als wohlgelungen erklärt wurden; allein die Ehre maßte sich ein russischer Stabsofficier an, der sich hinter meinem Rücken für den Verfasser ausgab, da ich zu bescheiden gewesen war, mich zu nennen.

Ich ging jetzt nach Dresden, wo ich die Gallerie, zum zweiten Male in meinem Leben, mit einem heiligen Schauer betrat und sie während meines Aufenthaltes mehrmals besuchte; die Bekanntschaft des genialen Friedrich, sowie der Umgang mit einigen jungen Malern erregten mir großes Interesse. Hier las ich auch Müllner's „Schuld", die eben erschienen war und viel von sich sprechen machte. Das Neue und Ungewohnte des düstern Gemäldes und der rhetorische Schwung desselben frappirten allerdings und ein

junger, ohnedies nicht zur Kritik besonders geeigneter Geist sah für's Erste über die crasse Mangelhaftigkeit des Dramas hinweg. Das Stück, besonders die Structur, die Zimmerei, boten mir am meisten Stoff zum Nachdenken, denn Das war es eben, was mir gänzlich bei meinen bisherigen Versuchen, für das Theater zu arbeiten, gebrach, da mein vorzüglichstes Studium Shakespeare gewesen war und dessen Form jeden nicht vorzüglich zur dramatischen Poesie Begabten leicht zur Zerfahrenheit und zum Unzusammenhange verleitet; wobei denn noch bei mir ganz besonders theils die Bekanntschaft mit Werner und Aehnlichen mitwirkte, sowie ein angeborner Hang, die Lust, ins Blaue hinein zu dichten, sich offenbarte. Fehler, die ein Drama unmöglich machen.

Die Feier des Charfreitags in der katholischen Kirche zu Dresden, die herrliche Kirchenmusik mit den Castratenstimmen, die Kunstgenüsse in der Gallerie, die Gespräche mit den Künstlern, die italienische Oper, wo damals eine Sandrini, ein Benincasa, der alte treffliche Bonaveri glänzten, bis auf die eigenthümlichen altmodischen Sänften, dies Alles gab mir einen Vorgeschmack von Italien, und wenn ich mich Abends in das Stübchen zu Pusinelli setzte und ein Glas Cyper neben einem Sardellenbrote vor mir stand, dann drückte ich mich in die Ecke, schloß die Augen und konnte einmal wieder wie in meiner Jugend träumen; die Lust nach dem Süden, nach der Kunst erwachte in mir stärker als je und ich erinnerte mich mit innerer Freude des alten Conrectors zu Seehausen, der auch bei Pusinelli zu sitzen pflegte, um sich an welschem Weine zu ergötzen, und später dann an seiner Quelle der große Winkelmann wurde.

Was noch mehr dazu beitrug, meine Gedanken mehr

als sonst wol auf Königsberg zu lenken, waren die Darstellungen der Frau Händel-Schütz, die ich einst schon in meiner Heimat bewundert hatte und die nun hier in der Kunststadt dieselbe Bewunderung erregte. In der That habe ich seitdem nichts der Art wiedergesehen. Was Sophie Schröder gab, war mehr dramatischer Ausdruck irgend eines Seelenzustandes; die Wirkung einer Leidenschaft auf die Gesichtsmuskeln; oft unschön, unklar, unruhig; nicht fest, nicht würdevoll; nur Uebergang, Vorbereitung einer künstlerischen Situation. Das, was die Händel gab, war vollendet, fertig in seiner Art; die Studien dieser Frau waren bedeutend; ihre Kenntnisse umfassend; dabei vom glücklichsten Naturell, von dem glänzendsten Talente unterstützt. Dies Zusammentreffen verschiedener Ereignisse und Umstände war nicht wenig geeignet, mir den Reiz dieses Aufenthaltes bedeutend zu erhöhen und mit Bedauern verließ ich das schöne Dresden, um mich Breslau zuzuwenden, wo ich Verwandte besaß. Auf dem Wege dahin lernte ich Muskau kennen, das schon damals ein herrlicher Garten schmückte, der meine Aufmerksamkeit in jener Sandwüste um so mehr auf sich zog, da ich bis dahin von der Residenz eines Fürsten Pückler noch kein Wort vernommen hatte und sehr überrascht wurde, als ich sah, wie prächtig er wohnte. Später ist freilich das Alles noch weit prächtiger geworden, wie der unbekannte Fürst ein berühmter Mann.

Als ich in Breslau, durch das alte Nicolaithor, meinen Einzug hielt, hatte ich nichts Anderes im Sinn, als meine Verwandten einmal zu sehen, dachte aber nicht entfernt daran, daß hier der zweite mächtige Wendepunkt meines Lebens eintreten würde. Die Muße, in welcher ich hier lebte, drängte mich mehr in mein Inneres zurück; die Bekannt-

schaften, die mich ein glücklicher Zufall finden ließ, leiteten mich zur Production, diese zum Studium der ewigen Dichtkunst. Mein von Jugend auf in mir reger Hang und die Verbindungen, zu denen er mich hintrieb, fachten meine Liebe zur Bühne an. Daß die Liebe zu einer artigen jungen Schauspielerin dabei nicht im Spiele war, darf ich, wenn ich Wahrheit berichten will, nicht behaupten.

Ich las mich in die alten Classiker recht hinein; dann trieb ich Shakspeare, dann die Spanier, die Italiener. Ich übersetzte Vieles; suchte Manches davon durch Umarbeitung der Bühne zu gewinnen. Die ältern, bei uns noch ziemlich unbekannten Franzosen: Destouches, Regnard, Monfleury kamen an die Reihe; Legrand mit seinen Fabliaux, Gherardi mit seinen tollen Schwänken und Possen wurden vorgenommen. So entstanden Bearbeitungen des la Venganza en el despeño von La Matos Fragaso, des Galeoto cautivo von Lopez, der Serva fedele und des Rè cervo von Gozzi, des Glorieux von Destouches, des Aveugle clairvoyant von Legrand und vieler andern Stücke. Alles das wurde mit einer unsäglichen Hast beschafft, welche dem Gelingen natürlich nicht förderlich war. Die Umgebung, in der ich nun wieder lebte, zeigte mir zu deutlich, welche Kluft in meinem Wissen seit meiner Abreise von Königsberg, durch die Zerstreuungen, in denen ich mich, bewegte, eingerissen war, und mein ehrliches Gefühl drängte mich diese Kluft auszufüllen und das Versäumte nachzuholen.

Der Drang zu schaffen trieb mich an, mir einen eigenthümlichen Stoff zu wählen, und da war es denn die düstere Volkssage vom Freischützen, mit ihrem einfachen, kräftigwürzigen Waldeshauch, mit der romantischen Staffage von Hunden, Hörnern und Jägern, die mich sogleich an-

zog und in Anspruch nahm. In den Stunden der Nacht, im kalten Zimmer, dichtete ich, in meinen russischen Reisepelz gehüllt, ein Trauerspiel aus dem Mährchen. Ich freute mich daran, wie es so schön anwuchs unter meinen Händen, und nachdem ich es beendigt hatte, feilte ich daran herum, und als ich genug gefeilt zu haben glaubte, ließ ich es abschreiben, einbinden und sah es mit Wohlgefallen vor mir liegen. Ich wußte eigentlich noch gar nicht recht, was ich damit machen wollte; denn vor der Oeffentlichkeit hatte ich eine gewaltige Scheu. Endlich entschloß ich mich, es Freunden vorzulesen. Man gestand der Behandlung Eigenthümlichkeit zu, versprach sich Bühnenwirkung davon und verlangte, daß ich das Stück dem Director des breslauer Theaters einreichen sollte, der damals der Professor Rhode war. Ich that es mit großem Herzklopfen. Rhode, ein feingebildeter Mann, empfing mich wohlwollend und versprach mein Stück bald zu lesen. Meine Freunde sprachen schon von der Besetzung; Niemand zweifelte daran, daß es bald aufgeführt werden würde. Allein Wochen vergingen und ich erhielt keine Nachricht; es war mehr die Ungeduld der Andern als meine eigene, welche mich antrieb, Erkundigung einzuziehen. Rhode war wieder so freundlich wie das erste Mal. Im Ganzen lobte er meine Arbeit und bezeugte mir, daß ich Talent habe; allein er tadelte das Einzelne und lehnte die Aufführung bestimmt ab. Besonders hob er den tragischen Ausgang als von schlechter Wirkung hervor. „Was wollen Sie damit bezwecken?“ rief er, „die Leute werden, wenn sie das sehen müssen, sehr verdrießlich das Haus verlassen.“

Und gerade das Abreißen mit der schneidenden Dissonanz hatte ich mir damals als besonders wirksam vorgestellt und glaubte, daß die Stimmung sich so, noch nach

dem Theater, wohlthätig fortspinnen lasse, bis zur wehmüthig freundlichen Auflösung. Ich war freilich, wie ich jetzt lange schon weiß, im starken Irrthum befangen. Auch die Beschwörungsscene tadelte er, weil ich den nothwendigen und allbekannten Hocuspocus dabei ganz außer Acht gelassen hatte. Ich aber scheute einer Seits das tolle Zeug, weil ich es abgeschmackt und unkünstlerisch fand, anderer Seits aber kannte ich die Bühne zu wenig, um zu wissen, daß man so etwas einigermaßen auszuführen im Stande wäre. Kind hatte sich freilich, wie ich später erfuhr, hierin bühnenkundiger gezeigt; seine Wolfsschlucht trug nicht wenig zum Gelingen seines Stückes bei, ebenso der glückliche Ausgang, und ich mußte dem alten Professor Rhode Recht geben.

Mein Trauerspiel schickte ich aber nach Berlin an den damaligen Generalintendanten, Grafen von Brühl, der mir den Empfang unter günstigen Verheissungen melden ließ; der Brand des Schauspielhauses verzehrte jedoch mein Manuscript, ehe ich etwas mehr darüber hörte, und meine Hoffnung wie mein Muth waren so bedeutend indeß gesunken, daß ich keinen neuen Versuch wagen wollte. Später wurde mein Freischütz unter den Bühnenspielen des Grafen von Riesch in Wien gedruckt, unter Umständen, die ich weiterhin berichten werde.

Dem Freischützen folgte ein zweites Trauerspiel „Gaston von Foix", das ebenfalls von dem Grafen von Riesch seinen in Wien erschienenen Bühnenspielen einverleibt wurde; dann machte ich mehre Opern, die ich zunächst meinem Freunde Bierey, damals Kapellmeister in Breslau, übergab. Alle diese Versuche waren jedoch mit solcher Unkenntniß der Bühne verfaßt, daß sie nicht angenommen wurden. Diese Zurückweisungen entmuthigten mich jedoch keineswegs;

ich war zu bescheiden und dabei zu gutmüthig, um irgend etwas Anderes darin zu sehen, als daß eben Bildung und Talent bei mir unzureichend waren. Mit kleinen Gedichten ging es mir besser. Ich sandte ein Räthsel, dessen Auflösung „Jungfrau" war, an den damaligen Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, Methusalem Müller, und hatte die Freude, daß es alsbald abgedruckt wurde. Um jedoch meinen Namen den Recensenten nicht bloßzugeben, hatte ich mich Kurt Waller unterzeichnet und diesen Namen behielt ich einige Jahre bei. Der Abendzeitung und dem Gesellschafter, welche in jener Zeit entstanden, sandte ich nun auch Gedichte ein und fand mich von den beiden Redacteuren jener Blätter freundlich bewillkommt und zur fernern Theilnahme aufgefordert.

Von der ergiebigen Ader jener Tage erlaube ich mir hier Einiges mitzutheilen, mehr um meine damaligen Stimmungen und Strebnisse darzulegen, als um der Poesien selbst wegen, die weder durch den Gedanken, noch durch die Form sich im Geringsten hervorthun. Zweihundert Sonnette entstanden, die ich „meine Heiligen" betitelte und die wirklich der Ausdruck eines Cultus waren, den ich ganz innerlich übte; Lieder sprangen im Ueberfluß jeden Augenblick hervor. Das Liedchen: „Wie soll ich Dich nennen?" wurde stehend niedergeschrieben, als ich eine schöne Unbekannte am Fenster gegenüber stricken sah. Und so wurden alle diese Kleinigkeiten improvisirt; Alles wurde dem Glücklichen zum Gedichtchen.

Mittlerweile kam das Jahresfest der Schlacht bei Belle-Alliance heran und Professor Rhode erfreute mich mit dem Auftrage, das an diesem Abende übliche Festspiel, welches sonst immer Van der Velde besorgt hatte, zu übernehmen. Das kleine, unbedeutende Spiel wurde, wie es von den

Patrioten des Jahres 1817 nicht anders zu erwarten stand, rauschend beklatscht, dann in die Zeitung, später in den Gesellschafter von Gubitz eingerückt und Kurt Waller konnte mit dem Erfolge zufrieden sein. Der junge mitstrebende Holtei, der sich damals in Berlin befand, schrieb mir darüber: „Wie schön es sei, auf solche Weise in den Zeitungen genannt zu werden.“ Wie sticht diese naive Aeußerung gegen die Ansprüche ab, welche die Beginnenden von Heute machen! Die Folge dieser ersten Probe meiner Fähigkeit, so etwas für den Bedarf leidlich zuzurichten, war der Auftrag, einen Prolog zu verfassen, um Goethe's Geburtstag zu feiern. Auch dieser fiel glänzend aus und eine auserlesene Versammlung, in der ich Steffens, Raumer, Löbell, Branis, Schall anwesend wußte, spendete mir Beifall. Hiebei sollte ich jedoch zum ersten Male mit den Aengsten eines Theaterdichters vertraut werden. Mit großer Erwartung hatte ich dem Beginne entgegengesehen; eine herrliche Symphonie ging voraus und der Vorhang hob sich langsam. Allein der Redner, Regisseur Nagel, fehlte noch; eine lange Pause, das Publicum zeigt einige Ungeduld; endlich tritt Herr Nagel auf. Er macht die drei herkömmlichen Verbeugungen; abermals eine Pause; er blickt sorglich nach dem Souffleur; nun fängt er an. Aber, o Himmel! was ist das? Das sind ja keine Jamben? Das sind nicht meine Worte? Kraut und Rüben! Completter Unsinn! Ich sitze auf Kohlen, ich schwitze Blut. Jetzt faßt er sich; der Souffleur wird hörbar und der Nagel, der bald ein Nagel zu meinem Sarge hätte werden können, kommt in den Fluß der Rede und die Sache nimmt ein glückliches Ende.

„Aber um's Himmelswillen!“ rufe ich ihm zu, wie Alles glücklich zu Ende war, „was machten Sie denn?“

„Denken Sie sich," entgegnet er lachend, „wie ich ins Loch sehe, steckt der Kerl nicht darin. Ich kann nicht anfangen und er kommt nicht. Endlich wie die Leute rumoren, denk' ich: du fängst an, geh's wie's geht. Es ging freilich nicht ganz gut, allein die Leute merken nicht so auf den Anfang und da hat's nichts zu sagen."

„Den Teufel merken sie nicht," versetzte ich, „Sie sprachen tolles Zeug. Aber was war's denn eigentlich?"

„Der Souffleur hatte das Buch vom Clavigo, der dem Prolog folgt," sagt Nagel kalt, weil ihn mein „tolles Zeug" ärgerte, „und Ihr Manuscript lag in der Garderobe, wo er es erst holen mußte."

Die Feier des Abends erregte bei den Verehrern Goethe's Enthusiasmus. Die Vorstellung des Clavigo ging, bis auf den Beaumarchais, den eben dieser Herr Nagel spielte, trefflich. Seydelmann war Clavigo, Stawinsky Carlos, Demoiselle Benda Marie, Madame Unzelmann Sophie Guilbert; Herr Fischer ihr Mann; Buenco Herr Keller. Seydelmann gab den Clavigo schon damals unvergleichlich; das Weiche, Verschwimmende des Charakters, der Anflug von Gleißnerei gelangen seiner jugendlichen Persönlichkeit vollkommen.

Eines Abends, als ich vor dem Theater in meiner gewöhnlichen Umgebung: Schall, Holtei, Seydelmann, so dastehe, ist davon die Rede, daß man ein Seitenstück zur Großmama von Kotzebue, in welcher Rolle gerade Madame Krickeberg aus Berlin auftrat, schreiben solle, in dem ein Enkel sich in seinen Großpapa verliebe, ohne es zu wissen. Der Einfall ergriff mich und am andern Morgen sitze ich schon am Schreibtische und in zwei Tagen ist ein kleines Lustspiel fertig, das „Der Großpapa" heißt. Ich wäre gewiß schneller damit zu Stande gekommen, wenn mich nicht

eine Emeute gestört hätte, die gerade, als ich im besten Arbeiten war, ganz unerwartet in Breslau losbrach.

Mein Lustspiel erhielt, nach Schall's Rath, einige Abänderungen, dann durfte ich's Rhode mittheilen. Wochen, Monate vergingen, ohne eine Antwort zu erhalten; plötzlich kommt mir durch den Regisseur die Kunde, daß es angenommen sei und bald gegeben werden solle. Sogleich suche ich meinen väterlich gesinnten Freund Schall auf, um ihm die Freudenbotschaft mitzutheilen. Er umarmt mich mit Thränen in den Augen und wünscht mir Glück. Noch einige Wochen und es wird gegeben. Schmelka holt mich ab, um mich in die Probe zu führen. Ich bin außer mir vor Freude, wie ich wahrnehme, was die wackern Schauspieler aus meinem Stücke machen, welche feinen Schattirungen die Einen, welche possenhafte Scherze die Andern beimischen, um hier eine Länge zu vertilgen, dort einen zu schroffen Uebergang zu vermitteln. Das Theater war sehr voll; ich befand mich mit einigen Freunden in einer Loge. Der Beifall war rauschend; die Mitspielenden wurden gerufen; die Studenten, die von ihrem jungen Ebenbild auf der Bühne, das Madame Unzelmann trefflich gab, ganz bezaubert sind, spenden einen überschwenglichen Applaus und ich gehe triumphirend, von allen meinen Freunden beglückwünscht, nach Hause. Den Großpapa ließ Holtei in seinem Jahrbuch deutscher Bühnenspiele abdrucken.

Jetzt unternahm ich die Herausgabe einer kleinen Wochenschrift, unter dem Titel: „Der Breslauer Gesellschafter", wobei mich besonders mein Freund Holtei unterstützte. Von diesem Blatte erschienen drei Quartale, dann bekam ich die Sache satt; meine Verhältnisse hatten sich unfreundlich gestaltet; es gab einige Widerwärtigkeiten mit meinen Verwandten, auch mein Herz hatte eine schmerzliche Verwun-

dung erlitten und so beschloß ich Breslau zu verlassen, um mich nach Wien zu wenden. Dort wollte ich den längst gehegten Wunsch, zum Theater zu gehen, in Ausführung bringen.

In Wien jedoch fand ich so viele angenehme Berührungspunkte außer dem Theater, daß ich es einstweilen vorzog, meine Zeit mit Dichten und Studien mancherlei Art hinzubringen und die Schauspielkunst für den Augenblick noch bei Seite liegen zu lassen.

Versuche in Versen.

I.

Meine Heiligen.

Weihe.

Ich gehe Abends durch den Hain,
Rings überglänzt von Sonnenschein,
Die Strahlen zucken auf im West,
Der Wind die Wipfel ruhen läßt.
Der Thau senkt sich hernieder klar,
Und Alles fromm und ruhig war.
Die Lilje und die Nachtviol'
Mich laben, wenn ich Athem hol'.
Das Grillchen in dem Grase zirpt,
Ein Flötenton im Laube stirbt.
Das Auge feucht, die Brust so heiß,
Ich schweife von des Weges Gleis,

Vertiefe recht mich in den Wald,
Die grüne Nacht umfängt mich bald.
Dort bei dem Kies der klare Quell,
Wie springt er lustig, rein und hell!
Hier werf ich mich ins Gras hinein
Und denke ganz allein zu sein.
Und was den Busen sehnend schwoll,
Was trieb das Aug' von Thränen voll,
Das macht in Tönen sich nun Luft
Und strömet auf in Glanz und Duft.
O überseliges Gefühl!
O fänd ich hier der Reise Ziel! — —
Doch welch ein Tönen schallt zu mir?
Ha welche Feie thronet hier? —
Der Eichen graubemooste Reih'n
Ziehn sich zurück, dem lichten Schein,
Der aus des Waldes Dunkel bricht,
Den Weg zu sperren fürder nicht.
Da tritt — die Krone aufgesetzt —
Ein Weib zu mir, das mich ergötzt
Durch seiner Schönheit Allgewalt,
Die ausströmt von der Lichtgestalt.
Ich bete an, ich sinke hin,
Doch ist das nicht nach ihrem Sinn.
Sie spricht: „Du sollst beglücket sein,
Ich will Dich hier zum Priester weihn.
Ich bin die Poesie, mein Sohn!
Spend' süße Gabe Dir als Lohn."
Und da ihr Scepter mich berührt,
Ich in den Himmel ward geführt,
Und was mein selig Auge sah —
Was mich umgab, so fern als nah,

Staatl. Bibliothek Bamberg

Das klang ich nach mit Lautenton
An ihrem hocherhabnen Thron.
Und wie's nun schwand, das holde Bild,
Doch ewig mich sein Glanz erfüllt.
Und von des Traumes Lieblichkeit
Träum' ich und sing' ich allezeit.

[library stamp]

Zueignung.

Diese Kränze, süßes Leben,
Die den Großen ich gewunden,
Die des armen Lebens Stunden
Mir mit höherm Reiz umgeben,
Weih' ich Dir mit leisem Beben.

Mögen sie Dir denn gefallen,
Die in meinem Herzen brennen,
Doch vor Allen Dich zu nennen,
Mit der Liebe süßem Lallen,
Würde gar zu lieblich schallen!

Doch die Veilchen blühn verborgen,
Wag' es Keiner sie zu ziehen
Aus dem Winkel, wo sie blühen,
An den glanzerfüllten Morgen;
Blüh' für mich, wenngleich verborgen!

Kalidasa.

Des Ganges Wohlgerüche mich umfließen;
Sakontala und Pryamwada schweben,
Aus Pflanzenduft gewoben ist ihr Leben,
Der Schönheit sinkt des Königs Macht zu Füßen!

So darf ich Euch Geheimnißvolle grüßen,
Und schauen in das matterhellte Weben,
Womit Ihr Euer Heiligstes umgeben,
Das Zaubernetz darf mir sich auch erschließen.

Ich schaue bei dem Glanz der milden Sterne,
Im Nebel tanzen duft'ge Lichtgestalten,
Und schöne Blumen ihren Kelch entfalten.

Doch immer näher rücket mir die Ferne;
Sie wird zu Glanz, und wirkend in das Leben,
Seh' ich die hohen Formen herrlich schweben.

Ossian.

Das Meer erbraust an schroffen Felsgestaden,
Den Himmel decken grause Wolkenbilder,
Darin erglänzen hoher Helden Schilder,
Drauf alte Kön'ge sich in Wonne baden.

Es irrt ein alter Bard' auf wilden Pfaden,
Die Harf' ertönt, nicht wehn die Lüfte milder,
Sie wühlen ihm in Kopf und Barthaar; wilder
Muß seiner Seele Schmerz sich nun entladen.

Da strömen Melodien auf zum Himmel,
Doch weil die Sonne fehlet ihrem Sänger,
Ergießet drüber sich ein selt'ner Schimmer.

Bald rauscht die Telyn hin, in Schlachtgetümmel,
Bald werden ihre Töne wieder bänger; —
Das Ganze starrt hinauf wie Felsentrümmer.

Herodot.

Mit Fleiß und Eifer willst Du uns berichten,
Was in der grauen Zeit vor Dir geschah,
Was auf dem weiten Weg' Dein Auge sah,
Von Völkern und von Kriegen die Geschichten.

Niemand vermag's, von Fabel Wahrheit sichten,
Das Fernste bringst Du unsern Augen nah',
Und neu belebt steht Todtes vor uns da,
Denn Du verstehst die Nebel uns zu lichten.

Und treulich gibt Dein sagenreicher Mund
Uns das Gehörte lieblich tönend kund,
In schlichter Einfalt, doch großartig prangend.

Und wie die Kinder an der Ammen Mund,
So horchen wir den Sagen, schön und bunt,
Aufmerksam zu, an Deinem Munde hangend.

Columbus.

Du kühner Wager! Unbeschiffte Meere
Lockten Dich fort, Du steuertest gen Westen;
Umthürmet sahst Du Dich von nassen Besten,
Und fremde drohten Dir, wie eigne Speere.

Doch heldenkühn standst Allen Du zur Wehre;
Durch Hohn gekränkt, verlassen von den Besten,
Die Locken — die von Wogen ganz durchnäßten,
Schüttelst Du nie bedenklich: daß man kehre.

Da man nun sah das Land (der Zwietracht Samen),
Da Du in Ketten büßtest, selbst den Namen
Dem Lande gaben, welche nach Dir kamen;

Erhob sich Jeder keck von seinem Sitze
Und stellte dreist das Ei hin auf die Spitze;
Das ist ein ew'ges Bild vom Menschenwitze!

Petrarch.

Wo zwischen Grotten, weinenden Gebüschen,
Wie ein Krystall die Quelle sich entwindet,
Dort hat sein Herz in Tönen es verkündet,
Daß Liebesflammen Thränen nicht verwischen.

Drum ließ er sie sich mit der Quelle mischen,
Und was der Gott in ihm so schön entzündet,
Hat er zu einem Perlenkranz gegründet,
Die liebewunden Busen zu erfrischen.

Im Leben wie im Tode treu ergeben,
Ihr, die dem seinen gab das rechte Leben,
O Nachtigall der süßen Nymph' Vaucluse! —

Der holde Sänger hörte auf zu klagen,
Da Engelchöre ihn hinaufgetragen,
Zu seiner Laura hin, im Paradiese.

Gluck.

Melpomene, Euterpe Dich zu kränzen,
Verließen des Olymps erhabne Sphäre,
Da hingedrungen waren Deine Chöre,
Kühn überschreitend hergebrachte Grenzen!

Armide duftet ganz in Zauberlenzen;
Wer weinte Iphigenien keine Zähre?
Alceste, Orpheus strahlen Ruhm und Ehre:
So groß im Liede, wie in Furientänzen!

Ein Deutscher Du, soll deutsche Zung' Dich feiern!
Wenn Du gleich hinzogst in das fremde Land,
Wo früher man nur hörte fades Leiern.

Der Töne Macht aus süßlich niederm Tand
Erhebest Du zu ew'gen Meisterwerken,
Die Sinn und Herz dem frommen Jünger stärken.

Raphael.

In Jünglingsfülle schwebt' der Engel nieder
Und lebte seinen Mai auf dieser Erde,
Da bildete sein Schöpfungswort: es werde!
Das Höchste, und wir sanken staunend nieder.

Jahrtausende vergehn, nicht kehrt er wieder,
Der seinen Herrn und Meister fromm verklärte,
Der Große, den hienieden man verehrte,
Dem droben schallen ew'ge Freudenlieder.

Da er nun eingezogen war zur Wonnen,
Ließ er uns seine hohen Werke strahlen,
Die Götterspur von seinem Erdenleben.

Gleich feurig, wie am Horizont die Sonnen
Mit Glut und Purpur ihre Bahnen malen,
So leuchtet fort, was er uns hat gegeben.

Jeanne d'Arc.

Im kühlen Schatten einer hohen Eiche
Entschlief die Jungfrau in der Jugend Schöne;
Da hörte sie die wunderbarsten Töne,
Und aufgethan sind ihr die Himmelreiche.

Die Himmelsjungfrau naht, sie ruft: „Entweiche
Von Deiner Heerde, führe meine Söhne,
Befreie Rheims und Deinen König kröne,
Und wenn Du dies gethan, wirst Du zur Leiche." — —

Sie starb den Martertod in Glut und Flammen,
Doch als der Aschenhaufen sinkt zusammen,
Schwebt sie empor zu ew'gem Licht und Klarheit.

Dem Gott die Brust erfüllt, die Flammen kühlen,
Sie können Gluten nimmermehr durchwühlen,
Sie löschen aus vor jener großen Wahrheit.

Camoens.

Unstät auf wildem Meer, in fremdem Lande,
Dem Hunger oft, dem Elend preisgegeben,
Seh' ich ein hohes, edles Sängerleben,
Dem Land', das es gebar, zur ew'gen Schande;

Doch Engel seh' ich zu ihm niederschweben,
In einer Grott', am fernen rauhen Strande,
Erquicklich ihn, an der Verzweiflung Rande,
Empor zu einer lichten Glorie heben.

Der Hohn, der Druck, die Schmach, die ihm geworden,
Trägt er mit Ehre gleich wie einen Orden,
Und schwebt — ein Märtyrer, nach andern Sphären.

Er singt ein hohes Lied dem Vaterlande,
Das ihn — sein edles Kind — so schnöd verbannte;
Doch späte Zeit wird ihn einst preisend ehren. —

Michel Angelo Buonaroti.

Ha, welch ein Geist! in riesigem Vereine
So vieler Künste Allgewalt verbunden;
Des Menschenlebens karggezählte Stunden
Sind nicht gnug es zu lernen, wie ich meine.

Seht hin, auf dem Gericht die nackten Beine,
Die kaum dem kalten Grabe sich entwunden;
Nun in der Hölle Glut, von Satans Hunden
Zerfleischt, bei greller Lohe lichtem Scheine.

Man starrt und schaudert; welche große Wahrheit!
Nur Teufel oder Gott konnt' es erschaffen;
Doch für das Letzte zeugt der Seel'gen Klarheit.

Ein Pantheon in der Luft als kühne Wette,
War sein Gedanke; den verhunzten Affen. —
Gleich kühn und glühend haucht er hin Sonnette.

Mozart.

Der hat es mit der Seele nur zu schaffen;
Nur dem die Seele fehlt, kann nicht verstehn,
Was Mozart haucht, wie leises Windeswehn,
Was er hindonnert mit der Hölle Klaffen.

Wohin er Pfeile sandte — alle trafen
Tief ins Gemüth — die Flammenräder drehn
Vernichtend sich beim wilden Festgetön,
Da kommt's Gericht, den Frevel zu bestrafen.

Was er der Liebe sang, wird ewig tönen,
So lang der Himmelsfunke glimmt hienieden,
So innig hat sie Keiner noch empfunden.

Sein Feuergeist rang herrlich nach dem Schönen,
Bis daß gelangt zum ew'gen Himmelsfrieden,
Sein Ideal er droben hat gefunden.

Calderon.

In Glanz getaucht, von Düften ganz umwoben,
So strahlet er wie glühnde Abendlichter,
Hoch über Alle weg, ein Fürst der Dichter,
Den wol kein sterblich Wort genug kann loben.

Castilier war der Herr von zweien Globen,
Für Unbill jeder Art der strengste Richter,
Für Glauben, Ehre, Dame, dafür ficht er;
Drum hat dies Alles Calderon erhoben.

Wie sinnreich, wie gewandt, wie fein im Scherzen,
Wie tragisch tiefergreifend alle Herzen,
Wie glanzumflossen von poet'schen Kerzen.

So muß die Poesie erblühn am Strande,
Den noch die Sonne küßt, eh' sie verbannte
Die schwarze Nacht nach einem andern Lande.

Goethe.

In kühnem Wuchs ein Pomeranzenbaum,
Die Wurzeln schlagend in der Griechen Lande,
Die Blütenüberhänge weit aussandte
Der Wipfel, streifend an der Wolken Saum.

Mit Schatten überduftend großen Raum,
Und immer kühner treibend: keine Bande
Ihn haltend mehr; verlassend das Verwandte,
So steht er da, die Augen folgen kaum.

Sein süßer Duft will labend uns umfangen,
Und aus den Zweigen Lieder uns erklangen,
Erweckend in uns Bangen und Verlangen.

Von alten Mähren und von fremden Weisen
Hört man sich dort gar wundersam umkreisen;
Doch all das Herrliche, wer könnt' es preisen?

Luise.

Hinab das goldne Band, die stolze Krone,
Viel schöner ziert die Dornenkrone sie;
Der ihr den sanften Duldermuth verlieh,
Hat aufgesparet sie zu höherm Lohne;

Da abgesagt der Erde niedern Frohne,
Und abgestreift des Lebens Leib und Müh',
Sie zu dem ew'gen Lichte rein gedieh,
Hinaufgezogen zu des Vaters Throne. —

Sie schwebte hoch im lichten Sternenkranze,
Als unten buhlte Tod im Waffentanze, —
Und strömte Segen auf ihr Volk herab.

So war und wird sie sein im echten Sinne
Des treuen Volkes wahre Königinne,
Und Oel und Lorbeer sprießt aus ihrem Grab'.

Händel.

Wie nenn' ich Den, der mit Gigantenmacht
Des Himmels Feuer zog zu uns hernieder
Und keck verhöhnte Jupiter's Gefieder?
Prometheus hat das kühne Werk vollbracht. —

So hat auch Er in Gluthen angefacht
Erhabne Fugen — Himmelfeierlieder!
Es tönen diese Harmonien wieder,
Wenn an dem jüngsten Tag das Weltall kracht.

Welch mächt'ger Hymnus! Lenker aller Seelen!
Man fragt erstaunend: sind das Menschenkehlen?
Und wähnt, der Welten Richter sei uns nah'! —

Man glaubt, daß Engelchöre hehr erschallen,
Daß sich eröffnen uns des Himmels Hallen,
Zu tönen mächtig groß: Hallelujah! —

Jean Paul.

Die Eisesdecke bricht, schon blüht der Maien,
Da wälzt der Fluß sich heulend durch die Auen,
Bringt überall hin der Verwüstung Grauen,
Und Ungewitter an dem Himmel dräuen.

Doch will das Schauspiel grausend schön erfreuen:
Der Menschen Habe ist zerstreut zu schauen,
Hier Kinderwiegen, dort der Putz der Frauen,
Und weiße Flocken sieht man niederschneien.

Und an dem Ufer watscheln und sich neigen
Zu Komplimenten sieht man viele Leute;
Die Schollen wogen fort, die Stürme schweigen.

Und freundlich öffnet sich die blaue Weite,
Und Sternlein blinken, Mondlicht fließt hernieder,
Und Nachtigallen regen ihr Gefieder.

Gretry.

Du süßer Mund so seelenvoller Lieder,
Du goldner Born, so harmonienvoll,
Ach! wie bei dir das Herz mir sehnend schwoll,
Emporgetragen auf des Tons Gefieder.

Wie sangst Du uns so heldenstark und bieder
Den Löwenherz; wie so entsetzlich quoll
Aus Deiner Brust des Blaubarts finstrer Groll,
Zemirens Lust und Azor's Liebe wieder.

Nur Wohllaut athmest, nur Gefühl bist Du!
Du greiser Sänger, Himmelfried' und Ruh'
Mag Dich in wonn'gen Chören nun umfangen.

Und wie hienieden sie den Lorbeer schlangen
Um Deine Schläf', so ziert für ew'ge Zeit,
Dich hoch der Sternenkranz: Unsterblichkeit!

Philipp Hackert.

Welch holder Schmelz! In jenen Lustgehegen,
Wo sich in tiefres Blau die Lüfte malen,
Wo Gold und Grün aus duft'gen Büschen prahlen,
Wo schönres Leben wogt auf allen Wegen;

Wo hohe Baukunst wölbet kühnre Bogen,
Wo Feuergluten von dem Berge strahlen
Und Kunstgebilde von den Piedestalen
Herniederschaun, als wollten sie sich regen;

Dort zog's Dich an. Ein Priester heil'ger Hallen,
Sah man Dich hin zum hehren Tempel wallen
Und opfern an dem Altar der Natur.

Da schufst Du sie noch einmal! denn ein Stehlen,
Kein Malen ist's; nur Leben sah ich fehlen,
Dies Einz'ge, der durch Dich geschaffnen Flur.

Schiller.

Gediegne Worte ließest Du uns hören,
Und majestätisch scholl Dein hoher Sang,
Der nach den höchsten Idealen rang,
Und ach! zu früh zum Urquell mußte kehren.

Du warst ein Mann, dies zeigen Deine Lehren,
Das zeigt der mächtig große Freiheitsdrang,
Der hin Dich trieb zu Deinem Riesengang', —
Dem kein tyrannisch Machtwort konnte wehren.

So strebtest Du empor auf goldnen Bahnen
Und wurdest reiner, wurdest klarer immer,
Doch Deine Größe ließest Du nur ahnen;

Denn alle Glanzpaläste überglänzen
(Die Du gebaut) die riesenmäß'gen Trümmer,
Demetrius! geziert mit ew'gen Kränzen.

Albrecht Dürer.

Verblendete, die Ihr vermeint, ein bleich Gesicht,
Ein Heil'genschein von Gold, wie Bänderschnitze, Falten,
Ein dürrer Arm, ein Bein, das Lachen kaum zu halten,
Sei unsers Meisters Werk! Dahinter sucht es nicht!

In Nürnberg auf der Burg, da schaut das hohe Licht!
Wie es in Majestät will unserm Blick entfalten
Evangelisten Vier mit inn'gem, starkem Walten;
Nichts war wol jemals groß, das seiner Kunst gebricht.

Wohl kannt' er seine Kunst, doch nicht des Künstlers Werth;
Und einfach lebte er und still an seinem Herd,
Doch ehrte ihn die Stadt, der Kaiser hoch und hehr.

Und Max der Kaiser gab dem größten deutschen Maler
Für seinen Conterfei nur dreißig schnöde Thaler;
Ein Zerrbild kostet heut wol einem Stutzer mehr.

Homer.

Wer sitzet unter jenem Lorbeerbaume *),
Deß' Blätter seine hohe Stirne schmücken?
Er singt begeistert; alle Hörer blicken
Hinan zu ihm, der dasitzt wie im Traume.

Die Haare an der Stirne fernstem Saume
Seh ich umschlingend eine Binde schmücken;
Des frommen Priesters Antlitz strahlt Entzücken,
Doch fehlt der Augenstern dem leeren Raume.

Das ist Homer, der hohe ernste Seher!
Deß' Lied erschallt, bis daß die Welten enden,
Und seine Griechen sind's, die ihn verehren.

Der Götter lichte Strahlen zu entbehren,
Ist hart, — doch wenn sie solche Blindheit senden,
So ist man in der Nacht dem Lichte näher.

---

*) Nach einem bekannten radirten Blatte.

Cervantes.

Wie eine Blume hold in Frühlingspracht
Die duft'gen Kronen uns zur Wonne spendet
Und ihre Kelche hin zur Sonne wendet,
Gleich sinnergötzend durch die Doppelmacht;

Und ebenso hin in der Erde Nacht
Die zarten Zweigelein vertrauend sendet,
Dort Leben holt, wo alles Leben endet,
Ausbreitend Liebesarme in dem Schacht;

So hat auch Er, umfassend Tief' und Höhen,
Uns in romantisches Gewand gekleidet,
Das regste Bild, so reich, doch nie erreicht.

Wir sehen um uns die Gestalten drehen,
Rings Zauberduft, an dem der Sinn sich weidet,
Bald lachen wir, bald sind wir tief erweicht.

Tieck.

Ein neues Leben will er uns entfalten,
Er läßt uns schaun in einen mag'schen Spiegel,
Der Phantasie eröffnet er die Riegel
Und nun beginnt ihr wundervolles Walten.

Nun geht es fort! — Da ist nicht mehr zu halten!
Begeistert hebt Romanze sich im Bügel,
Durch Flüsse geht es, über Thal und Hügel,
Und jubelnd folgen allerlei Gestalten:

Da kommen Jäger bei der Hörner Klange,
Dort Schäfer bei anmuthigem Gesange,
Dann Könige und Rüpel angezogen;

Und in das Reich der schönsten Poesieen
Vergönnt er uns mit seinem Troß zu ziehen;
Welch bunt Gemische! Welch ein zaub'risch Wogen!

Johannes Ewald.

Nicht genährt in jenen Zauberhainen,
Wo zum Lenz sich ew'ge Düfte gatten,
Wurdest Du bei trüber Sterne Scheinen
Auf des Nordens herbstlich grünen Matten.

Sangest dort des großen Balder's Thaten,
Nordlands Held geehret von den Deinen,
Und die Götter selber sich Dir nahten,
Und sie gaben Dir die Weih' der Reinen.

Dichter bist Du Deines Volks geworden,
Und Dein Volk wird stets Dich also nennen,
Und in Lieb' und Ehrfurcht für Dich brennen.

Andre prangen keck mit zier'gen Worten,
Mit Legionen stolzer Dichterwerke;
Dein's lebt ewig fort, ein Kind der Stärke.

Correggio.

Idyllisch lebtest Du bei Deinen Lieben;
Du warst nicht arm; Du schufest eine Nacht! —
Hast viele andere Werke noch vollbracht;
Viel ist zerstört, doch viel ist uns geblieben.

Nur Anmuth überall! Nichts will betrüben;
Aus allen Bildern Wonn' und Ruhe lacht;
Selbst ob der Büßenden ein Engel wacht,
Hat einen Trostspruch ihr ins Buch geschrieben.

Ein Wundernetz von Schatten und von Lichtern,
Unwiderstehlich reißt es Alle hin,
Umgebend glorreich selbst der Himmel Thore!

Ein sanfter Strahl entströmet den Gesichtern;
Du hattest recht, da im prophet'schen Sinn
Du laut ausriefst: anch' io son 'pittore!

Leonardo da Vinci.

Ein weiser Meister zeigt sich unsern Blicken;
Ein langer Bart fließt auf den Gürtel nieder,
Es senken sich die langen Augenlider,
Als wollten sie den Blick zur Tiefe schicken.

Ihm war's nicht recht, zu hinken nur auf Krücken,
Er streckte weit des Genius Gefieder.
Zu stolz, um nur zu schwanken hin und wieder,
Erfand er Regeln, füllend so die Lücken,

Die in der Jünger Wissen noch bestanden;
Und lehrte Tiefe flacher Leinwand geben,
Und der Entfernung richtiges Ermessen.

Drum wird man seinen Namen nicht vergessen,
Es wird sein Ruhm auf zu den Sternen schweben,
Wenn nirgend mehr wir seine Werke fanden.

II.

Räthsel.

1.

Zart gestaltet, lieblich anzuschauen,
Und doch hehr vom Himmelsglanz umwallt,
Ein Geschöpf aus Paradieses Auen,
So erscheint Dir meine Lichtgestalt;
Bild der reinen unbefangnen Jugend,
Zieret mich der Anmuth holder Kranz,
Zieren mich die Kränze jeder Tugend
In der Tage flücht'gem Wellentanz.

Wenn Du mich erblickst, so hebt der Busen
Pochend sich, zur Edelthat entflammt,
Und besitzest Du die Gunst der Musen,
Singst Du mir, was zart daraus entstammt,
Singest mir die zartesten der Klagen,
Dafür spend' ich Dir den schönsten Sold,
Und wie ach! in diesen Blütentagen
Scheinet nimmer Dir die Sonne hold,

Und das reine Feuer, das ich wahre,
Und der schöne Kranz, der mich geziert,
Jenes lischt — und dieser Schmuck der Haare
Welkt dahin, wenn Du mich heimgeführt.

Alles, was ich jemals wol verloren,
Kann mir wiedergeben das Geschick,
Doch im ew'gen Wechseltanz der Horen,
Lächelt nie mir wieder dieses Glück!

2.

Hoch mein Haupt ragt über Ungewittern,
Und tief unter mir der Menschen Sitz,
Nichts auf Erden macht mich je wol zittern,
Und zu meinen Füßen ruht der Blitz.
Selten ist es dir, o Mensch! gelungen,
Mein Gesicht zu schaun mit keckem Muth,
Ob du lange gleich und viel gerungen,
Denn auf mir des Himmels Wölbung ruht.

Ein Juwel bin ich im Steingeschmeide,
Seltner Art und doch auch grausend schön,
Kleider zier' ich nicht von Gold und Seide,
Ewig sehen mich die Menschen stehn.
Thränenfluten aus mir niederquillen,
Weiß schmückt ewig sich mein hohes Haupt,
Und auch manchmal nach des Ew'gen Willen
Ist Euch zu begraben mir erlaubt.

3.

Zwölf Geschwister sind wir, luft'ge Wesen,
Durch Dich sind wir erst dem Nichts entstammt,
Führen Dich zum Guten, wie zum Bösen,
Wenn Dir unser Bild gebietend flammt.
Ist Dir gleich die Zukunft stets verschlossen,
Kann Dein Blick den Schleier nicht durchspähn,
Bist Du meiner lichten Macht entsprossen,
Kannst Du sicher durch das Leben gehn.

Einen Gürtel zier' ich als Geschmeide
Seltner Art, nie hast Du ihn gesehn,
Bei dem Werden schenke ich Dir Freude,
Doch im Augenblick kann ich mich drehn,
Und der Bruder, wüthend, bringt Verderben
Dir und Schmach mit böser Höllenlist!
Frühe mußt in Qual und Wuth Du sterben,
Wenn Dein Leben ihm verfallen ist.

4.

Mütter, nie empfandet Ihr die Schmerzen,
Nie empfandet Ihr die Erdenlust!
Andachtsvoll beim Glanz von tausend Kerzen,
Flehend hebt zu mir sich Eure Brust.
Ob ich Thränen ohne Zahl vergossen,
Neidet Jeder wol mein hohes Loos,
Denn durch mich ward Euch das Heil erschlossen,
Denn der Reinste kam aus meinem Schooß.

Wo ich einst gehaust mit stillem Walten,
Ewig heilig ist für mich der Ort;
Der Barbarenhände rohem Schalten
Rückten Himmelsscharen selbst ihn fort.
Und nun prangt er heller als die Sonne,
Hochbegabt mit Wundern aller Art,
Spendet er für Elend Himmelswonne,
Himmelstrost auf schwerer Pilgerfahrt!

* *
*

So bin ich Dir nun das Bild der Wonne,
Bild der Schmerzen, Bild der Majestät,
Bild der Ewigkeit gleich Deiner Sonne,
Bild der Nacht, da Schauer mich umweht;
Ein Juwel und droh' Dir doch Verderben,
Sage mir nun, wie und was ich bin,
Näher bin ich dann schon meinem Sterben,
Wenn die erste Sylbe schwand dahin.

Drei Räthsel zur Turandot *).

Feuer — Demant — Meer.

1.

Du find'st mich überall, wo Leben weilet,
Ich thron' im Mittelpunkt der Welt;
Vor meiner Macht die Felsenwand sich theilet,
Und Riesengröße leicht zerschellt.

Ich leuchte dir aus eines Mädchens Blicken,
Wenn liebevoll zu Dir ihr Busen wallt,
Auch darf der Held mich nimmermehr ersticken,
Wenn seinem Ohr der Kampfesruf erschallt.

Was zieht Dich zu der Väterwohnung Schwelle?
Ich bin's, und gastlich lad' ich ein;
Ich bin der stillen Freuden Zeug' und Quelle;
Nichts — wahrlich — ist wie ich so rein.

Und auf der Berge Spitzen, eisgekrönet,
Erscheine ich als furchtbar schöne Zier;
Nie hab' ich mich mit meinem Feind versöhnet,
Stets Flucht und Kampf; oft unterliegt er mir.

*) Die oftmalige Aufführung der Turandot zu Breslau machte für die Darsteller einen Wechsel wünschenswerth und ich erlaubte mir Schiller's herrliche Parabeln durch diese unbedeutenden Verse zu ersetzen, welche blos durch ihre Neuheit Nachsicht erhielten.

2.

In Nacht erzeugt, in einem Grab geboren,
Ein König unter Allen meines Gleichen,
Lieg' lang und einsam ich, gleich wie verloren,
Und könnte thronen in den weitsten Reichen.

Dem Wassertropfen gleich, der zarten Thräne,
Grüß' ich viel mächt'ge Riesen als Verwandte;
Und blüh' — ein Zwerg — in steter Jugendschöne,
Nach mir man alles Herrliche benannte.

Ich nur bezwing mich selbst, so lang ich lebe;
Doch nach dem Tod' verflieg' ich in den Lüften,
Und auf zum Himmel ich geläutert schwebe,
Der ich geboren ward in finstern Grüften.

3.

Ich deck' ein ew'ges Leben,
Ich deck' ein ew'ges Grab,
Das All, von mir umgeben,
Sehnt sich zu mir herab.

In meinem klaren Spiegel
Mahlt sich die ganze Welt,
Mich bannt nicht Schloß noch Riegel,
Nichts ist, das auf mich hält.

Ich woge auf und nieder,
Vom leisen Genien-Chor
Ertönen süße Lieder,
Bezaubernd jeglich Ohr.

Ich bin Dir eine Brücke
Zu Gold und zu Gewinn;
Oft leit' ich Dich zum Glücke,
Oft auch zum Unglück hin.

Im Zorn gleicht meine Stimme,
Nun wol erräthst Du's gleich,
Dem Leun in seinem Grimme,
Wol auch zehn Leun zugleich.

Sylben-Räthsel.

Die zwei Ersten.

Ein gaukelnd Völkchen in den Lüften schwebend,
Zum Necken stets bereit, zum Helfen selten —
Jetzt nur noch in den Dichterköpfchen lebend,
Sah man vor Zeiten uns gar Vieles gelten.
Auch sind wir einem König unterthänig,
Doch wie das Völkchen, so ist auch der König.

Die Letzte.

Bei jedem Menschen wirst Du stets mich finden,
Von Holz liebst Du mich nicht, doch setzest Du
Zu meinem Namen einen Fisch dazu,
So kann ich steifen und auch wol gar ründen;
Und willst Du dann kaum merklich etwas ändern,
So hast Du gleich Germaniens Stolz,
Der Leben hauchte hin auf Holz
Und dessen Ruhm drang bis zu fernen Ländern.
Doch nimmst den Fisch Du weg und setzest dann
'ne heil'ge Zahl dazu — so findet sich
Ein alter abgelebter Mann —
Den man — obgleich er fürchterlich
Erscheint — Gevatter nennt und doch nicht leiden kann.
Ruinen gleich, sieht man ihn oftmals ragen
In unsern hellen aufgeklärten Tagen.

Das Ganze.

Von Brüdern stammen wir, die stets entbrannt,
Als grimme Waffen Schaden anzurichten;
Und Alles könnte ihre Wuth vernichten,
Wenn sie die Klugheit nicht regierte, wie bekannt.
Auch nach dem Tode dien' ich Dir als Kohlen,
Und prange Dir im Mund, laß nur den Zahnarzt holen.

Elfenbein.

Sylben-Räthsel.

Erstes Sylbenpaar.

Im Kranz der Liebe darf ich nimmer fehlen,
Ich geb' ihm erst die zarteste Bedeutung;
Doch muß ich unter eines Arztes Leitung
Gar oft durch Schmerzen den Besitzer quälen.
Einst füllte ich, ein grauser Krieg, die Zeitung —
Ich Zarte, mußt' dem Kampfe mich vermählen;
Ich lasse mich zum Schiffsvolk' gerne zählen
Und diene ihm als nützliche Begleitung.
Du trägst auch meinen Namen, hold Geschöpfe!
Der lieblichsten der Blumen zu vergleichen.

Zweites Sylbenpaar.

Mit Vielen von denselben kann erreichen
Des Klügsten Ruf der kläglichste der Tröpfe.
Auch zeigen sie sich muthig auf dem Meere —
Doch treibt sie nur Gewinn und nimmer Ehre.

Das Ganze.

Was ist das Ganze nun? — Such' mir's zu deuten;
Gar Vieles sagt' ich Dir von seinen Theilen,
Es nennet einen Zirkel Dir von Leuten,
Die ewig nur im myst'schen Dunkel weilen,
Sich dort der Weisheit — wie sie sagten — freuten
Und alle Welt von Schwächen wollten heilen;
Das große Werk ist ihnen nicht gelungen,
Sie schwanden hin; — ihr Name ist verklungen.

Rosenkreutzer.

III.

Liedchen.

Wie soll ich Dich nennen,
Du liebliches Kind!
Das täglich am Fenster
Ein Netz für mich spinnt?

Es wickelt die Fäden
Mit emsigem Sinn,
Doch über die Gasse
Ziehn sie zu mir hin.

Und ziehen und zerren
Nicht mich, nur mein Herz,
Das hat nun die Schelmin,
Und mich drückt der Schmerz.

Behalte mein Herz denn,
Doch blicke nach mir,
So ziehn mich die Blicke
Hinüber zu Dir!

Seit einem Jahr.

Seit einem Jahr will ich Dir etwas sagen,
Seit einem Jahr kennt Amor diese Brust,
Seit einem Jahr willst Du ihn nicht drum fragen,
Seit einem Jahr ist Schweigen seine Lust.

Seit einem Jahr ist Fröhlichkeit verschwunden,
Seit einem Jahr schwankt nicht mehr meine Wahl,
Seit einem Jahr kann ich nicht mehr gesunden,
Seit einem Jahr fühl' ich dieselbe Qual.

Seit einem Jahr streb' ich nach Dir, mein Leben,
Seit einem Jahr will ich mich ganz Dir weihn,
Seit einem Jahr willst Du mich nicht erheben,
Seit einem Jahr könnt' ich so glücklich sein!

Ueber allen Zauber: Liebe!

Im Felde wol schlich ich, das Herz mir so voll,
Vom mächtigen Sehnen der Busen mir schwoll;
Die Blumen erblühten in Lust und in Duft,
So sonnig und helle die himmlische Luft.
Und Lieder entströmten begeistertem Mund,
Noch glimmte am Himmel das flammende Rund.
Verstummet ihr Lieder, die Klage erwacht,
O säume nicht länger, beglückende Nacht!
Die schönste der Blumen, so zart und so schön,
Läßt Duft der erschlossenen Kelche dann wehn.

Ich ging in den Garten, welch buntes Gewühl,
Der köstlichsten Farben erfreuendes Spiel;
Der Springquell aufjauchzend zum himmlischen Blau,
Erquickend, verklärend mit nebligem Thau.
Der Ahornbaum strebend in prächtiger Füll',
Die Laube daneben so ruhig, so still.
O trauriges Schleichen, verödete Pracht!
O säume nicht länger, beglückende Nacht!
Dann flötet der Vogel der Liebe so süß,
Dann erst wird der Garten uns zum Paradies.

Ich stand auf der Berge gigantischem Haupt,
Rings, rings starren Felsen nur kärglich umlaubt.
Hoch droben der Himmel, tief unten die Kluft,
Daneben von Steinen die ängstliche Schluft.

Wer achtet der Schrecken von Liebe beglückt?
Der Frohe hat oben ein Röslein gepflückt;
Ein Röslein der Alpen von Lieb' angefacht,
Erglänzet es freundlich in grausiger Nacht.
Das liebliche Röslein tief drunten im Thal,
Erfreu'es zur Nachtzeit beim fröhlichen Mahl.

Hoch schäumen die Wogen; unendliches Meer!
Ich wallte zu deinen Gestaden weit her;
Der Himmel, die Wolken, die Sonne voll Glut,
Sie schauen, sich kühlend, in tobende Flut.
Das mächtige Meer, die krystallene Welt,
In sehnender Liebe die Erde festhält;
Ja Alles erfüllet die herrliche Macht.
Zieh' auf deinen Schleier, beglückende Nacht!
Dann fühl' ich die Wonne, erhabenes Meer!
Dann schwebet ein Engel zur Lust mir daher.

O Wonne der Liebe! im Garten, im Thal,
Am Meere, auf Felsen so rauh und so kahl,
Allüberall wehet die himmlische Luft,
Und lieblich umfängt mich dein rosiger Duft.
Strömt auf, meine Lieder, was ist Dem die Welt,
Den sie nicht umschlungen im Arme hier hält?
O Wonne! o Jubel! die Eule erwacht;
Gegrüßt sei mir heilig erhabene Nacht!
Nun lisple die Laute den freundlichsten Gruß,
Die Blume erschließt sich zum wonnigsten Kuß.

Verstand und Herz.

„Alles würde ich bezwingen,
Nur dies kleine Köpfchen nicht,
Mit Giganten wollt' ich ringen,
Schaun dem Teufel ins Gesicht.
Wahrlich, muthig und besonnen
Stand ich manchem kühnen Strauß,
Doch mit allem Muth ist's aus,
Alle Kraft ist mir verronnen."

„Und was kann Dich so bemeistern?
Fragt Verstand und macht sich breit,
Einer von den starken Geistern,
Unterliegt der Zärtlichkeit?
Hast bespöttelt, hast genecket
Manchen liebekranken Wicht,
Und im scherzenden Gedicht,
Frohe Laune ausgehecket.

Und nun seufzest Du so klagend
Und Dein Auge Kummer trübt?
Warum bist Du, Aermster, zagend,
Glaub's, nie hat sie Dich geliebt.
Sieh die Augen, ganze Scharen
Laden sie zu neuem Schmaus,
Und es spannen Netze aus
Liebesgötter in den Haaren.

Thränen hat es Dir gelogen,
Andern lächelt's frohes Glück,
Armer Thor, Du warst betrogen,
Nimm Dein krankes Herz zurück.
Nicht in Fesseln sollst Du schmachten,
Die nicht Deiner würdig sind,
Und verlaß das schöne Kind,
Deren Seufzer Dich verlachten."

„Kalter! Fühltest Du die Schmerzen,
Fühltest Du, wie's tobt und brennt,
Wärst Du nicht so fremd dem Herzen,
Das Dich Ernsten gar nicht kennt.
Könntest Du den Rath ertheilen?
Schauen ihr ins Angesicht?
Und sie meiden? Lache nicht!
Nichts kann diese Wunden heilen.

Darum will ich ewig ringen,
Sollt' ich drob auch untergehn,
Ewig will ich von ihr singen,
Will sie nicht mein Leid verstehn.
Hat sie gleich nur Scherz getrieben,
Armen Künstlers warmes Herz —
Bricht es gleich in Gram und Schmerz,
Kann es doch sie stets nur lieben."

Das Fest des schönen Bundes.

Vorspiel in Versen.

In Breslau gegeben am 18. Juni 1817.

Personen:

Die Priesterin: Madame Unzelmann.
Ein junges Mädchen: Demoiselle Butenop.
Ein preussischer Krieger: Herr Anschütz.
Chor von Landmädchen.
Chor von Soldaten der verbündeten Heere.

Eine freie Gegend. In der Mitte eine große Eiche, unter ihr die Büste Blücher's: zur Seite Trophäen, mit Panieren, Wappen und Feldzeichen geschmückt.

Die Priesterin.

Grausend tönt der Donner wieder
Ueber grüne Saatenfluren,
Und verweht sind Friedensspuren
Und verstummt die süßen Lieder
Von dem muntern Luftgefieder.

Alles will der Tod verschlingen,
Und in immer engern Ringen
Will der Drache uns ersticken;
Rasch herbei, ihn zu erdrücken,
Gutem Werk schenkt Gott Gelingen!

Finster brüten schwarze Mächte,
Blitze zucken aus Karthaunen,
Tönen mächtige Posaunen
Kämpfern für die Menschenrechte.
Auf, mein Sohn! geh' hin und fechte,
Sagt die Mutter zu dem Knaben —
Der die Wehr nicht handzuhaben
Weiß; doch geht er mit zu streiten,
Sieg und Tod sich zu bereiten,
Um an Freiheit sich zu laben.

So ward es im Nord begonnen,
Hoch bei Moskau's Flammenscheite;
So der Süd sich selbst befreite,
Flammte auf wie Glanz der Sonnen;
Doch dem deutschen Land' entbronnen
War erst spät, doch stark der Glaube;
Lang dem schnöden Feind zum Raube,
Rafft es endlich sich zusammen,
Treibt ihn kühn aus seinem Lande,
Bis des Meeres ferne Strande
Seiner Flucht entgegendammen.

Und die Preußen hoch vor Allen
Sich bewährten groß als Sieger,
Als des Vaterlandes Krieger!

Ewig wird die Kunde schallen
In des Ruhmes weiten Hallen;
Aus der Mutter bangem Zagen,
Aus der Braut geheimen Klagen,
Aus dem Blute, das geflossen,
Ist des Volkes Heil entsprossen,
Nach der Nacht wird's herrlich tagen.

Aus dem schönen Fürstenbunde
Seht die schönste Frucht erblühn
Für des Kampfes heiße Mühn,
Auf daß manche schwere Wunde
Nun verharrsche und gesunde.
Friede ist das große Wort!
Alle Schrecken fliehen fort;
Denen Heil, die ihn erkämpften,
Die des Krieges Gräuel dämpften,
Die uns leiteten zum Port.

(Musik.)

Lieblich und freundlich
Steigt der geliebte,
Bänglich ersehnte,
Rosige Jüngling
Friede herab!
Neigend beschatten
Uns Palmenzweige,
Und alle Künste
Treiben und blühen
Mit Blumendüften,
Mit Zephyrwehen
Um uns hervor.

Wonne, rings Wonne
Lächelt uns an;
Drum nicht verzaget,
Wenn's tobt und wettert,
Die ew'ge Sonne
Geht ihre Bahn!

(Festlich gekleidete Landmädchen führen bekränzte Krieger der verbündeten Heere herein. Sie singen und bekränzen die Eiche und Blücher's Büste.)

Chor.

Wonneverheißend
Strahlt uns die Sonn' herauf;
Jubelbegrüßend
Nahen wir uns,
Blumengewinde
Tragen wir nun herbei,
Fröhlich zu kränzen
Des Hühnen Bild.

(Die Priesterin führt ein junges Mädchen zur Eiche, das der Büste einen großen Kranz aufsetzt.)

Das junge Mädchen.

Du großes Bild der alten guten Zeit,
Empfange hier, was dir die Jugend bringt;
Der Blick ist hell, das Herz ist weit,
Und Alles jubelt, Alles singt.

Des Südens Held mag sich mit Lorbeer schmücken,
Uns keimt auf deutscher Flur der Eiche Pracht,
Sie reichet duft'ge Blätter hin zum Pflücken
Und ist das Sinnbild unsrer Macht.

Ein frohes Fest umschwebet diese Bäume,
Das Fest des Friedens, das durch dich entstand,
Auch schlechte Zeit bringt stets zur guten Keime,
Durch Blut errungen wird der Liebe Band!

Ein preussischer Krieger.

Und hier an dieser Stätte sei's geschworen,
Der Preuße denke immer seiner Ahnen
Und Derer Ruhm, die ihm den Namen gaben;
Stets sei er jeder Schmach und Unbill gram,
Dem Königshause stets in Treu' ergeben,
Bewähr' er diesen Schwur selbst mit dem Leben.

Alle.

Wir wollen Alle uns als Brüder lieben,
So haben wir den Feind schon fortgetrieben!

Die Priesterin.

Noch Enkel werden jene Namen ehren,
Die an dem heut'gen Tage zornentbrannt
Sich rüsteten, der Franken Thun zu wehren,
Zu kämpfen für das theure Vaterland,
Die Sage wird sich wundergleich verklären,
Und wenn in Staub versinkt der Erde Tand,
So wird den Helden Blücher man noch nennen
Und muthentglüht des Jünglings Wange brennen.

(Nach einer Pause.)

Und die du stille bist vorausgegangen,
Du hohes Bild von edlem Frauenthum,
Du sahest noch dein Land von Nacht umfangen,
Nicht sahst du glänzend fliegen es zum Ruhm;
Doch wirst du stets in ew'ger Klarheit prangen,
Jedwedes Preußenherz — dein Heiligthum! —

Du Engel hast den Segen uns erbeten
Und hast dein treues Volk bei Gott vertreten.

(Sie tritt ganz in den Vorgrund.)

So laßt uns nun den freien Blick erheben,
Der Friede und die Kunst sind nah verwandt;
Wo jener weilt, da kann nur diese weben,
Und sie beglücken Menschen Hand in Hand.
Wer kennt die Kunst nicht? Sie erfreut das Leben.
Es schmückt und krönet es das süße Band,
Und was der Friede huldvoll uns kann geben,
Fühlt es nicht das beglückte Vaterland?
Drum mag der Krieg auf ewig uns verschwinden
Und seine Thaten Raum nur im Gedächtniß finden.

Rede zu Goethe's Geburtsfeier.

Gesprochen den 28. August 1817 auf dem Theater in Breslau.

Von Herrn Nagel.

Wenn theure Menschen todt sind, ihr Gebein
In kalter Erde ruht, den bleichen Mund
Kein Lächeln mehr verzieht, dem starren Aug'
Nicht Zähren mehr der Freude und des Schmerzes
Entfließen können — dann sind wir bereit,
Dem feierlichen Brauch gemäß, zu sprechen,
Den Großen nachzuklagen, deren Werke
Den eignen Ruhm zur Nachwelt strahlend bringen.
Wir sprechen gern davon, was sie uns waren,
Und sonnen uns im hehren Abendscheine,
Den sie bei ihrem Scheiden hinterließen.
Viel schöner ist's, dem Lebenden, dem Frischen,
Den Kranz zu winden, seiner Schläfe Zier;
Und somit wagen wir's, nicht brauchgemäß,
Doch unserm innern Triebe nach, dem größten
Der vaterländ'schen Dichter, unserm Goethe,
Da ihn noch nicht der Orcus uns entriß,
Da seines Wissens nie versiegtes Füllhorn

Durch manche schöne Spend' uns noch erfreut,
Ein Wort zu weihn an seinem Werdetage.
Ja ganz besonders ziemt es dieser Kunst,
Die wir allhier jedweden Abend üben,
Für die er nicht allein, doch thätig wirkte —
Sich sein zu freun, und jedes deutsche Herz,
Das mit dem Hochgefühl der Kraft auch Liebe
Zur Kunst in gleichem Maß in sich vereint,
Wallt höher auf, wenn wir nunmehr erwähnen,
Was uns sein Feuergeist so schön erschuf.
Was uns zunächst liegt, wollen wir ergreifen,
Gedenkend nicht, was im Gebiet der Kunst,
Der bildenden, sein Forschergeist erwog,
Erklärte, sammelt' und verbreitete;
Wie von der heil'gen Werkstatt der Natur
Er kühn den Schleier zog, uns zu belehren,
Wie allumfassend groß sein Geist sich zeigt.
Was er für diese Welt im Kleinen schuf,
Den treuen Spiegel alles Erdenlebens,
Das wollen wir in Worten Euch verkünden.
Den Reihen seiner Kunstgebilde führt
Ein Heldengeist aus alter Ritterszeit.
Wir wählen ihn zuerst, dem Starken sei
Die Hut des ganzen Zuges anvertraut.
Hoch hebt er seine Eisenhand empor,
Das Wahre und das Rechte zu beschirmen,
Und nur im Sterben fühlt er sich erst frei.
So stand, so fiel das deutsche Ritterthum
In seinem letzten Sproß, dem Berlichingen.
Nun wandelt unter Sang und Scherz und Tanz
Ein lustig Völklein wohlgemuth des Weges,
Es sind die Schäfer und die Schäferinnen,

Die er aus fremden glücklicheren Zonen
Herüberzaubert; buntes Gaukelspiel!
Erwin, Elmire, Jery, Bätely,
Scapin, Scapine, Fischerin, Amine,
Mit ihrem Eridon, im bunten Chor.
Ein Jahrmarkt will uns dort in frohen Gruppen
Erfreun, hier schwingt ein Satyr seine Geißel;
Zigeuner, Handelsmann und Savoyard,
Sie drehen sich im wirbeligen Reihn;
Und gern verweilen wir mit andern Gästen
Bei der Frau Amtmännin in Plundersweilern.
Inmitten gibt es komisches Gesindel.
Ein alter Wirth von Neugier baß geplagt,
Verliebte Abenteur und Diebereien.
— Welch ahnungsvolle Töne strömen nun
Uns zu dem Ohr? Welch süße Schwärmerei?
Phantastisch schreitet ein verliebter Prinz
Mit Kasten seltner Art zu uns heran —
Der Hölle Rachen thut sich klaffend auf,
Proserpina entfliehet dem Gemahl;
Und spaßhaft Dunkel schwebet um den Spruch,
Den des Orakels Mund dem König kündet.
Triumph, Triumph, es siegt Empfindsamkeit!
Heil Mandandane dir und Oronaro!
Nun führt er uns in Welschlands Lenzgefilde,
Wo Nächte voller Duft und Lieder schweben,
Und Saitenspiel und keckes Degenklirren
Vernehmen wir bei zarten Serenaden
In Villabella's schönen Blütenlauben. —
Nun folgt ein schöner Jüngling in dem Chore,
Die Liebe öffnet ihm die Bahn zur Klarheit,
Und so von Klärchens treuer Hand gezogen,

Beim Untergang, verklärt gleich einer Sonne,
Entschwindet Egmont uns, der Prinz von Gaure.
Dann sehen wir einen hohen Dichterjüngling,
Torquato Tasso, Gierusalemma's Sänger,
Von Lieb' erglüht, von Zweifeln rings umlagert,
Sich mit der Welt und mit sich selbst entzwein.
Ein Königshaus, gestützt auf starken Pfeilern,
Doch unvollendet, sehn wir einsam prangen,
Ein zartes Kind, verfolgt von arger Tücke.
Als ihm am weitentfernten Meeresstrande
Der Port sich öffnet, sinkt ein Vorhang nieder
Und decket uns, was nimmer wir errathen.
Daneben strebet kühn hinauf zum Himmel
Ein Tempel in der Griechen schönsten Formen;
Mit Allem, was die Dichtkunst Herrliches vermag,
Sehn wir die Säulen königlich geschmücket;
Die alte Sage will sich neu verjüngen
Von Agamemnon's Kindern grausem Loose. —
Doch über alle herrliche Gebilde
Seh'n einen Dom wir in die Wolken ragen.
Das Auge staunt hinan — ein jeder Stein,
Wie ihn der Bauherr kunstvoll eingefügt,
Trägt ein Gebilde, Stempel des Genies.
Dies Werk, es ist des deutschen Volkes Stolz,
Sein Eigenthum, in jede andre Sprache
Unübersetzbar; es ist unser Faust! —
So strebten wir den buntgewebten Teppich
Vor Euern Augen sorglich aufzurollen,
Und nun beginn', was wir Euch heute geben.
Und wenn wir mit Clavigo ernstlich rechten
Und um Maria stumme Zähren weinen,
Des kräft'gen Beaumarchais uns weidlich freun,

Des klugen Karlos Planen ängstlich folgen —
Dann bauet Jeder still in seinem Herzen
Dem hohen Meister einen Altar auf;
Und jede Zähre, die der Armen rinnt,
Ist ihm ein Opfer, eine Huldigung. —
Und wie wir unserm größten Dichter nun
Dies Fest der reinsten Ehrfurcht gerne weihen,
So nehmet unsern tiefempfundnen Dank,
Verehrte! Die, von gleichem Geist beseelt,
Ihr mit so güt'gem, kunsterglühtem Sinn
Die frohe Feier seines Werdens schmücket,
Vereiniget mit uns den inn'gen Wunsch:
Die Parze mög' ihm das beglückte Alter,
Das sie, vor vielen Sterblichen ihm spann,
Recht lange noch und immer schöner spinnen!

Der Großpapa.

Posse in einem Akte.

Aufgeführt in Breslau 1817.

Personen:

Herr von Hain, ein alter Landedelmann:	Herr Nagel.
Luise, } seine Enkel:	Demoiselle Butenop.
Karl, }	Madame Unzelmann.
Herr von Mühlen:	Herr Müller.
Adelheid von Randen:	Madame Schmelka.

Die Scene ist in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die größere stellt einen modernen Gartensaal vor; die kleinere eine Bibliothek, und hat ein Fenster, das bis auf die Erde geht, wie solches in Gartenhäusern gewöhnlich ist

---

Erste Scene.

Hain. (Mit einem offenen Briefe in der Hand, ruft freudig aus:) „Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen! zum Ritt ins alte romantische Land“ — —

Ha, ha, ha, da steht's schwarz auf weiß und wahrhaftig es nimmt sich gut aus. (Er liest.)

Wo Licht und Wahrheit sich in Eins gestalten,
Wo Erdgewühl der Himmelsruh muß weichen,
Wo Engel sich die Palmenkronen reichen
Und grün erscheint — —

Es ist zum Tollwerden! Der Unsinn ist nicht grün, er prangt in vollster Reife. Adelheid von Randen! Du zarte Dichterin! Sappho, Aspasia, wie nenn' ich Dich! Ich bin neugierig, was der Junge sagen wird, wenn er kommt.

Zweite Scene.

Voriger. Mühlen.

Mühlen. So lustig und aufgeräumt?

Hain. Ach ich habe einen köstlichen Spaß —

Mühlen. Sie dürfen sich nicht beklagen, Ihr Humor verläßt Sie selten.

Hain. Nie, nie, sagen Sie lieber. Da hab' ich mit meinem Karl, den ich heute hier erwarte, etwas Eigenes vor. Der Junge macht Gedichte, und denken Sie sich die Tollheit, er läßt sie drucken. Ein Junge von höchstens siebenzehn Jahren. Das dünkt sich zu weise und antwortet

mir schnippisch: ein Genie lasse sich nicht ersticken, einer Flamme gleich, die, obschon man sie mit nassem Sande bewirft, immer nur stärker qualmt und dampft und da, wo sie Luft spürt, lustiger und gewaltiger emporschlägt.

Mühlen. Kein übler Vergleich —

Hain. Wie ich Ihnen sage, der Junge hat Kopf. Doch ist's absurd, nur so Gedichtchen in den Tag hineinzumachen und das Ernstere darüber zu versäumen. Ich verwies es ihm zum zweiten Male und mochte wol einen rechten Großvaterton angenommen haben, sagte ihm: ich hätte auch in meiner Jugend Verse gemacht, mich aber denn doch anders dabei geberdet. Allein was thut der Junge? Denken Sie, er persiflirt mich in bester Form, parodirt die alten, hübschen, ehrbaren Madrigale und Schäferlieder, und meint, solch Zeug wäre nur so hinzuschreiben, aber der jetzige modische Wischiwaschi sei ganz was Appartes, und macht sich so breit damit, als gehöre ein sechster Sinn dazu, wo er denn leider auch recht hat, denn der Wahnsinn scheint ganz besonders nöthig dazu.

Mühlen. Ja wohl, ja wohl —

Hain. Um ihm zu zeigen, daß es einem Manne, der in jener Zeit für einen Dichter galt, ein Kleines sei, auch heute Ruhm zu ernten, habe ich in dasselbe Blatt, woran er Mitarbeiter ist, allerlei neumodischen Krimskrams einrücken lassen. Ich schwöre, daß ich selbst wenig oder nichts davon verstehe. Es ist aber so schwebelnd und nebelnd, daß es einem Jünger der neuesten poetischen Schule keine Schande machen würde. Und nun hören Sie das Tollste von der Sache. Die alte Randen, die seit einem Vierteljahre in unserer Nähe wohnt, die er nicht kennt und nie gesehen hat, diese habe ich nun in bester Form zu einer Priesterin neupoetischer Poesie creirt —

Mühlen. Wie das?

Hain. Ich habe aus einer Anwandlung übermüthiger Laune ihren Namen, der, beiläufig gesagt, recht melodisch klingt, unter die Gedichte gesetzt.

Mühlen. Das ist in der That allerliebst.

Hain. Bis auf diese Thorheit ist er ein ganz scharmanter Junge. Ich hoffe, daß er meine Luise einmal recht glücklich machen wird. Ich male mir manchmal die Seligkeit aus, wenn ich ihre Kinder auf den Knien schaukeln werde und die kleinen Urenkel dann dem alten Urgroßpapa im Barte krabbeln.

Mühlen. (Schüchtern.) Liebt Fräulein Luise?

Hain. Sie wird nicht aus der Art schlagen. Man kann's einem Mädchen nur nicht sogleich ansehen. Unsere ganze Familie ist verliebter Complexion, und auch ich bin einst stark verliebt gewesen. Ja, ja, sehen Sie mich nur so groß an. Wenn so ein heutiger Springinsfeld so einem alten Knasterbart begegnet, da kann er's gar nicht begreifen, daß jener auch früher seine Streiche trieb. Ja, glauben Sie mir nur, es fehlte zu meiner Zeit auch nicht, und wer weiß — ob man, wenn man nur ernstlich wollte, nicht so manchen schmucken Kerl noch heute aus dem Sattel heben könnte.

Mühlen. Warum nicht? Es ist Manchem nicht das kleinste Körnchen Witz und Liebenswürdigkeit vergönnt, einen Liebeshandel zu beginnen und zu unterhalten —

Hain. Und trotz allem Dem, war die Züchtigkeit und die Wohlanständigkeit größer als jetzt. Hören Sie, Freundchen, damals, als man noch die Menuet tanzte, war Alles noch ehrbarer, und eine Liebeserklärung, die man während des Tanzes machte, von der pathetischen Musik und dem nachgezogenen Fuße begleitet, mußte doch feierlicher und ge-

wissermaßen ergötzlicher herauskommen, als die, die Ihr jetzt im Walzen macht, während, Gott verzeih' mir's, Busen an Busen pocht und die Arme dazu krampfhaft den Leib umschlingen.

Mühlen. Sie mögen wol recht haben. Aber desto übler ist Der daran, der im Menuetschritt einherschreitet und in den Tanzwirbel gar nicht hineinkommen kann.

Hain. Der muß hübsch davonbleiben, sonst wird er von dem jungen Volke um und um gerannt.

Mühlen. (Seufzend.) Ja wohl, um und um gerannt.

Hain. Wo nur Luise bleibt, schon sechs Uhr vorbei — und sie wollte doch —

Mühlen. (Bei Seite.) Luise? Jetzt kann ich sie nicht sehen, (laut.) ich beurlaube mich, Herr von Hain —

Hain. Mit einem Male? so rasch?

Mühlen. (Macht eine stumme Verbeugung und geht ab.)

Dritte Scene.

Hain allein, bald darauf Luise.

Hain. Sonst ist der Mensch vernünftig, doch was soll dies schnelle Davonlaufen beim Namen Luise? Ha, ha, sollte wol gar die — — —

Luise (Tritt ein.)

Hain. Ach sieh da, Jüngferchen, wenn man Dich so trippeln sieht, glaubt man gar nicht, daß Du immer zu spät kommst.

Luise. Zu spät? — ja wohl, war nicht Mühlen hier?

Hain. Ja wohl zu spät — Mühlen ist schon fort —

Luise. Warum forderten Sie ihn nicht auf, uns zu begleiten?

Hain. Er schien keine Lust dazu zu haben und lief fort, wie er Deinen Namen hörte —

Luise. Er lief fort? Sonderbar! Kann er mich denn nicht leiden?

Hain. Ich glaube nur zu sehr —

Luise. Und da entflieht er, wenn ich komme?

Hain. Ja, das hat so seine Ursachen.

Luise. Ach!

Hain. Was hast Du?

Luise. Ich hatte vergangene Nacht einen schweren Traum. Heute ist der 24ste — ich denke, der heutige Tag ist ein Schicksalstag.

Hain. (Lächelnd.) Kann wol sein — (Er sucht in der Tasche.)

Luise. Sie lachen? Was suchen Sie denn da?

Hain. Etwas für Dich, mein Kind.

Luise. Sie wollen mich neugierig machen. Schon seit einiger Zeit schreiben Sie so viele Briefe nach der Stadt — Sie thun so geheimnißvoll —

Hain. (lächelnd.) Ich habe für Dich einen Mann verschrieben.

Luise. Einen aus der Fremde? Ei Sie spaßen —

Hain. (ihr ein Bild zeigend.) So sieh nur her. Ist's nicht ein schmucker Junge?

Luise. Das Kind?

Hain. Nun ja, das Kind. Ich frage, ob's nicht hübsch ist?

Luise. So eine gewisse Familienähnlichkeit. Es ist sicher der Vetter Karl.

Hain. Getroffen. Höre, Luischen, der soll Dein Mann werden.

Luise. Ach, liebster Großpapa — Karl — nein — Karl — das geht nicht.

Hain. Wie? So bestimmt?

Luise. Lassen Sie's nur noch gut sein. Ich habe Ihnen so Manches zu vertrauen, das noch nicht ganz reif ist —

Hain. Was man mit den jungen Mädchen für Plage hat. Ihr seid immer eigensinnig und einfältig. Wer euch folgen wollte! Sieh den Vetter nur erst, und dann werde ich wieder einmal nach Deiner Meinung fragen.

(Beide gehen im Gespräche ab.)

Vierte Scene.

Mühlen. (Kommt von der Seite.) Dort geht sie hin. So lang sie hier war, konnte ich mich nicht nähern. Mein Zustand ist unerträglich. Das Mädchen hält mich für dumm, das ist gewiß. Wenn ich ihr so ins blaue Auge schaue, so denk' ich an Vergißmeinnicht und an den Himmel und an Beständigkeit, nur nicht daran, daß ich wie ein Klotz dastehe und dem schönsten Mädchen in die schönsten Augen gucke. Ich Unglückseliger! warum hab' ich nicht die Zunge und das vornehm große Wesen der jungen Gecken, die ich immer haßte! Nun kommt der Vetter her, ein junger hübscher Mensch aus der Residenz, der wird sich beliebt zu machen wissen. Verdammte Blödigkeit!

Fünfte Scene.

Mühlen. Adelheid von Randen.

Adelheid (Läuft zu einem Tische im Vordergrunde und während sie einen Shawl und andere Kleinigkeiten ablegt, spricht sie sehr schnell, ohne sich umzusehen). Na hier bin ich. Guten Morgen, guten Morgen, ich bin ganz erschrecklich fatiguirt. Was die Kartoffeln gut stehen und die Gänse, aber die Truthähne laufen in die Nesseln. Ein vermaledeiter Junge, der sie nicht heraustreibt. Ich rief zum Kutschenfenster heraus, aber der Wagen rasselte so banditenmäßig über die großen — — (sieht sich um) Aber was ist das? Niemand hier? Ich allein? Scharmante Aufnahme!

Mühlen (sich fortschleichend.) Hier bin ich wol überflüssig —

Adelheid (erwischt ihn beim Rocke). Ah sieh doch — endlich! Sie — Mensch — sind Sie aus dem Hause?

Mühlen. Was befehlen Sie?

Adelheid (sehr schnell). Ach Sie sind ja wol der liebenswürdige Wegweiser, den wir am Kreuze bei der großen Pfütze fanden. Gut, daß Sie da sind, da muß ich Ihnen einige Kapitel aus meiner Reisebeschreibung zum Besten geben, setzen Sie sich, setzen Sie sich —

Mühlen. O Himmel!

Adelheid. (Sie rückt während des Sprechens ihm immer näher auf den Leib, er rückt dann weiter und sie verfolgt ihn. Dabei spricht sie sehr rasch.) Sehn Sie, wie ich da von Roseneck wegfahre, wo sich der Weg theilt, da bei dem Dorfe, wie heißt es doch gleich?

Mühlen. Altenhain —

Adelheid. Nicht Altenhain. Wo denken Sie hin? Altenhain liegt ja links — oder rechts — oder — gleichviel,

das Dorf, welches ich meine, ist Ihnen wohl bekannt. Sehen Sie, da macht mein Magen eine kleine Forderung. Ich lasse halten und kehre bei dem dicken Wirthe ein — wie heißt er doch? Ich bitte Sie — der dicke Wirth —

Mühlen. Kann in der That nicht —

Adelheid. Halt! Melchior heißt er. Wie ich nun so sitze und meine geräucherte Zunge verzehre, schlendert ein junges Bürschchen mit einer Zither auf dem Rücken des Weges. So'n rechter Musje Firlefanz, er sieht mich sitzen und behält sein Ding auf dem Kopf, wie nennt man's doch — so'n altes Ding —

Mühlen. Eine Schlafmütze —

Adelheid. Ach was Schlafmütze! So'n Tralala, wie unsre Vorfahren trugen —

Mühlen. Aha — ein Baret —

Adelheid. Richtig — Baret! — Behält's auf dem Kopfe und sieht mich nicht an. Singt, klimpert, mitleidig bin ich von Natur — ich denke, das arme Thier wird Hunger haben. Ich sage Ihnen, ein Kerlchen wie Milch und Blut. Just so wie der heidnische Gott, nun wie heißt er doch? So'n Hundename —

Mühlen. Apollo —

Adelheid. (Ihn mit dem Fächer schlagend.) Sie wissen auch Alles, Sie Scharmanter, Sie. Nun ich habe also Mitleiden und lasse meine geräucherte Zunge spielen, um ihm Appetit zu machen. Er nimmt keine Notiz davon. Endlich — sagen Sie mir doch, wie heißt der dicke Jagdjunker, der mit der kleinen Präsidentin den artigen Handel hatte? Nun schnell — auf der Maskerade —

Mühlen. Verzeihen Sie — ich bin zu wenig bewandert. (Leise:) Nun wird's mir bald zu toll —

Adelheid. Nun dieser Jagdjunker kommt dazu.

Mühlen. Verzeihen Sie, heftige Zahnschmerzen (steht auf und geht ab.)

Adelheid. (Ihm nachrufend.) Aber so hören Sie doch — und da erfahre ich, daß es der junge Hain war. Er hört nicht. — So. Wiederum allein! Ich komme vor langer Weile um. Niemand, Niemand, mit dem man ein Wörtchen sprechen kann. Ich geh' in den Garten und suche mir ein Echo auf, da kann ich doch wenigstens immer Antwort haben. (Eilt ab in den Garten.)

Sechste Scene.

Karl. (Tritt auf mit einer Guitarre.) Alles leer? Wo Teufel stecken die Leute? Nun bin ich schon das ganze Haus durchzogen; entweder graben sie Kartoffeln oder sie füttern Gänse. Gute ehrliche Landleute. Ich will indeß hier ein wenig träumen und meinem gepreßten Herzen Luft machen, in Goethischen, göttlichen Worten — (Er singt.)

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein —
Hangen — — —

Siebente Scene.

Karl. Der alte Hain.

Hain. Ei da ist er ja — an mein Herz, Junge!

Karl. Lieber Großpapa — wie freue ich mich, diesen heiligen Boden zu betreten, wo mich die Träume meiner Kindheit wie goldgelockte Genien in Rosenwölkchen um-

schweben, wo mich der Lilienhauch reiner Vaterliebe anweht, wo mich Erinnerung mit ihren heiligen wehmüthigen Schauern umfängt —

Hain. Laß das Declamiren, Karl. Noch einmal an mein Herz! So — sieh mich an — ich will in Dein großes offenes Auge sehen —

Karl. Aber was bemerk' ich? Sie sehen ja wie ein Bauer aus? Diese ehrwürdigen weißen Locken, jammerschade, daß sie kein Baret deckt! O Sie müssen sich zu idealisiren suchen. Man hat Beispiele, daß durch eine sorgfältige Toilette selbst alte Leute noch gefallen, lesen Sie nur den Mann von funfzig Jahren von Goethe —

Hain. Schweig' mir vom Idealisiren. Wie ist es Dir bisher ergangen? Immer froh, immer gesund?

Karl. Wann und wo haben Sie je davon gehört, daß ein Genie gesund und froh ist? Ach die Anstrengung, das ewige Träumen, die Anspannung einer ewig regen Phantasie — das Sehnen nach dem geliebten Ideale — ach Gott! ich leide so viel und die verfluchten rothen Backen — ich ärgere mich zu Tode darüber. Warum mußte die Natur mir diese Bürde von Gesundheit ins Gesicht malen? Warum mir? Warum nur gerade mir?

Hain. Ei, Du beschwerst Dich darüber?

Karl. Ja wohl, und das mit Recht. Ein Dichter und zumal ein junger darf keine rothen Backen haben —

Hain. Ich wünschte wohl, Du hättest keine mitgebracht, hier solltest Du sie Dir holen. Es soll Dir hier an Nichts fehlen. Du findest ein Paar recht interessante Leutchen auf meinem Gute. Vorerst Dein kleines nettes Mühmchen Luise, mit der Du sonst so gern spieltest und die Du im scherzenden Kinderspiele immer Deine Frau nanntest —

Karl. Ich fliehe jetzt die Frauenzimmer.

Hain. Wie, ein Mysogin?

Karl. Ach die Eine, die ich meine, finde ich gewiß nicht hier.

Hain. Dann ist Herr von Mühlen —

Karl. Der Mühlen, der vergangenen Winter in der Residenz war?

Hain. Derselbe —

Karl. Himmel! es gab Skandal, wo er sich blicken ließ! Der Mensch ist nicht im Stande einen Vers zu machen, und bei den Thees, wo jetzt Mode ist zu improvisiren, Sprichwörter darzustellen und dergleichen, stand er da wie eine Gipsfigur. Wie können Sie Mühlen das Wort sprechen?

Hain. Ich finde ihn sehr bescheiden und wohlunterrichtet.

Karl. Unterrichtet mag er sein. Ich glaube, er hat Jurisprudenz studirt. Aber was höre ich? Hier wird Bescheidenheit noch unter die Tugenden gezählt? Kein Mensch will mehr bescheiden sein. Wer im Kraftbewußtsein schwelgt, darf sich zur göttlichen Grobheit steigern, und nur die Ohnmacht brüstet sich mit Bescheidenheit. Dem Glänzlinge steht es gut, sich in winzigrührender Zurückgezogenheit zu demüthigen; der Kraftgeist sei ein Blitz, er verblüffe und zünde und einem Riesendonner gleich erschüttr' er das Weltall!

Hain. Halt! ich habe keinen Blitzableiter auf dem Hause —

Karl. Lieber Großpapa, lassen Sie mich ganz meinen Schwärmereien nachhängen und von der Einzigen träumen, die mein Glück ausmacht.

Hain. Immer träumen und nichts als träumen.

Karl. Ja wohl, ohne träumen käme man nicht weit.

Wenn man sich nicht über die Viehställe mit ihren Düngerhaufen hinwegträumte, über die holländischen Milchereien, über Ihr barockes Wohnhaus, wenn man sich nicht Ihren geregelten Garten mit den Bohnenstöcken, Bienenkörben und Kürbislauben durch Phantasie ausschmückte, wenn man sich nicht den schmuzigen Weg, die Taubenhäuser, Enten, Hühner, selbst — Ferkel hinwegträumte — die kahlen Sandberge und all den Jammer! wie wollte man es hier aushalten können? — Ja, das Einzige, was mir wohlgefiel, war ein kleines rundes Gebäude, das mir wie ein antikes Grabmal vorkam, und dies allein kann ich ohne allen Zusatz von Phantasie schön finden.

Hain. (lächelnd) Du meinst den neuen Backofen? Ja, ja, der ist im antiken Stile, das ist so meine Laune.

Karl. Welche Barbarei, einem Backofen diese Gestalt zu geben! Wenden wir uns von diesem Gräuel weg. Von etwas Anderem. Wissen Sie, daß ich Mitarbeiter und zum Theil Mitredacteur an den meisten Zeitungen bin, die jetzt in Deutschland herauskommen? Die neueste hat ungeheures Aufsehen gemacht, sie heißt: Repertorium für Wahnsinnige und Solche, die es gern werden wollen, zum Besten der leidenden Menschheit herausgegeben, von einigen Freunden derselben. Was sagen Sie zum Titel? ist der nicht genial?

Hain. Ungemein! Ich glaube, der Zeitung wird's nicht an Lesern fehlen.

Karl. Das versteht sich. Ferner schreibe ich jetzt einen Roman: von ungeschlachten Sitten —

Hain. Es wird Dir nicht schwer werden, Modelle zu diesem Gemälde zu finden —

Karl. Dann will ich Gegen- und Seitenstücke zu vorhandenen Schauspielen schreiben, um wo möglich meine

Vorgänger zu übertreffen. Man muß jetzt Alles hervorrufen, um zu glänzen. Tausende von Charakteren sind verbraucht, alle Situationen und Intriguen sind zu oft dagewesen; mit Verkleidungen ist nichts mehr anzufangen; selbst das vornehme Gesinde, so ein Rittmeister als Kutscher und ein Graf als Küchenbube, ist abgedroschen. Was bleibt übrig? Wan muß pikante Titel ersinnen, dem Buche Leser, dem Stücke Zuschauer zu verschaffen.

Hain. Immer besser —

Karl. So schreibe ich denn zuvörderst zur Großmama einen Großpapa, zur Onkelei eine Tantelei, zur unterbrochenen Whistpartie eine beendigte L'hombrepartie und zum neuen Sonntagskinde einen alten Sonnabendsvater —

Hain. Ich erstaune, welch ein Schatz von Ideen!

Karl. Ziegensinnig darf meine Muse nicht werden, ich tummle meinen Pegasus weidlich.

Hain. Du siehst mich in der That erstaunt.

Karl. Ja, ja, ich dachte wohl, Sie werden Ihre, ich muß es nur sagen, etwas grobe Meinungen zurückhalten, die Sie so ohne Umstände in ihren Briefen von sich gaben. Gestehen Sie nun frei, ich bin ein ganzer Kerl —

Hain. Ja, ja.

Karl. Wenn sie meinen Namen nennen, zittert das Theater, denn ich bin ein gewaltiger Kriticus. Ich kann's auf Ehre versichern, es kostet mein ganzes Taschengeld, doch wie Fiesko sagte: die Blinden in Genua kennen meinen Tritt, so könnte ich sagen —

Hain. Schon genug. Ich bin so ergriffen von Allem, was ich höre, daß ich kaum zu antworten weiß. Doch — Du berührtest schon mehre Male einen Punkt, den ich wol erörtert wissen möchte.

Karl. Welche Erörterung?

Hain. Du sprachst von einer Neigung — und — ich hatte einen so schönen Plan mit Dir, doch — davon nachher; wolltest Du mir wol erst den Gegenstand nennen, dem Du Dein Herz geschenkt hast? Wer ist sie? Wo wohnt sie?

Karl. Ach! ihren Wohnort sagt mir leider nicht das Gedicht!

Hain. Lassen wir die Gedichte bei Seite —

Karl. Ach ich kann Die, die Sie mir bestimmen, nicht lieben, und sollt' ich auch, von Ihnen verstoßen, in der Welt betteln gehen müssen.

Hain. Das lob' ich, so muß man lieben.

Karl. Und wenn ich sie nun erst gesehen hätte? Ich fühle schon so stark und doch hat mich nur ein Gedicht von ihr entzündet —

Hain. Wie? — Ein Gedicht? — Ihr Name —

Karl. Der Musen zehnte — der Grazien vierte Schwester!

Hain. Was das für Bombast ist, Du machst mich ungeduldig —

Karl. Nun so lesen Sie, diese Zeilen, die mich stets begleiten, dichtete sie — (er überreicht ihm ein Papier)

Hain (nachdem er hineingesehen). Wie? Die wäre? Du liebst? Diese hohe Dame ist's, die Du nur aus dem Gedichte kennst? Die Du nie gesehn?

Karl (für sich). Er scheint ganz entsetzt darüber —

Hain. Also Adelheid von Randen!

Karl. Worüber erstaunen Sie?

Hain. Daß es gerade Die ist, denn, sonderbar genug, ich liebe selbst diese Dame — oder vielmehr die Verfasserin dieses Gedichts —

Karl. O so decket mich, ihr Berge! Felsen, stürzet auf mich ein!

Hain. Ja, ja, diese Schöne ist für Dich verloren. Ganz mir zu eigen, liebt sie mich so, wie ein eitler, alter Mann sich selbst nur lieben kann. Seh' ich mich im Spiegel, so freut sich die Dichterin, schmeckt mir Trank und Speise gut, so fühlt sie sich erquickt, schlaf' ich gut, so erwacht sie bei gutem Humor und macht auch wol ein Verschen, und obgleich unsere Neigung in diesem hohen Grade nicht ganz lobenswerth ist, so ist sie doch verzeihlich. Jedes Vergnügen, jedes Leid empfinden wir gleich stark, und stürbe ich — ich glaube, sie vergösse keine Thräne, sondern stürbe gleich mit —

Karl. Ja, so dachte ich mir die Hohe! diese edle Selbstaufopferung! Wer fühlte nicht ihr Wesen, so ganz Liebe, aus ihren Dichtungen? Werd' ich sie denn nur einmal hier sehen?

Hain. Vielleicht mit der Zeit, wenn Deine Neigung zu ihr erkaltet sein wird; doch Deine Hoffnungen gib auf; nie — nie kann sie die Deine werden.

Karl. Ich muß fort in die freie Luft! Ich ersticke! Fort, fort, o brich mein armes Herz! — (In Ekstase.)

Ach, wer die Liebe kennt, wird meinen Schmerz verstehen,
Trag' ich der Qualen Last, werd' ich nicht drob vergehen?
Die Seligkeit, die aus der Liebe Schmerz erblüht,
Die ewig fort uns reißt, hin zur Geliebten zieht,
Die uns so glücklich macht und doch nur Weh bereitet,
Die uns die Brust beengt und doch sie uns erweitet.
Die — die – die — die — ach nein! die Liebe schwebt in Duft,
Drum machen Worte nicht dem vollen Herzen Luft!

Ja Luft, fort in die Luft, mich drückt zu sehr der Schmerz,
Ich athme schon nicht mehr — o brich, mein armes Herz!
(Er tritt ab.)

Achte Scene.

Hain (allein). Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Das ist zum Todtlachen! Junger Mensch, von deiner Poesie ist nur ein kleiner Schritt bis zum völligen Wahnsinn. Verliebt sich in ein Gedicht, dessen Verfasser — der eigne Großpapa ist. Ei dort watschelt Adelheid eben auf diesen Saal los. Sieht er sie früher als ich's herbeiführen möchte, so ist's mit seiner Neigung am Ende und ich muß ihm den ganzen Zusammenhang aufklären. Halt, mir fällt was ein — so wird's gehn —

Neunte Scene.

Hain. Adelheid (kommt durch die Mittelthür).

Adelheid. Aha, endlich, na Alter, wo hat man gesteckt? Ich bin schon eine Stunde hier und habe mich mit dem Echo unterhalten müssen.

Hain. Stille, stille, um Gotteswillen, daß man Sie nicht hört —

Adelheid. Wie? Was hat nun das wieder zu bedeuten?

Hain. Sehr viel, sehr viel, Ihr Leben steht auf dem Spiele.

Adelheid. Wie? Was? Ich erstarre —

Hain. Sonderbar genug. Ein toller Mensch, ein Rasender hat sich in Sie verliebt —

Adelheid. In mich? Das ist nicht möglich —

Hain. Ein Rasender hat oft einen bizarren Geschmack —

Adelheid. I, Sie spaßen wol nur?

Hain. Ach leider kann ich's nicht, ich bin zu betrübt! Der tolle Mensch ist mein Enkel —

Adelheid. Ach was, 'ne Lüge. Närrisch ist der Junge wol, aber rasend nicht. Ich habe ihn ja heute Morgen schon beim dicken Melchior gesehen.

Hain. Sie kennen ihn schon?

Adelheid. Ich erfuhr erst nachher, wer es gewesen war, der mir so schnippisch meine geräucherte Zunge verschmähte —

Hain. Ach Gott, er ist in seiner Kindheit von einem tollen Hunde gebissen worden. Nun wissen Sie ja auch, die Raserei kommt erst nach Jahren oft und so plötzlich —

Adelheid. Ja wohl, ja wohl, sehr plötzlich! Darum hatte er auch keinen Appetit und zeigte einen rechten dégout vor dem Schnapps, der auf dem Tische stand. Ja, ja, alle Symptome der tollen Hunde — so'n gewisses Etwas — so'nen stieren Blick!

Hain. Ach daß ich's sagen muß, er ist rasend und schreit nun immer Ihren Namen —

Adelheid. Was fang' ich an? Ich fahre augenblicklich fort — (Sie will fort.)

Hain (hält sie). Er läuft draußen herum und könnte Sie treffen. Ein Mittel ist da, ich verberge Sie.

Adelheid (will ihn umarmen). Seelenschatz, ich küsse Sie, mein Retter!

Hain (komisch ausweichend). Lassen Sie's nur sein. Dort

schnell ins Cabinet hinein. Ich verschließe Sie, ist die Gefahr vorüber, lasse ich Sie heraus.

Adelheid. Ich werde ja aber hungern und dürsten —

Hain. Sorgen Sie nicht, ich versehe Sie mit Allem. Doch nun schnell hinein, ich höre kommen —

Adelheid. Zu meinem Unglück bin ich hierher gerathen — (Er sperrt sie in die zweite Abtheilung der Bühne, wo sie ängstlich hin und her läuft und das Local visitirt).

Hain. So — die ist versorgt und aufgehoben! Sieht er sie am Tage, so ist seine Illusion gestört und hoffentlich wird seine Thorheit nicht so weit gehen, diese Vogelscheuche zu lieben, wenn er sie erst einmal kennt.

Adelheid (im Cabinete). Sind Sie noch da, alter Freund? Denken Sie noch an mich?

Hain. Ums Himmelswillen, ruhig!

Adelheid. Kann mich denn Nichts retten?

Hain. Blos Ihre Ruhe kann's. — Jetzt schnell in mein Cabinet und einen Brief geschrieben — in Adelheid's Namen an Karl von Hain. So heiße ich und er. Dieser Brief komme ihm aus Versehen in die Hände, seine Eifersucht erwacht, es kommt zum Stelldichein, dort finde er sie und mich und das Ganze löse sich lustig. Jetzt schnell ans Werk! (Er geht ab.)

Adelheid (im Cabinete). Gehn Sie schon fort? Ja richtig. Alles still? Wo sind Sie? Gott, wie wird es mir ergehn? Ha, da kommt was —

Zehnte Scene.

Luise (kommt aus dem Garten, gleich darauf) Mühlen. Adelheid (im Cabinet).

Luise. Er folgt mir überall, wo ich hingehe. Ich kann mit ihm nicht anfangen, das würde sich nicht schicken, und er spricht kein Wort —

Mühlen (kommt). Stör' ich?

Luise. Wie könnten Sie?

Mühlen (Für sich). Wenn ich nur etwas Vernünftiges anzuspinnen wüßte —

Luise. Sehn Sie, wie schön hier am Fenster meine Lilien stehen — ich habe eine rechte Freude daran —

Mühlen. Auch ich freute mich sonst an den Blumen —

Luise. Jetzt nicht mehr — ?

Mühlen. Ach nein —

Luise. Und die Ursache?

Mühlen. Ach wer sie Ihnen sagen dürfte —

Adelheid (die indessen in einem Buche geblättert). Daß er sich auch gerade in mich verlieben mußte!

Mühlen. Ihr Vetter ist hier, Sie kennen Ihres Großvaters Plane —

Luise. Ach ja wohl —

Mühlen. Nun?

Luise. Ein Mädchen sollte wol zurückhaltender mit ihren Geständnissen sein — doch —

Mühlen (halblaut). Gott, wär's möglich!

Luise. Ich kann — ich werde meinen Vetter nie lieben —

Adelheid (gähnend). Der Alte scheint mich richtig vergessen zu haben —

Mühlen. Ach Luise, wenn Sie von der Wahrheit meines Gefühls überzeugt sind, könnten Sie da — —

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Karl (hereinstürzend).

Karl. Nein, das ist zu viel!

Adelheid. Hu, welch ein Geschrei!

Karl. O ich Glücklichster, ich las ihren holden Namen im Sande. Sie ist hier, es ist nicht anders möglich! Doch halt! Ein Nebenbuhler kann ihn geschrieben haben, ein Nebenbuhler hat ihn geschrieben! Der Großpapa und auch Sie — ja — auch Sie! Gestehen Sie's und zerschmettern Sie mich — Sie lieben sie —

Mühlen (verlegen). Mein Herr von Hain, ich weiß nicht —

Luise. Welch ein seltsamer Auftritt! — Es ist sonderbar, Vetterchen, daß Du Dich so anmeldest, wir wußten kaum, daß Du hier bist. Das nenn' ich einen Knalleffect!

Adelheid. Gern wollt' ich warnen, doch ich wag's nicht —

Karl. Wer je geliebt und hoffnungslos geliebt zu haben glaubte, der wird sich meinen Schreck, meine Verwunderung, meinen Wahnsinn erklären können, als ich ihren Namen im Sande erblickte, als ich die Fußstapfen des niedlichsten aller Füßchen daneben bemerkte. Doch wie schrecklich donnert mich jetzt der Zweifel nieder: ein Nebenbuhler hat den Namen gekritzelt, und Sie waren es, denn auch Sie haben einen kleinen Fuß!

Mühlen. Ja, vergeben Sie es mir, Luise, mein Herz

war zu voll, da schrieb ich beinahe bewußtlos den Namen hin, an den ich immer denke —

Karl. Also auch Sie hat die Zauberin umstrickt? Und Sie sind glücklicher als ich — Sie kennen sie — Sie haben sie gesehen und gesprochen —

Mühlen. Es waren die glücklichsten Augenblicke meines Lebens.

Karl. Wo weilt sie? Lassen Sie mich zu ihr, nur einmal will ich sie sehen —

Adelheid. Ich zittre und bebe!

Luise (leise). Was soll ich davon denken, haben Beide den Verstand verloren? Sie lieben, Herr von Mühlen?

Mühlen. Wohl mir, daß Sie mich darum fragen; Nun kann ich endlich das Ja erwidern, das mir die Brust preßte!

Luise. Unerklärlich!

Karl. O mit nichten! Wer wird den Engel nicht lieben?

Mühlen (leise). Auch er ist verliebt.

Karl. Kalter Glücklicher! Ich kann es nicht ruhig ansehen, ich will Ihr Glück zerstören, die wüthendste Leidenschaft erfüllt mich. Wo ist die Holdeste? Wo? Ich muß sie sehn —

Adelheid. Ach Gott! nun wird er wild —

Mühlen. Die Göttin meines Herzens steht vor Ihnen —

Karl. Wie? Wo? Ich sehe nichts —

Mühlen. Ja, Luise, in diesem Augenblicke fühle ich mich stark genug, es Ihnen zu gestehen, daß ich Sie anbete —

Luise. Mühlen, ich kann nicht zu mir selbst kommen. Hier muß ein Irrthum obwalten.

Mühlen. Ein Irrthum? Ich liebe Sie — ich bete Sie an — nennen Sie das einen Irrthum?

Luise. Das nun eben nicht. Auch ich liebe Sie von Herzen, Mühlen; nun ist's heraus! Sie haben mich recht überrascht.

Karl. Und ich bin wie aus den Wolken gefallen. Gestehen sich die beiden prosaischen Naturen ihre Neigung und mich muß der Teufel herführen, ihnen die Zungen zu lösen.

Luise. Was ist's aber mit dem Namen im Sande?

Mühlen. Ich saß heute Morgen am Weiher, wo Sie so gern zu sitzen pflegen, und da schrieb ich Ihren lieben Namen —

Karl. Was Weiher! Was Ihren Namen! Ich athme freier! Am Felsen, wo das schöne Echo ist, das fünffach jede Frage wiedergibt, dort fand ich den Namen meiner Huldin!

Mühlen. Sie lieben also?

Karl. Ach und mit welchem Feuer, des Heclas Gluten können so nicht brennen — o Adelheid, wo bist Du?

Adelheid. Er rief meinen Namen, o ich unglückselige Person!

Luise. Adelheid heißt Deine Geliebte?

Karl. Ja, Adelheid von Randen!

Luise. Wie? Adelheid von — —

Karl. (Rasch). Kennt Ihr sie? So führt mich zu ihr, daß ich mich in ein Wonnemeer stürze!

Luise. Ich verstehe Dich nicht. Wie kannst Du Dich in die Randen verlieben? Sie ist den guten Gesellschaften ein Popanz; ein Kinderspott der ganzen Gegend —

Adelheid (leise). Ich kann auf Ehre nichts verstehen —

Karl. O über eure guten Gesellschaften! Das Außerordentliche aller Zeiten wurde leicht zum Kinderspott!

Luise. Hast Du sie nie gesehn?

Karl. Nein, und doch weiß ich, wie sie aussieht. Groß und schlank, blaues, großes, etwas schwärmerisches Auge, ein Hals, der Perlen beschämt, blondes Seidenhaar in üppigen Locken den üppigern Busen umwallend —

Luise. Du irrst Dich gewaltig —

Karl. Leicht möglich, den Körper übersehe ich gern, wo der Geist solche Vorzüge hat.

Adelheid. Nun wird's wieder ruhig —

Luise. Das ist mir in der That zu hoch. Sie ist alt —

Karl. Wie Ninon —

Luise. Häßlich —

Karl. Wie die Karschin —

Luise. Plauderhaft —

Karl. Gleich der Genlis.

Luise Von pöbelhaften Sitten —

Karl. Das hohe Weib!

Luise. Und — unter uns gesagt — sie trinkt!

Karl. O göttliche Genialität!

Adelheid. Schon wieder schreit er so gräßlich!

Luise. Siehst Du sie, so liebst Du sie nicht mehr —

Karl. O schweig', ich antworte nicht —

Luise. Es spukt stark bei Dir, armer Junge. Du sollst Deine Geliebte noch heute sehen —

Karl (außer sich). O gold'ne Sonne, faß' ich die Wonne, o gold'ne Sonne! Ich soll sie sehn —

Adelheid. Faß' ich die Sonne! Nun raset er —

Karl. Doch ach! der Großpapa —

Luise. Nun?

Karl. Der Großpapa liebt sie ja selbst so zärtlich, so innig —

Luise. Du bist toll, Freund; der Großpapa die Randen lieben? Du rasest oder er hat mit Dir gespaßt. Kommen Sie, Mühlen, wir wollen Adelheid aufsuchen und sie dem Verliebten hier in die Arme senden — (Ab mit Mühlen in den Garten.)

Zwölfte Scene.

Karl. Adelheid (im Cabinet).

Karl. Wach' ich? Träum' ich? Ich soll sie wirklich sehn? Wie soll ich sie anreden? Werden die Blitze ihrer Augen mich nicht niederschmettern und meine Zunge lähmen?

Adelheid. Jetzt ist mir's, als hört' ich leise sprechen —

Karl. Ich glaube im Nebenzimmer ist Jemand —

Adelheid. Die Rasenden pflegen nicht so sachte zu sprechen, es wird ein Bedienter sein —

Karl. Es ist sicher Jemand drin. Ob ich öffne? Ein seltsam Gefühl hält mich zurück —

Adelheid. Ich will's wagen. Pst! Pst!

Karl. Ich glaube, man ruft —

Adelheid. Qui vive!

Karl. Was gibt's?

Adelheid. Hat man den Tollen schon fortgebracht?

Karl. Welchen Tollen?

Adelheid. Den Gebissenen, den Rasenden, meinen Liebhaber —

Karl. Ei, wer ist denn die unsichtbare Fragende? Warum kommen Sie nicht heraus?

Adelheid. Ich bin Adelheid von Randen, bin hier eingeschlossen, mein Liebhaber ist toll geworden und will mir ein Leids zufügen —

Karl. Der Großpapa — toll geworden! Da haben wir's, aus Eifersucht.

Adelheid. Kann ich, ohne Gefahr zu laufen, wieder herauskommen?

Karl. Bei mir sind Sie sicher, o kommen Sie in meine Arme —

Adelheid. Wer sind Sie denn aber?

Karl. Ihr Anbeter — Karl von Hain.

Adelheid (schreit). Karl von Hain. Ach!

Karl. Sie sind eingeschlossen, theures Leben! Alles still — keine Antwort. O nur noch einen Ton, ein Wort sagen Sie mir, daß Sie mich nicht verabscheuen. Sie antwortet nicht. Sollte sie in Ohnmacht liegen? Ich wirke vielleicht magnetisch auf sie. (Er sieht durch's Schlüsselloch.) Nein, sie sitzt ganz ruhig und kehrt mir den Rücken zu. Fürchten Sie keinen Tollen, ich befreie Sie und nehme Sie in meinen Schutz. Unverletzt führe ich Sie in Ihre Burg zurück und müßte ich Drachen bekämpfen — (Er stößt mit dem Fuße gegen die Thür.) Oeffne dich, Schloß, daß ich meine Sonne sehe —

Adelheid (ängstlich aufspringend). Lassen Sie's nur sein, ich will und mag von Ihnen nicht befreit werden.

Karl. Ja mir, nur mir allein sollen Sie Ihre Befreiung zu verdanken haben.

Adelheid. Ach nein, lassen Sie mich hier, ich ängstige mich zu sehr.

Karl. Wolan, auch diesem Wunsche will ich genü-

gen. Doch hören Sie, daß ich Sie anbete, daß ich vor Liebe rasend bin.

Adelheid. Der Großpapa hat leider die Wahrheit gesagt.

Karl. Keine Macht der Welt kann mich von Ihnen trennen.

Adelheid. Stehen Sie doch ab davon, es ist vielleicht noch Hülfe. (Bei Seite.) Ich wollte, daß ich Wasser wäre, um Ihnen einen Abscheu einzuflößen.

Karl. Was sprechen Sie von Wasser! Feuer, nichts als Feuer bin ich.

Adelheid. Da haben wir's, schon das Wort macht ihn wüthend. Vielleicht nimmt er Raison an. Was wollen Sie von mir? Sie kennen mich nicht, ich bin garstig, glauben Sie mir's —

Karl. Welche Unbefangenheit! Welche englische Naivetät! O dürfte ich den Blick zu Dir erheben!

Adelheid. Zu Dir? — So bekannt sind wir noch nicht.

Karl. Adelheide! Adelheide!
Laß mich klagen, laß mich klagen,
Was ich leide, was ich leide,
Darf ich keinem Menschen sagen,
Nie will mir der Morgen tagen!
Rings vom Leide, nie von Freude,
Seh' ich schrecklich mich umragen;
Ohne Zagen will ich's wagen,
Meine Schmerzen still zu tragen,
Wenn an Deinem Blick mich weide,
Adelheide! Adelheide!

Adelheid (die unterdessen in der größten Angst herumlief und sich zu verbergen suchte). Ich vergehe vor Angst!

Karl. Du antwortest nicht? Ich werde Dich nolens volens befreien — (Er probirt mit mehren Schlüsseln.)

Adelheid. O Himmel, ich bin verloren!

Karl. Ich halte mich nicht länger — ha, der paßt —

Adelheid (öffnet das Fenster). Kein anderer Ausweg — ich muß, um mein Leben zu retten — (Sie steigt zum Fenster hinaus.)

Karl (hat die Thür geöffnet und stürzt ins Cabinet). Zu Deinen Füßen! An Dein Herz! Ha, wo ist sie? Sie stieg zum Fenster hinaus — ihr nach! — (Er steigt hinaus.)

Dreizehnte Scene.

Mühlen und Luise (aus dem Garten), dann die Vorigen.

Luise. Hier war der Lärm und Niemand hier —

Mühlen. Wo nur der Großpapa sein mag?

Luise. Auch im Cabinet ist Niemand.

Adelheid (stürzt herein durch die Mittelthür). Retten Sie mich aus den Klauen des rasenden Ungeheuers —

Mühlen. Welch ein Auftritt!

Adelheid (verhüllt sich mit dem Shawl). Dort kommt er — ich kann so einen Wüthrich nicht ansehn —

Karl (stürzt herein). Ach laß Dich umarmen — (Sie sinkt auf einen Stuhl und wehrt ihn ab, doch immer verhüllt.)

Luise. Was soll das bedeuten?

Adelheid. Er ist wüthend auf mich versessen, ein toller Hund! Ach ich sterbe!

Karl. Die List des Großpapas, ich kann mir's denken! Die Eifersucht! Ich bin nicht toll —

Luise. Dort seh ich den Großpapa kommen, Alles wird sich uns aufklären. Kommen Sie, Mühlen, ins Cabinet, wir wollen ihn ein wenig belauschen, dann zu seinen Füßen fallen und um seinen Segen bitten.

Karl. Und wir wollen in jenes Cabinet, dort will ich Ihnen in Versen gestehen, wie sehr mich Ihre Dichtungen entzückt haben.

Adelheid. Ach lassen Sie mich —

Luise. Wir müssen schnell sein, sonst überrumpelt uns der Großpapa.

Mühlen. Schnell, schnell, er ist schon da — (Sie laufen durcheinander und zufällig Mühlen und Adelheid in das Cabinet, wo die Letztere eingesperrt war; Luise und Karl aber auf der andern Seite in die Scene.)

Vierzehnte Scene.

Hain (in einem weißen Mantel mit einer Guitarre). Schon dunkelt's und bald schlägt die Stunde zum Stelldichein. Das Billet muß schon in Karl's Händen sein. Mein Costüm ist so übel nicht zu einem verliebten Abenteuer. Der weiße Mantel, die Guitarre, ganz herrlich nehme ich mich aus. Ei, ei, Großpapachen, Großpapachen, so ein Narrencostüm, solche tolle Streiche, schickt sich denn das? Je nun, es geschieht, um einen schweren Patienten zu heilen. So die Krankheit, so die Mittel! Was mag denn aber wol mein eingesperrter Zeisig hier drin machen? (Sieht durch's Schlüsselloch.) Mein Vögelchen ist ja nicht mehr allein. Ei, Mühlen bei Adelheid? Was hat das wol zu bedeuten? Wo ich nicht irre, höre ich in jenem Cabinet auch sprechen! (Er sieht durch das andere Schlüsselloch.) Wie, seh' ich recht?

Karl und Luise? Das mag sich ein Anderer erklären. Karl und Luise — Mühlen und Adelheid — ich in der Mitte mit Mantel und Guitarre. Vorerst diese abenteuerlichen Attribute fort. (Er legt Mantel und Guitarre ab.) Nun setze ich mich getrost und harre der Dinge, die da kommen werden — (Er setzt sich.)

Funfzehnte Scene.

Karl und Luise (kommen herein und fallen rechts und links vor dem Großpapa auf die Knie), später Mühlen und Adelheid.

Karl. Lassen Sie mich fortreisen.

Luise. Vergeben Sie mir —

Hain. Seid Ihr toll, Kinder?

Karl. Sie haben mich toll genannt und nun — o Gott!

Hain. Aus der Verbindung mit Deiner Geliebten kann nichts werden, das weißt Du —

Luise. Und ich — muß gestehen — ich liebe — nicht den Vetter — sondern —

Hain. Ich hoffe, daß Du mich zum Besten hast.

Luise. Ganz und gar nicht — ich hoffe, daß Sie mir Ihren Segen nicht versagen werden. (Sie hüpft ab und führt Mühlen herein. Adelheid klammert sich ängstlich an und ist noch immer verhüllt.)

Hain (für sich). Halt, da muß ich eine Amtsmiene annehmen. (Laut) Dies Alles geschah, ohne daß Ihr mich befragtet? Herr von Mühlen, Sie schlichen sich in dies sorglos unbewachte Herz? Warum traten Sie nicht offen

mit Ihrem Antrag vor mich hin? Warum macht Ihr mich zum gefoppten Komödienalten?

Mühlen. Verzeihung, Herr von Hain. Ein Zufall hat mir das Geständniß meiner Liebe entlockt.

Hain. Karl, und nun zu Dir: Dein Mühmchen Luise hatt' ich Dir bestimmt, Du aber liebst jenes Fräulein?

Karl. Ach lassen Sie mich vergehen —

Hain. Sie werde die Deine!

Karl. O Sie Gütiger geben Ihre Ansprüche auf! Nun so enthülle dich mir, himmlisches Ideal.

Adelheid. Halt! drei Schritte vom Leibe! Spricht dieser Mann einmal und wieder einmal so schaal und kahl zu meiner Qual von Ideal, das ist fatal!

Hain. Da hast Du's, herrliche Reime auf al.
Doch nun, sieh her! und bleibe Deiner Sinne Meister! (Er enthüllt Adelheid.)

Karl. Ha! was seh' ich, ich bin vernichtet!

Hain. Wolan, ich will Dich Deiner Vernichtung wieder entreißen! Diese Adelheid hat eine Namensschwester, sie ist die Dichterin!

Karl. Wo hält sie sich auf?

Hain. Komm an das Herz Deiner Angebeteten!

Karl. Wo? wo?

Hain. Ich bin's selbst. Du wettetest mit mir, ich würde nicht mehr im Stande sein können, obgleich vormals von den Musen freundlich begabt, heutzutage mir im Wettkampfe mit Deinesgleichen ein Lorbeerreis vom Helikon zu holen, indeß ich überführte Dich vom Gegentheil. Nur dem Publicum, wenn der Versuch mislingen sollte, nicht meinen ehrlichen Namen zum Besten zu geben, wählte ich den meiner liebenswürdigen Nachbarin.

Adelheid. Pfui! Sie Namensverfälscher —

Hain. Daß Du Dich in mich verlieben würdest, hätte ich mir freilich nicht denken können, doch vergrößert dies nur meinen Triumph. Jetzt wollen wir miteinander den Spaß belachen. Ja so, hier steht noch ein Pärchen, das unsre Fröhlichkeit nicht theilt.

Luise. Bester Großpapa, Sie zürnen uns nicht, Sie willigen ein.

Mühlen. Ich liebe Luise so unaussprechlich!

Luise. Sie machen uns so glücklich —

Hain, Nun so seid es, der Großpapa gibt seinen Segen!

Karl. Luise würde für mich immer nichts gewesen sein, ich tröste mich also leicht um ihren Verlust. Allein das ärgert mich, so enttäuscht zu werden und ganz leer auszugehn —

Hain. So wähle doch nur mich — oder Adelheid.

Karl (den Großpapa an sein Herz drückend). Sie böser Großpapa!

Hain. Werde brav und laß Deine Thorheiten, so wird sich auch für Dich ein gutes Weib finden!

Es spukt die Poesie bei Vielen heutzutage
Und wird der Prosa gleich, manchmal zur wahren Plage.
Den Mittelweg nur stets gehalten, so ist's recht!
Zu viel vom besten Ding, bekommt uns immer schlecht.
In Düften, Lüften, dichtend, richtend schweben,
Und lächelnd, Kühlung fächelnd auf das Leben

Herniederschaun, ist schön; doch in der Welt,
Ist Alles sorglich schon gepaart, gestellt,
Drum muß der Knorr den Knobben hübsch vertragen,
Deß' Fuß die Erd' berührt, nicht in die Wolken ragen,
Sonst läßt er's Mädel stehn, wie dieser da,
Und liebt, o tolle Welt! — den Großpapa!

(Der Vorhang fällt.)

Zobten.

Ich kam aus einem nordöstlichen Winkel Polens, als ich Deutschland zum ersten Male betrat. Der Eindruck ist nicht zu beschreiben. Nachdem man sich in Schmuz und Sand abwechselnd viele Wochen gequält und die herrlichen Hotels von Sluchschizza, Rochloschizza, Naramis, Wieruschow u. s. w. kennen gelernt hat und nun endlich bei Kempen die schlesische Ebene betritt — welch ein Genuß! Der erste deutsche Grenz-Kretscham, wie weit er auch von dem Ideal entfernt sein mag, erscheint uns wie ein hôtel des princes. Wir sitzen mit Wollust unter den Schnappstrinkern, denn sie haben reine Hemden an, die Wirthin und ihre Mägde, der Wirth und sein Hausknecht, Alles ist so menschlich und — gewaschen; wir können zu Nacht frischen Kalbsbraten und getrocknete Zwetschchen haben, und so überdrüssig uns auch diese Zusammenstellung für die Folge wird, so ergötzlich erscheint sie uns hier, wo wir sie zum ersten Male begrüßen.

Vor uns lag das Städtchen Oels; einige stattliche Ge-

bäude, eine verhältnißmäßige Reinlichkeit und ein deutscher Gasthof nahmen uns sehr zu seinen Gunsten ein. Ich mag hier kein Urtheil über alles Dieses abgeben, es würde gewiß parteiisch sein. Am fernen Horizonte erblickte ich eine dunkle Wolke, die meine Aufmerksamkeit erregte. Sie war auffallend dunkel am klaren Abendhimmel und wankte nicht und wich nicht und behielt stets dieselbe Gestalt.

Mein Begleiter lachte und sagte, die vermeintliche Wolke sei der Zobtenberg, den das Riesengebirge so weit als möglich, als Vedette, in die Ebene vorgeschoben habe, und der daher im ganzen Lande sichtbar sei, wenn noch von seinen viel höhern Kameraden nicht das Geringste verlaute.

Ich machte Augen! Es war der erste Berg, den ich in natura zu sehen bekam, denn der alte Galtgarb, den wir Ostpreußen zwar Berg tituliren und der mir heiliger Erinnerungen wegen auch stets heilig bleiben wird, kann eigentlich doch nicht zu den Bergen gezählt werden. Ich freute mich, als wir uns am andern Morgen aufmachten und dem Zobten immer näher kamen; meine Sehnsucht, ihn zu besteigen, wuchs; nach und nach wurden uns seine Umrisse deutlicher, wir bemerkten, daß er mit Wald bewachsen sei, wir konnten seine Schluchten und Klüfte sehen; es war ein ganz respectabler Kegel.

Endlich kamen wir nach Breslau und hier hatte ich zum ersten Male den Genuß, die ganze Kette des Riesengebirgs zu begrüßen. Sie dämmerte im fernen Nebel und war lockend genug; aber einladender war mir stets der Zobten der so nahe stand und so neugierig, als ein Berg nur sein kann, in Breslaus Straßen hineinschaute. Es

Ohr raunte, der Nebenstehende sei der Verfasser des Stücks und ich möchte meine Sarcasmen menagiren.

Ich betrachtete mir jetzt den Mann etwas aufmerksamer. Schall hatte mir von ihm gesprochen und ihn als talentvoll bezeichnet. Als Schriftsteller hatte er übrigens noch keinen Namen. In Breslau war von ihm ein Gelegenheitsstück „Der achtzehnte October" gegeben worden, das besonders durch einige eingestreute komische Scenen, die von Localinteresse waren, ein bedeutendes Glück gemacht; hierauf war von ihm auch ein großes Spektakeldrama „Die Heilung der Eroberungssucht" aufgeführt worden, dem gleichfalls die kurz vorübergeschwundene Erscheinung des großen Eroberers ein besonderes Interesse verleihen konnte. Der kühne Zuschnitt dieses Stücks, worin uns in besondern Tableaux Träume versinnlicht wurden, war übrigens allerdings geeignet von dem Talente des Verfassers eine bedeutende Meinung zu erlangen. Sein drittes Product, womit er Breslaus Repertoir bereicherte, war endlich dieses Schauspiel von den böhmischen Amazonen, das aber nicht den Ruhm der beiden vorhergegangenen Werke erreichte und keine Gnade vor dem Publicum fand.

Der Verfasser, der jetzt durch mein Stillschweigen das nöthige Feld gewann, sich zu äußern, spürte — wie das so oft der Fall ist — zum Glücke nichts von dem fiasco, sondern war sehr erfreut über das Spiel der Künstler und schien die Sache so zu nehmen, als wenn sie ihm ganz allein die Komödie vorspielten. Wir hüteten uns zu widersprechen und störten seinen Himmel nicht.

Van der Velde, dies war der Mann, mochte damals im Anfange der Dreißiger stehen und lebte in Breslau als Beamter beim Criminalgerichte. Seine Lust am Theater, und die Stücke, die er für dasselbe verfaßt hatte, wur-

den ihm jedoch von seinen Vorgesetzten sehr übel genommen und ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ein ernster Criminalrichter, der in hochnothpeinlichen Fällen über Kopf und Kragen seiner Mitmenschen abzusprechen habe, sich nicht mit dergleichen Allotria abgeben dürfe. Die betrübte Folge für ihn war, daß er übergangen wurde, so oft die Maschine ihn hätte fortschieben können, und daß er endlich ernstlich daran denken mußte, sich ein anderes Feld zu suchen, um sich und seine zahlreiche Familie aus dem Drucke dieser Existenz zu befreien.

In tiefen Sorgen und Gedanken war der arme van der Velde, als ich ihn, nach jenem Theaterabende, näher kennen lernte. Schall, unser väterlicher Freund, wurde auch von ihm zu Rathe gezogen und sollte Mittel und Wege angeben. „Sie haben viel Talent,“ sprach Schall, „insonders im Gestalten und im Schildern, legen Sie sich auf die Erzählung.“

Und er gab ihm Stoffe an, nannte ihm die Quellen dazu, und ging ihm treu zur Hand, wie er es so liebevoll in damaliger Zeit vielen Beginnenden gethan, die sich ihm vertrauenvoll naheten. Und deren waren nicht Wenige; Schriftsteller, Musiker, Maler und Schauspieler!

Ich erinnere mich nicht ohne Rührung der Stunden, wo van der Velde,

„die Brust von tausend Welten trächtig“

an Schall's Bücher-Repositorien umherhuschte und sich nach Mitteln umsah, seine Stoffe mit Fleisch und Leben zu bekleiden; wie er oft nur das damals noch ziemlich unvergriffene Conversationslexikon mit Heißgier befragte und nach dieser magern Quelle mit seiner lebendigen Phantasie die ersten historischen Genrebilder für Deutschland schuf und sie so kräftig auszumalen verstand, daß sie elektrisch

wirkten. Wer dies peinliche Streben, zwischen Armuth und Trieb zu schaffen, beobachtete und die angenehmen Werke damit vergleicht, die daraus entstanden, kann nicht umhin als dem Schöpfer derselben ein grosses Talent zuzuerkennen.

Die Abendzeitung, die damals ihren ersten Flug nahm, war für van der Velde ein willkommener Fund, seine Arbeiten niederzulegen, und sowie diesen die Zeitung ihren spätern Flor, so verdankte der Dichter dem Leserkreise, den die Zeitung sich als geborne Dresdenerin sogleich bei dem dortigen leselustigen Publicum gewonnen hatte, seine schnelle Bekanntwerdung. Es war eine glückliche Constellation. Eines trug und hob das Andere wechselseitig, und Beide konnten von Glück sagen, sich sogleich gefunden zu haben.

Der Beifall, der dem Schriftsteller van der Velde zu Theil wurde, besserte indeß wenig an seinen äußern Verhältnissen; der Ehrensold, wie man damals das Wenige zu benennen anfing, was man von Zeitschriften und Buchhändlern erhielt, reichte nicht hin des Dichters Lage besser zu gestalten, und seine neuerlichen Bestrebungen waren eben so wenig geeignet, seine ihm vorgesetzten Perrücken besser für ihn zu stimmen. Er sah sich genöthigt, seinen Abschied zu fordern, und fand es endlich am angemessensten, die Stelle eines Stadtrichters in Zobten anzunehmen, wohin er sich dann mit seiner ganzen Anwartschaft an deutschen Ruhm, mit seiner vollen Phantasie und seiner zahlreichen Familie, hoffend und getrosten Muthes, begab.

Hier lebte nun der Dichter im Angesichte des alten, bewaldeten Berges, umgeben von den gebrechlichen Häusern, auf vulcanischem Boden, denn der Zobten ist nach

allen Anzeichen ein erloschener Vulcan und hat auch schon in der Gestaltung Aehnlichkeit mit dem zweigipfligen Vesuv, ein Leben der Entbehrung und freiwilligen Entsagung, während er die Leser der Abendzeitung fortwährend entzückte und der Arnold'schen Buchhandlung bedeutendes Geld eintrug. Hier lebte der arme van der Velde und war überglücklich, konnte er bei Ferrari ein Gläschen herben Ungars trinken, während am Rhein und am Belt, auf Villen und in Salons seine neuesten Erzählungen mit Gier verschlungen wurden; während sein Name den Ersten und Besten beigezählt wurde, hatte er nichts davon, nicht einmal die Bewunderung des Kuhhirten oder sonstigen Mitbürgers, der in ihm den Stadtrichter ehrte, ohne den Schriftsteller in ihm zu ahnen.

Ist es nicht rührend, zu denken, daß kein neuerer Dichter dieser Gattung, selbst Spindler nicht einmal, solche Anerkennung fand, als van der Velde, so allgemein gelesen wurde als er, obgleich er doch in so hohem Grade edler ist als Clauren, und daß er selbst nichts davon genoß, als den falben Widerschein in einem Briefe, den ihm etwa der Redacteur der Abendzeitung schrieb, wenn er ihm am Schlusse des Semesters die Abrechnung nebst den paar Thalern Verdienstes sandte?

Ich sah den todtkranken Walter Scott auf seiner Rückkehr von Neapel durch Deutschland reisen. Er hinkte, auf seinen Führer gestützt, durch die Arcaden im münchner Hofgarten und man drängte sich hinzu, als man erfahren hatte, wer der hinkende Greis sei. Aber van der Velde hätte zur Zeit seiner größten Thätigkeit eine andere Aufmerksamkeit erregt; eine Reise, die er durch Deutschland unternommen hätte, wäre für ihn zum Triumphzuge geworden. Er aber zog es vor, in Zobten umherzustolpern und sich in den Frei-

stunden, die ihm sein Beruf ließ, für die Abendzeitung abzumühen. Diese hatte ihn freilich ins Publicum eingeführt, wie sie sich brüstend behaupten konnte, und die Arnold'sche Buchhandlung beginnt noch viele Jahre nach seinem Tode die Anzeige seiner Schriften mit den Worten: „Anzeige für Gebildete."

Der arme berühmte Mann starb traurig, wie er gelebt, in den besten Jahren; als er eben seine Alltagssuppe aus der Terrine auf den Teller schöpfen wollte, rührte ihn der Schlag; er quälte sich dann noch eine kurze Zeit und schloß die Augen. Zobten bewahrt sein Grab.

Van der Velde's Ruhm hat ihn nicht lange überlebt; die jetzige Generation fragt nur noch selten nach seinen Werken. In der minutiösen Art zu schildern und auszumalen trifft er auf merkwürdige Weise mit Scott überein, den er, da er zu schreiben anfing, nicht kannte. Aber Scott schildert, was ihn umgibt und was er in Saft und Blut in sich aufgenommen; bei van der Velde ist es eine mühsam zusammengetragene Mosaik, die er aus eigenen Mitteln, oft unrichtig und mangelhaft ergänzt, wo ihm Nachweisungen fehlen. Hätte van der Velde sein Schlesien so schildern mögen, wie Scott sein Vaterland, so hätten wir Werke, wenn auch nicht von allgemein ansprechendem Interesse, aber doch von größerm innern Werthe erhalten.

Zobten und Hof — Titan und die Entdeckung von Amerika! So lebten, so schufen deutsche Genies!

Wenn man auf den Zobten will, so muß man sich um drei Uhr auf den Weg machen. Der Führer mit der Laterne voraus, die Reisenden hinterdrein, so geht es gemächlich zwischen den Gärten des Städtchens hin, über Wiesenabhänge bis zum Walde, der gar bald seine kühlen Zweige den Wandernden entgegenstreckt.

Von einer Alpentour ist hier nicht die Rede. Nirgends betritt der Fuß den kahlen Felsen; nirgends führt der Weg zu schwindelnden Abgründen, sondern allmälig auf Wiesengrund, oder im Walde auf Nadeln, die von den Bäumen herabfielen, steigt man zum Gipfel empor. Es ist eine der bequemsten Bergsteigen, die ich je gemacht habe, aber die Aussicht, die man von dem fast dreitausend Fuß hohen Gipfel hat, ist deshalb nicht minder schön und lohnend.

Oben auf dem Gipfel ist eine kleine Kapelle erbaut, die in einem ziemlich verwüsteten Zustande war, als ich den Zobten bestiegen hatte, aber bei plötzlich eintretendem Unwetter doch ein Obdach zu gewähren im Stande ist.

Hier oben hätte man Blücher begraben und einem alten Invaliden, so lange es deren noch mit dem eisernen Kreuze von 1813 gibt, die Hut des modernen Hühnengrabes anvertrauen sollen. Jetzt ruht der alte Vorwärts bei Kriblowitz an der Landstraße. Die Idee, sein Grabmal auf dem Zobten zu errichten, erschien mir der Größe seiner Erscheinung und der Bedeutung in der Zeitgeschichte angemessener.

Wie von allen Vorpostenbergen, so auch von diesem ist die Aussicht in die schlesische Ebene reich und interessant. Nach Südwest hat man die Verzweigungen des Riesengebirges bis nach Böhmen hinein — und die Felsen der Grafschaft Glatz, die in jenem Augenblicke mir ein neidischer Nebel entzog, sind so nahe, daß man glaubt, sie mit den Händen greifen zu können.

Man lehrte mich hier eine eigene Art von Genuß, den ich später bei Bergbesteigungen öfter anzuwenden Gelegenheit hatte. Ich gebe das Recept zum Frommen der Reisenden, die es noch nicht kennen sollten. Man bücke sich und schaue durch seine eigenen Beine die Gegend an;

dieser optische Kunstgriff erhöht den Reiz des Geschauten bedeutend.

Nachdem wir der aufgehenden Sonne unsern freudigen Gruß dargebracht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg und waren zu Mittag im Städtchen.

Der Abstecher nach Zobten ist von Breslau leicht zu machen und es wird sicher Niemand reuen, ihn gemacht zu haben.

Karl Schall.

Es war im Jahre 1814, als ich in Königsberg zuerst Schall's Bekanntschaft machte. Es geschah durch sein Lustspiel: die unterbrochene Whistparthie oder der Strohmann, das unter Kotzebue's damaliger Direction des königsberger Theaters das Licht der Lampen erblickte. Das Stück gefiel allgemein und man hielt, sonderbar genug, Kotzebue selbst für den Verfasser, der schon einige Mal, um die Kritik, die er sich feindselig gestimmt glaubte, hinter's Licht zu führen, seine Arbeiten unter angenommenem Namen erscheinen ließ. Erst im Jahre 1817, wo ich, um längere Zeit dort zu verweilen, nach Breslau kam, sollte ich mich von dem wirklichen Dasein des Dichters Schall überzeugen. Von hier an datirt sich das engste Zusammensein während zweier Jahre. Kein Tag verging, an dem wir uns nicht sahen; keiner fast, an dem dies nicht mehrmals geschehen wäre.

Was Schall mit Glück für die Bühne geschrieben, hatte er damals schon Alles hinter sich. Seine Stücke wurden

überall und oft gegeben, und er stand in dem Rufe, einer unserer besten Lustspieldichter zu sein, von dem sich Vieles noch erwarten ließe. Diese Hoffnung nährte Schall selbst gern durch seine eigenen Aeußerungen. Er sprach von seinen Planen, die er schon ganz ausgearbeitet im Kopfe herumtrug. Damals schon hörte ich Scenen aus dem Stücke, das er später „Schwert und Spindel" benannte, aus: dem Fatum des Freitags; er theilte mir den ganzen Plan seiner kleinen Lustspiele: „das Kinderspiel" und „Eigne Wahl" mit, die in Holtei's Jahrbuch abgedruckt sind, und wir sprachen über die Anekdote von Kant's abgerissenem Knopfe, woraus ich eine Novelle, er ein Lustspiel dichtete.

Rührend erscheint es, daß er — wie ein ehrlicher Mann — alle diese seinen Freunden versprochenen Arbeiten bis zu seinem Tode richtig fertig geliefert hat, wenn gleich die lange Reihe von Jahren zwischen ihrer Conception und ihrer Ausführung den Erfolg nicht so günstig gestaltete, als sich damals mit vollem Rechte vermuthen ließ.

Nach einem kleinen patriotischen Stücke: „das Heiligthum," welches sich auf Preußens Königin Luise bezog und schon deshalb Enthusiasmus erregte, erschien das bereits genannte Lustspiel in zwei Acten: „die unterbrochene Whistparthie, das noch immer eine angenehme Unterhaltung gewährt. Die Intrigue war neu und überraschend, die Charaktere hatten eine überaus frische und lebendige Färbung, und der Dialog erschien so gefeilt, gerundet und reich an geistreichen Wendungen, daß er zu den Merkwürdigkeiten der deutschen Lustspiel-Literatur gerechnet werden konnte. Einige Breite wird ihm indeß hie und da nicht mit Unrecht vorgeworfen. Was diesem ersten Werke unseres Dichters jedoch den rauschendsten Beifall in Breslau selbst zu Wege brachte, waren Beziehungen zur Zeit

und Localität, die freilich auf andern Bühnen wegfallen müssen. Die Napoleonischen Krieger hatten in jener Stadt lange gehaust, und viele der dortigen Schönen, selbst der edelsten Häuser, alten Ahnenstolz bei Seite gelassen, um einer natürlichen Hinneigung für diese tapfere Roture zu folgen. So ist denn die Gräfin Klausner das treue Bild einer dieser Damen, und der damals junge, von Muthwillen strotzende Dichter ging so weit, selbst in dem Namen eine ziemlich offene Anspielung anzubringen. Ein Gleiches ist mit dem Baron Scarabäus, dem Kammerherrn von Zunder und der andern Dame der Fall, deren Name mir jetzt entfallen ist.

Ein Verein von jungen, ausgezeichneten Talenten an der dortigen Bühne, Devrient, Töpfer, Kettel, die Unzelmann, Butenop u. a., kamen ihm dabei zu Hülfe und ließen sein unbestrittenes Talent im höchsten Feuer leuchten. Dies brachte nach kurzer Zwischenzeit die artigen Kleinigkeiten: „Trau, schau, wem" und „Kuß und Ohrfeige" hervor, die auch jetzt noch gern gesehen werden und bald auf allen Bühnen heimisch waren, bis endlich Schall mit einem größern Lustspiele, zum Theil in Versen geschrieben: „die Theatersucht," auftrat, dem eine allerdings poetische Idee zum Grunde liegt, das aber die vom Verfasser selbst erhoffte Wirkung nirgends hervorzubringen im Stande war. Mit diesem Stück schließt eigentlich seine schriftstellerische Thätigkeit für die Bühne. Der unbedeutende, ja an manchen Orten ganz unerwartet schlechte Erfolg der „Theatersucht" scheuchte ihn in sich zurück *). Schall war ein

*) In Berlin fiel das Stück zwei Mal durch, erstens weil man Robert für den Verfasser hielt, der ein Jude war, und den deshalb die Christen auspfiffen; zweitens weil man Sessa

Schriftsteller voll Strenge und Kritik, er wußte stets, was er wollte; er glaubte die Bühne zu kennen und nach den vorangegangenen Erfolgen auch das deutsche Publicum. Was er später vielleicht auf die Wandelbarkeit des Geschmacks, auch wol auf den Ungeschmack zu schieben geneigt sein mochte, konnte hier noch keine Anwendung finden, denn seine Stücke folgten schnell auf einander und sein Name galt etwas. Er war der jüngste und beliebteste unter den dramatischen Dichtern, er strebte den edelsten Mustern nach und wurde neben Kotzebue berühmt — ein solcher Mann hätte allenfalls eine neue Gattung zu Ehren bringen können, sollte man denken. Dennoch mislang ihm der Versuch mit der „Theatersucht" gänzlich. Er begnügte sich, das bis dahin Geschaffene in zwei Bänden bei Holäufer in Breslau herauszugeben und sich gänzlich vom Theater zurückzuziehen.

Ein inniges Verhältniß, das er durch neun Jahre mit einer geistreichen Schauspielerin unterhalten hatte, trennte Schall auf eine ziemlich auffallende Weise und lebte nun ganz in einer seltsamen Art von Unthätigkeit, geistreicher Faulheit und poetischer Sinnlichkeit. Sein Umgang war der angenehmste von der Welt. Man konnte ihn zu jeder Stunde des Tages besuchen, man war gewiß, ihn nie zu stören. Immer in einem kuttenähnlichen Schlafrock, selten die Feder, öfter ein Buch oder die Violine zur Hand, war er stets sehr bereit, Alles liegen zu lassen, um plaudernd mit seinem Besuche sich ins offene Fenster zu legen und die vorübergehenden Schönen zu mustern. Nur selten entschloß

---

dafür nahm, der „Unser Verkehr" geschrieben hatte, und der deshalb von den Juden gesteinigt wurde. O Schicksal der Theaterdichter unter uns! O deutsches Publicum zu allen Zeiten!

sich Schall, seine bequeme Hauskutte zu verlassen, um in einen Rock zu fahren. Während des Tages ging er fast niemals aus. Abends machte er hingegen Toilette, reinlich, oft zierlich, und verließ, von Freunden begleitet, das Haus, um erst spät zurückzukehren.

Wenn gleich Schall dem äußern Scheine nach ein ganz unthätiges Leben führte, so wirkte doch sein Beispiel mächtig auf uns ein. Er war Autodidakt. Sein Vater war ein reicher Eisenhändler gewesen und hatte seinen Sohn zuerst für sein Geschäft bestimmt. Wirklich stand „Karlchen Schallchen," wie er sich oft im Scherze zu nennen und zu unterzeichnen pflegte, viele Jahre im Laden, auf dem großen Ringe, um den Bauern Sensen, Nägel, Schrauben, Eisenstangen u. s. w. zu verabfolgen. Erst nach dem Tode seines Vaters, als ihm ein nicht unbedeutendes Erbtheil zugefallen war, konnte er sich ausschließend den Wissenschaften widmen. Er that dies mit solchem Fleiße und sein glückliches Gedächtniß unterstützte ihn dabei so sehr, daß er eine Menge von Kenntnissen in den verschiedenartigsten Fächern aufspeicherte, die wahrhaft in Erstaunen setzen konnte. Hierzu kam ein feingebildeter Geschmack, und zu der Gabe, angenehm und leicht vorzutragen, die Lust, es belehrend zu thun; daher wird es Niemand Wunder nehmen, daß der Umgang mit diesem Manne für seine nähere Umgebung von vielseitigem Nutzen werden mußte. Er galt in Breslau zugleich für einen der geistreichsten Männer und besten Gesellschafter, und man muß gestehen, daß eine geniale Freiheit in geselligen Vereinen, die freilich wol nur ihm so gut anstehen mochte, ihn wirklich dazu erhoben hatte. Ein Familienereigniß, das auf seine ohnedies nicht sehr geordneten Finanzen Einfluß übte, machte diesem heitern Leben ein plötzliches Ende. Schall fing an einsamer zu werden und

zog sich für einige Zeit auf die Güter eines Freundes im Riesengebirge zurück. Von hier führten wir einen sehr regen Briefwechsel, der mich mit einer tiefen Herzensneigung meines Freundes zu einem sehr jungen Mädchen, das er „Schelmine" nannte, vertraut machte. Dies Verhältniß, obgleich nicht von Dauer, beschäftigte ihn jedoch in jener Zeit sehr ernsthaft. Er war damals siebenunddreißig Jahre alt. „Nur bis zum vierzigsten wolle er verliebt sein und tolle Streiche anstellen," pflegte er gegen mich zu äußern, „dann aber äußerst solid werden."

Er hatte noch nicht das vierzigste Jahr erreicht, als ich schon Breslau verließ, mithin kann ich von seiner soliden Periode keinen Bericht erstatten. Mit Thränen in den Augen umarmte er mich, wie ich nach Wien reiste. Ich hatte mich einige Tage hindurch nicht bei ihm sehen lassen, weil ich den Abschied scheute. Ich kämpfte lange mit mir, endlich drängte es mich unwiderstehlich, ihm ein Lebewohl zu sagen. Seine Rührung erschütterte mich sehr. „Wir werden uns bald wiedersehen," sprach ich. „Nein, Sie sind auf ewig für mich verloren," entgegnete er, „warum gehen Sie nach Wien? Bleiben Sie hier!" Dies waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Eine halbe Stunde später saß ich im Postwagen.

Später gab er „deutsche Blätter" in Gemeinschaft mit Holtei heraus, dann begründete er „die neue Breslauer Zeitung," die anfänglich mit großem Beifalle aufgenommen wurde und zuletzt von ihm einem Verleger für dessen Rechnung übertragen worden ist. Auch nahm er an der Uebersetzung der „Tausend und Einen Nacht" Theil und übersetzte noch Einiges aus dem Französischen. Kurz vor seinem Tode noch verlebte er ein Jahr in Berlin im fröhlichen Treiben. Ein bedeutender Gewinn im Lotto soll die Ver-

anlassung hiezu gegeben haben. Wie er auch hier, sowie bei frühern Besuchen, die Seele aller größeren und kleineren Vereine war, ist bekannt genug. Ein bleibendes Zeugniß davon mögen seine geistreichen, heiteren und witzigen Trink- und Gesellschaftslieder abgeben. Einige seiner neuen Lustspiele kamen während des letzten Aufenthalts in Berlin auf die dortige Bühne.

Selten wird ein Bild, das man sich von einem Autor zu machen pflegt, so mit der Wirklichkeit contrastiren, als dies bei Schall der Fall war. Wie ich ihn kannte, war er ein überaus kräftiger, großer Mann, mit einem starken Bauche und einem sehr dicken Kopfe, von dünnen, glatten, rabenschwarzen Haaren umgeben, die er — da ich ihm sagte, Jean Paul trüge sich so — zurückzukämmen pflegte. Die Augen waren nicht groß, aber brennend und geistreich, die Nase kurz und dick, der Mund weit und voll weißer Zähne, worauf er nicht ohne Eitelkeit war; ein fettes Doppelkinn und eine hohe, gewölbte Stirne begrenzten dies Gesicht, das immer stark roth gefärbt war, welches bei der bräunlichen Hautfarbe wol erfordert wurde, um ihn gesund aussehen zu lassen. Fuß und Hand waren wohl gebaut, und gern nahm er eine etwas gezierte Stellung an, beide Vorzüge im günstigen Lichte zu zeigen. Sein späteres Aussehen soll freilich von diesem Bilde sehr abweichend gewesen sein. Sein Organ war tönend; er sang gern, besonders Gesellschaftslieder anmuthig, und als Vorleser ist er wol den Ersten an die Seite zu setzen gewesen.

Die Anerkennung seines Talents durch Goethe und Tieck, Steffens und Raumer schmeichelte ihm sehr. Gern führte er an, daß Goethe ihn zuerst irgendwo, bei Gelegenheit von „Kuß und Ohrfeige," einen geistreichen jungen Mann genannt, der in der Art der „Laune des Verliebten" ein Lust-

spiel gedichtet habe. Wäre Schall in früheren, glücklicheren Tagen zur Leitung der breslauer Bühne berufen worden, um seine Ansichten und Erfahrungen zu ihrer Vervollkommnung anzuwenden; hätte man ihm später dann eine Stelle bei der artistischen Verwaltung des berliner Hoftheaters eingeräumt, so würde das deutsche Theater gewiß von diesem Manne sich großen Vortheils zu erfreuen gehabt haben.

Es ist zu wünschen, daß sein reicher Schatz an Sammlungen und Aufsätzen, das Theater betreffend, den er, zur Zeit unseres Beisammenseins, mit einer exemplarischen Ordnungsliebe hegte und pflegte, nunmehr in Hände käme, welche fähig wären, den besten Gebrauch davon zu machen.

Schall's ganzes Wesen hatte im Vergleiche zu dem in Breslau herrschenden Tone etwas sehr Auffallendes. Seine erste Bekanntschaft machte ich, während Haydn's Schöpfung in der Aula Leopoldina aufgeführt wurde. Er hatte sich, der Hitze wegen, die im Saale herrschte, auf die Steintreppe vor demselben gelegt, so daß die Ein- und Ausgehenden fast über seinen dicken Körper hinwegsteigen mußten. Kaum hatten wir einige Worte miteinander gewechselt, als ich mich zu ihm legen mußte, um unser Gespräch traulicher führen zu können.

Ich hatte mich mit einem jungen Mädchen in ein Verhältniß eingelassen, das Schall nicht guthieß. Er sagte beständig: die Schöne sei kokett und meine es nicht ehrlich mit mir. Um mir dies zu beweisen, forderte er mich auf, mich nach dem Theater mit ihm auf die Lauer zu begeben, wo ich dann sehen würde, daß ein junger Officier das liebe Kind nach Hause begleite.

Wir postirten uns nun unweit ihrer Wohnung und harrten. Er hohnlachend, ich tausend Dolche in der Brust. Endlich flüsterte er mir zu: „da kommen sie!" Er hatte

ein vortreffliches Auge und erkannte sie am andern Ende der langen Straße. Sogleich riß er mich mit seiner ungeheuern Kraft zu sich hinab in den damals zum Glücke ausgetrockneten Rinnstein, und wir lagen wie Banditen im Hinterhalt, am Rande der Straße, halb verdeckt von einer vorspringenden Haustreppe. Das Pärchen ging an uns süß kosend vorüber und ich war geheilt.

Einmal verliebten wir uns in zwei deutsche Prinzessinnen, die auf kurze Zeit in Breslau wohnten. Da wir freien Eintritt auf alle Plätze hatten, so ließen wir uns, wenn es leer war, die Loge neben den Prinzessinnen aufschließen. Wir waren als Schöngeister bekannt, und die vornehmen Damen verschmähten es nicht, sich mit uns zu unterhalten. Besonders wollten sie über das Theater und seine Verhältnisse aufgeklärt sein. Einst war von den Proben die Rede und die Jüngere that zu Schall gewendet die naive Frage: „Wer sagt denn die Fehler?" Dies bezauberte ihn so, daß er lange nachher noch nicht aufhören konnte, die Worte zu wiederholen und hoch und theuer schwur: er wolle beständig seine holde D. lieben. War das Theater beendigt, so traten wir in die Loge der Damen und bemächtigten uns der zurückgelassenen Spuren ihrer Anwesenheit. Oft war's eine Blume, woran sie während der Darstellung gerochen, oft eine Nadel, womit sie wie in Gedanken in das Polster der Loge gestochen hatten.

War der Abend schön, oder vielmehr die Nacht, so wandelten wir bis zum Morgen durch Breslaus Straßen. Es war interessant, den Charakter der verschiedenen Nachtzeiten wahrzunehmen in der volkreichen Stadt, der sich gleich dem der Tageszeiten deutlich ausdrückt. Von dem spießbürgerlichen Verschließen der Hausthüren um zehn Uhr,

bis zum nachmitternächtlichen Heimkehren der Zechbrüder und Tänzer und dem Wiederöffnen der Häuser, dem Aufstoßen der Läden, den Conversations matinales der Milchweiber und dem Frühfleiße wackerer Handwerker. Das Oeffnen der Thore an Markttagen hatte dann noch besondern Reiz. Hunderte von Bäuerinnen harrten draußen im gesprächigen Verkehr, um ihren Einzug zu halten.

Zu den fast täglichen Begleitern Schall's gehörten damals Steffens, Raumer, v. d. Hagen, Branis, Löbell, der sarkastische Kanzlei-Director Walter, sein Jugendfreund, und einige ausgezeichnete Künstler des breslauer Theaters, wie Anschütz, Schmelka, der Maler Arigoni, der Sänger Mosewius u. A.

Schall war sehr heftig, und war sein Gegner ihm an Geist und Adel der Gesinnung nicht ebenbürtig, so vergaß er sich leicht so sehr, ihm das ganze Gewicht seiner geistigen und körperlichen Ueberlegenheit zuzuschleudern. Man weiß, wie empfindlich gewöhnliche Histrionen über den wohlgemeintesten Tadel sind. Einst hatte nun Schall einen Schauspieler in einer Kritik getadelt, weshalb dieser auf der Probe gesagt, er wolle, sobald sie geendigt, zu ihm auf's Zimmer gehen, um ihn durchzuprügeln. Ein junger Freund Schall's läuft sogleich zu diesem hin, um ihn davon zu benachrichtigen.

Schall legt die Feder weg, ergreift seinen dicken Stock und postirt sich hinter die Stubenthür. Der junge Mensch muß am Fenster aufpassen, um die Ankunft des Feindes zu melden. Jetzt, heißt es, ist er da! Man hört die Treppe heraufkommen; die Thür wird aufgerissen und der Theaterheld tritt in das Zimmer, um den Recensenten zur Rede zu stellen. Wie sehr erschrickt er aber, als ihn Schall's

kräftig geschwungener Stock empfängt und ihn hinaus und die Treppe hinabprügelt!

„Aber so hören Sie doch — Herr Schall — ich wollte ja nur fragen —“

„Hinaus, Halunke! Ich will Dich lehren, Du schlechter Komödiant!“

So ging's fort bis zur Straße. Es war eine Scene zum Todtlachen.

Unter den Jüngern, die sich um Schall zu sammeln pflegten, war auch Seydelmann. Eine Art von Instinkt trieb den jungen Menschen schon damals, sich in die Gesellschaft geistreicher und gebildeter Männer zu drängen, um aus ihrem Umgang jeden nur erdenklichen Nutzen zu ziehen. Schall war nicht frei von Vorurtheilen, und der zufällige Umstand, daß der gelblich bleiche Jüngling, der sich unter den ungünstigsten Verhältnissen der Kunst widmete, von der Natur rothe Haare erhalten hatte, flößte ihm Mistrauen gegen die aufrichtigen Gesinnungen desselben ein.

Wenn der jugendliche Seydelmann dann mit seinem süßen Pathos, mit dem damals noch stärker vorherrschenden slavischen Ausdruck von Unterwürfigkeit Schall mit Lobsprüchen zu überhäufen für anständig hielt, pflegte sich dieser unwillig wegzuwenden und später dann wol zu äußern: „Ich möchte nur wissen, wie Der dazu kommt, mich zu loben, und was ihn denn überhaupt dazu berechtigt, sich mit seiner Geistesflachheit in unsern Cirkel zu drängen. Ich liebe ohnedies die Rothköpfe nicht! Aus dem wird nie ein großer Schauspieler werden, zum Intriguanten außer der Bühne hat er mehr Talent.“

Bald mußte er denn wol von dieser vorgefaßten Meinung zurückkommen, als er die Fortschritte sah, die der

junge Mann unter seinen Augen nach und nach machte; aber so seltsam es den Verehrern Seydelmann's klingen mag, Schall sagte stets, wenn er von seinen späteren Triumphen hörte: „Ein fleißiger Schauspieler mag er geworden sein, allein daß Der jetzt ein großer ist, das werdet Ihr niemals behaupten dürfen.“

Ich hatte manchen freundschaftlichen Wortwechsel deshalb mit ihm zu bestehen. Der Erfolg liegt aber jetzt auf Jedermanns Händen.

Rudolph vom Berge.

Der Name ist jetzt ziemlich verschollen und es sind wol schon über zwanzig Jahre her, daß er genannt wurde. Es war die Zeit, als der junge Friede emporblühte, die Abendzeitung und der Gesellschafter entstanden, und ein junger Mensch alle Tage sein Sonnet beim Kaffee machte, das er nachher unter dem Namen „Kurt Waller" drucken ließ. Von diesem nun auch bereits ganz verschollenen Dichter weiß ich auch gar vielerlei zu erzählen; ich kenne ihn, wie mich selbst, doch jetzt will ich von Rudolph vom Berge sprechen.

Auch diesen hielt man zu jener Zeit für einen beigelegten Dichternamen; allein der Mensch, der ihn trug, hieß wirklich so. Er war einer angesehenen Familie entsprossen, die sich in Schlesien und Kurland weit verzweigt hatte.

Als die Bethmann in Berlin alle Männer von Geist, Schönheit und Vermögen zu ihren Füßen sah, schwärmte auch Rudolph dichterisch für sie und ließ es dabei nicht bewenden. Er wollte es Allen gleichthun und opferte sich hin.

Er besang sie in den glühendsten Versen, er setzte seine Gesundheit auf's Spiel, und machte einen Aufwand, der sein Glück zu zerstören drohte. Er war in dem Kreise der glänzenden Erscheinungen, welcher die Künstlerin umgab, nicht der Unbemerkteste, und sein Aufwand erregte bei seinen Freunden Besorgnisse.

Einst nach einem prächtigen Feste, das er zur Ehre der Gefeierten veranstaltet hatte, war er verschwunden, man nahm als gewiß an, daß er sich das Leben genommen, und bedauerte ihn sehr. Man suchte, wie das gewöhnlich ist, aus hingeworfenen Reden, Blicken, Mienen, in den letzten Momenten des Beisammenseins, den schauderhaften Vorsatz zu entziffern, und fand nichts natürlicher, als daß der arme Dichter endlich auf diese Weise enden müssen. Selbst die Bethmann, gutherzig wie sie war;

— „denn das sind sie Alle" —

zerdrückte eine Thräne zwischen den langen Wimpern seinem Andenken.

Eine Reihe von Jahren war verstrichen und Niemand dachte mehr an Rudolph vom Berge und sein Ende, als plötzlich die Thür bei einem seiner Freunde hastig aufgerissen wurde und ein kleiner, dicker Mann, mit blondem Lockenkopfe und starkgefärbtem Gesichte, freundlich lächelnd hereinsprang.

Der Freund sah den Fremden forschend an und schien sein Gedächtniß sammeln zu wollen. Der Fremde lispelte und stotterte:

„Ja, kennst Du mich denn nicht mehr?"

Dies gab den Ausschlag; so lispelte und stotterte nur Einer, es lag eine liebenswürdige Bonhomie darin. Es war Rudolph vom Berge. Jetzt ging's an ein Erzählen; seine Abenteuer waren einfach.

Die lautgeäußerten Besorgnisse seiner Freunde hatten ihn endlich zur Besinnung gebracht; er sah ein, daß er es so nicht forttreiben konnte, und daß ihm ein Ende bevorstehe, wie jenes, welches seine Freunde nach seinem Verschwinden wirklich muthmaßten. Dazu hatte er jedoch noch keine Lust.

Er nahm sich vor, noch einmal Alles, was er liebte, um sich zu versammeln und dann weit fort zu entfliehen, um allen ferneren Versuchungen zu entgehen.

In der Nacht jenes Festes in Berlin hatte er sich weinend aus dem Saale gestohlen, in dem Momente, als Herr von Q. der angebeteten Bethmann den Schuh auszog, um nach polnischer Sitte daraus Tokayer auf ihr Wohl zu leeren. Der Wagen, mit Postpferden bespannt, stand vor der Thür, er drückte sich in die Ecke, sein Taschentuch vor die Augen, und so ging's fort, zum frankfurter Thor hinaus, der westpreußischen Wildniß zu.

Die Weichsel wurde im Fluge erreicht; bald lag Königsberg hinter unserm Flüchtling, Tilse, Memel, Libau, Mitau; hier hatte er sein Asyl gefunden. Abgeschieden von allem Verkehr mit der Außenwelt, im Kreise lieber, langentbehrter Verwandten, richtete sich sein Geist nach innen, und der poetische Genius in ihm entfaltete seine schönen Schwingen.

Dies Stillleben führte er neun Jahre, und jedes Jahr sah außer vielen andern poetischen Ergüssen auch ein großes Trauerspiel entstehen, und mit diesen dicken Tragödien, neun an der Zahl unter dem Arme, erschien jetzt Rudolph vom Berge wieder in Deutschland, um sie nach einander aufführen zu lassen.

Etwas Aehnliches hat in neuerer Zeit Raupach versucht, jedoch mit mehr Glück. Auch dieser Dichter verfertigte viele

Stücke im Stillen, fern von seinem Vaterlande, und kam dann — ein reicher Mann — sie dem deutschen Theater zu übergeben. Man verwunderte sich über die ungeheuere Fruchtbarkeit des neuen Dichters und konnte nicht begreifen, wie es ihm möglich werden konnte, so viel in einem Jahre zu machen, während er doch schon Alles längst vorbereitet und fertig hatte und jetzt nur rasch nacheinander damit herausrückte.

Rudolph vom Berge konnte jedoch das Glück Raupach's nie erringen, obgleich er ihm an wirklichem Talent vielleicht nicht nachstand. Sein persönlicher Charakter war nicht von der Art, um bei den Schauspielern Glück zu machen, wenn es auch seinen Stücken beim Publicum gelang. Er war von einer Bescheidenheit beseelt, die heute wol unsere jungen Theaterdichter zum Lächeln reizen würde, wenn man sie bei ihnen voraussetzte.

Einst sollte sein Trauerspiel „Saul" gegeben werden. Er hatte es uns theilweise vorgelesen und einige Stellen waren uns von bewundernswürdiger Schönheit erschienen. Einer von uns läßt nun in ein Localblatt eine kurze Anzeige einrücken, worin das Publicum auf die Trefflichkeit des Werkes im Voraus aufmerksam gemacht und zugleich gesucht wird, die Vorzüge dieses Dichters in seinen früheren Werken in ein helles Licht zu stellen. Was war nun wol die Folge dieses wohlgemeinten Schrittes, der doch gewiß erlaubt war? Rudolph vom Berge wurde ernstlich böse darüber, suchte seine Freunde auf und überhäufte sie mit Vorwürfen. Endlich gab er es zu, daß man so etwas wol aus Freundschaft thun könne, wenn es überhaupt das Gewissen erlaube, jedoch müsse der Dichter, den es angehe, abwesend sein und nicht in derselben Stadt leben; so hieße es ihn an den Pranger stellen u. s. w.

Was sagen Sie dazu, die nie genug davon haben können? Die alte, gute Zeit, sie war doch kein leerer Wahn! „Dem Komödianten mag es vergönnt sein, wenn er eine große Rolle nach seiner Meinung zur Welt bringt, sie früher in allen Localblättchen begackern zu lassen; zwischen dem Dichter und einem solchen Komödianten sollte aber denn doch ein Unterschied statt finden;“ so und nicht anders raisonnirte mein guter, edler Freund Rudolph vom Berge.

Sein berühmtestes Stück war „das Haus Barcellona,“ mit ergreifenden Scenen und herrlichen Versen, das sich viele Jahre auf der Bühne erhielt. Der große Devrient glänzte darin als Garcia. Breslau vergötterte ihn in dieser Rolle. Die Direction hatte alle Costüme dazu neu verfertigen lassen, und wenn man noch lange hernach ein schönes, blankes Kleid auf dem breslauer Theater sah und sich mit der Frage an den Garderobier wandte, wozu es gemacht worden sei, antwortete dieser mit Pathos:

„Zum Haus Porzellan!“

Nächst diesem Drama war es „Coligny,“ was den meisten Beifall errang; auch „Saul“ hatte große dichterische Schönheiten, nur fand man das Letztere übermäßig langweilig. Etwas Langweiligkeit wird bekanntlich einem deutschen Trauerspiel willfährig zugestanden. Als das Stück in Breslau gegeben wurde, saß ein damals wegen seiner magnetischen Curen berühmter Wunderdoctor mitten im Parterre. Es war ein großer Mann, der von Allen wahrgenommen werden konnte. Ein Spaßvogel meinte, es sei kein Fehler des Stücks, daß die Leute einschliefen, der Dichter sei nicht Schuld daran, wohl aber die magnetische Einwirkung, die jener Zuschauer auf das Publicum übte.

Rudolph vom Berge saß während der Vorstellung seiner Stücke in einer Loge und bewegte fortwährend die Lippen.

Da er alle Rollen auswendig wußte, so sprach er jedes Wort den Schauspielern leise nach oder vielmehr vor. Da kam es denn wol manchmal, daß die Schauspieler ihn verwirrten, wenn sie gar zu wenig von ihren Rollen wußten.

Es war eine heitere Zeit, da Schall, vom Berge, van der Velde, Holtei und ich uns Abends in einer Punschboutike unweit des Theaters versammelten und unser Altmeister Schall ein Glas Punsch als Preis für Den aussetzte, der zuerst ein Sonett über ein aufgegebenes Thema fertig haben würde.

Rudolph vom Berge verließ Breslau und starb kurze Zeit darauf. Es ist zu bedauern, daß die Familie den poetischen Nachlaß nicht in Ehren hielt und veröffentlichte; ja es wäre unverantwortlich, wenn der Dichter es nicht selbst so gewollt hat.

Die Emeute.

Es war im Jahre 1817. Ich saß in der ohlauer Vorstadt und dichtete ein Lustspiel, „der Großpapa," für das Theater in Breslau. Plötzlich werde ich durch ein Rennen und Lärmen auf der Straße an's Fenster gelockt. Viele Menschen laufen tumultuarisch vorüber; ganze Reihen von Fabrikarbeitern, an ihrem Costüm kenntlich, ziehen in lautem Gespräche vorbei. Was muß es geben? Was stört die Ruhe friedlicher Menschen? Schon seh' ich die Gesellen des Nachbar Schreiners die blauen Schürzen losbinden und sich dem Trosse der Vorüberlaufenden anschließen; die Maurer drüben verlassen die Gerüste und die Färber bleiben nicht zurück und erheben drohend die blauen Fäuste in die Luft.

Das ist ein Aufruhr, denk' ich sogleich, obgleich ich bis dahin noch keinen gesehen hatte.

Breslau hat von jeher Anlagen zu solchen Scenen gezeigt. Einmal hat es einen Bürgermeister, den es nicht leiden konnte, todtgeschlagen, und man hatte mir oft von

einem unglückseligen Kartätschenschusse erzählt, der damals die Schmiedebrücke hinab auf das Gewühl des Volksaufstandes losgebrannt wurde und siebzig Menschen tödtete, die dann Alle an einem Tage begraben wurden. Das war eine andere Trauerfeier, als die vierzehn Särge des Fieschi-Attentats, und das hat sich in Breslau in Schlesien zugetragen.

Die Breslauer verstehen keinen Spaß in gewissen Dingen.

Ich lief sogleich hinunter auf die Straße und opferte willig mein Lustspiel für ein Trauerspiel, das ich erleben sollte. Man gab die Ursache des Aufruhrs verschieden an.

Am Tage vorher hatten Bürger den Eid als Nationalgardisten verweigert und die Gewehre weggeworfen. Sie hätten den Feldzug mitgemacht, meinten sie, und dürften jetzt unbelästigt ihrem friedlichen Gewerbe obliegen. Dies brauche Hände, und sie hätten keine Zeit zum Exerciren übrig, wenn ihre Familie nicht hungern sollte.

Nachts hatte man nun diese Widerspenstigen mit Militairgewalt aus den Betten holen lassen. Man erzählte, daß eine Frau mit fliegenden Haaren, ihre Kinder an der Hand, sich aus Verzweiflung in die Oder gestürzt habe. „Man hat Euch den Ernährer geraubt," soll sie geschrien haben, „was wollt Ihr nun noch auf der Welt!" Und damit sprang sie ins Wasser, ihre Kinder mit sich reißend. Ich kann weder die Wahrheit dieses Factums verbürgen, noch weiß ich, ob man die Unglücklichen gerettet habe. Dies sahen und hörten viele zur Stadt gehende Menschen, es war Markttag, und sogleich stieg die Erbitterung gegen die Gewalt zur offenen Rebellion. Man zog zum Rathhause und im Nu waren die alten Fenster des herrlichen gothischen Gebäudes zertrümmert. Die Kartoffeln und Krautköpfe der Marktweiber waren das Geschütz, dessen man sich

bediente; dann zog man zum Regierungsgebäude, drang ein und zerstörte, was sich nur zerstören ließ. Die Registraturen wurden erbrochen und die Acten zum Fenster hinausgeworfen, ebenso die eleganten Möbel des Präsidenten. Bei dem Polizeigebäude fand derselbe Unfug statt. Die beiden Präsidenten der Regierung und der Polizei waren durch Hinterpforten auf's Land geflohen. Ein General, der unter die Menge gesprengt war und sie vom Pferde herab zur Ordnung ermahnte, wurde insultirt und mußte sich zurückziehen. Dieses Vorspiel ernsterer Scenen war bereits vorüber, als ich mich aus der ohlauer Vorstadt auf den Weg machte, um mir den Lärm in der Nähe zu besehen.

Die Schauspieler, die zur Probe gekommen waren, standen vor dem Theater. Wer konnte jetzt an die Probe denken? Für den Abend war das Schauspiel abgesagt worden. Der Regisseur, Herr Nagel, gesellte sich zu mir, und wir gingen dem Ringe zu. Zuerst begegneten wir dem Regierungssecretair Kapf, den damaligen Lesern der Abendzeitung hinlänglich bekannt; ein Lyriker aus Schwaben gebürtig und damals Vater dreier hoffnungsvollen Töchter, welche bis zu einem gewissen Alter die Genien und Straßenbuben, die Heldenkinder der Schuld und der Johanna von Montfaucon und Anderes spielten. Wie sah der arme Mann aus! Zwei Männer führten ihn; den Kopf trug er gesenkt und ein weißes Schnupftuch war um die Schläfe geschlungen, woran große Tropfen seines preußisch-schwäbischen Blutes klebten. Er wollte sein kleines Bureau im Regierungshotel vertheidigen, das die Aufwiegler schon ganz in ihrer Macht hatten; Kapf stand kühn unter der Thüre seines Stübchens und rief ihnen zu: „Nur über meine Leiche geht der Weg!" und baff! schlägt ihn Einer nieder, der ihn beim Wort nimmt, und der Haufe dringt ein.

Kapf verlangte Lob über sein heldenmüthiges Benehmen, und wir spendeten es ihm reichlich und baten ihn, sich keiner neuen Gefahr auszusetzen. Und er schüttelte die blutigen Locken und ließ sich von dannen führen. Dies war das erste und einzige Opfer zu weit getriebenen Pflichtgefühls unter meinen Bekannten, das ich zu beklagen hatte.

Nun sahen wir den Zug der Meuterer. Zuerst ein altes Weib; dann folgte ein Schusterjunge mit einem geschulterten Besen, hierauf erschien ein kleiner Handelsjude aus einer benachbarten Stadt, der sich gerade zufällig in Breslau aufhielt und von dem Vorfall nicht übel Vortheil zog. Er war Einer der Ersten überall. Im Regierungshotel sprang er zuerst auf Tische und Stühle, um die Wachskerzen aus den Kronleuchtern zu nehmen und seine Taschen damit zu füllen. Er strotzte von guten Dingen, und seine dicken Taschensäcke schlotterten ihm um die Beine, wie die vollen Euter einer Ziege. Der Haufe wollte sich nach den Gefängnissen werfen, um den Verbrechern die Freiheit zu geben. Dieser Schritt, der die Macht des Pöbels bedeutend verstärkt hätte, war zu wichtig, als daß er nicht mit aller Kraft hätte hintertrieben werden sollen. Auf dem Wege dahin wurde ein in zweideutigem Rufe stehendes Haus von den Aufrührern vernagelt. Eine Maßregel, die, sonderbar genug, in solchen Fällen von dem Pöbel stets beobachtet wird.

Das Militair rückte dem Haufen entgegen, und einige der Kühnsten, die sich unter die Säbel der Kürassiere gewagt hatten, wurden zusammengehauen. Im Augenblick waren Tragbahren zur Hand, und die Todten wurden mit offener Brust und blutenden klaffenden Wunden, hoch auf den Schultern, zur Schau getragen. Die Erbitterung war auf's Höchste gestiegen. Auch die Zusehenden, die in großer Menge

auf dem Platze standen, ohne thätigen Antheil zu nehmen, knirschten vor Wuth mit den Zähnen. Das Herumtragen der Leichen war sehr gut berechnet, um der Meuterei größern Anhang zu verschaffen.

In dieser Krisis gewahrte ich, daß einige verdächtig aussehende Kerle meinen Begleiter sehr fest ins Auge faßten. „Er ist's! — Ist es nicht!" hör' ich dazu unverholen äußern. Ich werde aufmerksam. Mehre rotten sich zusammen und messen uns. Da fällt mir erst die Aehnlichkeit Nagel's mit dem damaligen Polizeipräsidenten ein, und kaum habe ich ihm meine Beobachtung mitgetheilt, als er auch so schnell, als es sein dicker Bauch zuließ, sich aus dem Staube machte. Die Ehre, für einen der ersten Beamten der Stadt gehalten zu werden, konnte ihm in jenem Augenblicke theuer zu stehen kommen.

Der Mittag war herangerückt und mit ihm ritten Kürassiere aus den benachbarten Orten in die Thore von Breslau ein, die schnell dahin beordert worden waren.

Die Stadt erhielt nun ein ganz kriegerisches Aussehen. Auf dem großen Ringe und in den Hauptstraßen bivouakirten die angekommenen Truppen. Die Mannschaft lag auf Stroh, die gesattelten Pferde wurden an die Häuser festgebunden; im Augenblick konnte man aufsitzen und einhauen. Der Pöbel sah diese Anstalten und bedachte sich.

An den Ecken der Hauptstraßen wurden jetzt Kanonen aufgefahren und die Artilleristen mit brennenden Lunten hielten sich daneben; man sah wohl ein, daß hier Ernst gemacht werden sollte.

Nachmittag erschienen die gewöhnlichen Verordnungen. Jeder ruhige Mann sollte in seinem Hause bleiben; nicht drei durften auf der Straße bei einander stehen, um zu sprechen; wer nothgedrungen Abends sein Haus verließ, mußte eine

Laterne mit sich führen. Sogleich wurde mit größter Strenge zur Einhaltung dieser Befehle geschritten. Die des Markttages wegen in Menge zur Stadt gekommenen Bauern mußten sogleich zum Thore hinaus; alle Wirthshäuser wurden geleert und den Wirthen anbefohlen, ihre Thüren zu schließen. Bei der Gewaltsamkeit, womit dies Alles bewerkstelligt wurde, konnten Unglücksfälle nicht verhindert werden.

Ein alter Bauer, der vielleicht etwas zu viel getrunken hatte, wird aus einem Wirthshause vertrieben, man stößt ihn zur Thür hinaus und er taumelt auf einen jungen Kürassier, der vor derselben Wache hält. „Was?“ schreit dieser, „der Kerl will sich an uns vergreifen!“ und sogleich fliegt der Säbel um des Bauern Kopf und im Blut gebadet stürzt er zu Boden. Ein armer Schneider, der sich mit einigen Kerzen für den Abend noch schnell versehen will und quer über die Albrechtsgasse huscht, wird von einem jungen Lieutenant durch und durch gerannt. Ich sah eine Frau, mit ihrem Kinde auf dem Arme, die etwas von dem Gewürzkrämer geholt hatte und demselben Lieutenant in den Weg lief, mit dem Degengefäß auf die Brust stoßen, daß sie rücklings zu Boden fiel. Das Heldenthum war damals bei diesen Leuten noch zu frisch; die mörderischen Kriege waren soeben erst beendigt und ein nur etwas zur Rohheit neigendes Gemüth ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ein wenig Blut zu vergießen. „Der Blutdurst ist die größte Wollust;“ wie oft hatten wir nicht schon Gelegenheit, uns von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen.

Der junge Lieutenant, der aber offenbar zu weit in der Befriedigung seiner Wollust ging, lud so sehr den Haß der Bürgerschaft auf sich, daß er nach diesem Vorfalle nach einer entfernten Garnison versetzt werden mußte. Man rech-

nete ihm nach, daß er in seinem Diensteifer bei dieser Gelegenheit an fünf Personen getödtet oder verwundet hatte.

Bald waren die Straßen wie ausgekehrt; nur hin und wieder schlich ein Mensch mit bedächtigem Schritte, der noch vor Abend sich irgend ein nothwendiges Bedürfniß ins Haus schaffen mußte. Um den traurigen Abend nicht allein zuzubringen, begab ich mich zu Schall, bei dem ich schon oftmals ein gastfreies Nachtquartier erhalten hatte. Ich fand ihn in größter Verlegenheit. Er hatte weder Licht, noch Kaffee im Hause; und seine Iris, so nannte er seine alte Aufwärterin, die seinen junggeselligen Wirthschaftsschwächen abhalf, konnte zu dieser unruhvollen Frist nicht mehr zu ihm kommen. Was war zu thun? Im Finstern und kaffeelos diese Nacht hinbringen, war ein Gedanke, der uns zur Verzweiflung bringen konnte. Der Theatermaler Arrigoni, den ich bei ihm fand, war aber eben so wenig geneigt, den gefährlichen Gang zum Gewürzkrämer zu wagen, als wir; denn es dunkelte schon und die Patrouillen, die gar keinen Spaß verstanden, streiften nach allen Richtungen.

Wir lagen sorgenvoll im Fenster; da sehen wir unten ein bekanntes Gesicht, das uns ganz jugendlich unbefangen anlächelt. Es ist Seydelmann. Schall ruft ihm zu und klagt ihm unsere Noth, und Seydelmann läuft muthig fort, um mit Kerzen, Kaffee, Bierflaschen, Brot und Käse beladen seine furchtsamen Freunde zu ätzen. Wir blieben die Nacht über zusammen, die für uns, wie für alle übrigen Einwohner Breslaus, ruhig verstrich.

Am andern Morgen sieht die Stadt wie ein Kriegslager aus. Die Aschenhaufen und glimmenden Kohlen des Bivuaks qualmen uns überall eutgegen und Soldaten liegen umher und sehen uns mit barschen Blicken an.

Glaser und Tischler sind beschäftigt, den Schaden an

den Außenseiten der Häuser zu ersetzen; und die Bürger wagen sich hinaus, um den unerfreulichen Anblick ihrer Stadt zu haben. Wenn aber zufällig Einer den Nachbar erblickt und ihm nur eine unschuldige Mittheilung machen will, gleich sprengen die Kürassiere dazwischen, und so werden noch manchmal Leute überritten und beschädigt.

Die Gemüther waren längst beruhigt, die Ordnung wieder hergestellt, und die Behörden hatten sich in ihren ziemlich verwüsteten Geschäftslocalen wieder zurechtgesetzt, als der Befehl an die Theaterdirection gelangte, den Abend eine Vorstellung zu geben, und zwar ein harmlos lustiges Stück, das auch nicht entfernt Gelegenheit zu Anspielungen geben konnte. Man wählte, nach langem Berathen: den Rochus Pumpernickel.

Das Publicum stellte sich sehr zahlreich ein, war aber durchweg mit Laternen versehen, da der état de siège noch nicht aufgehoben war. Und auch ich und mehre lustige Freunde machten noch nach dem Theater eine solche Laternenpromenade durch die Straßen Breslaus, welches einen gar ergötzlichen Eindruck gewährte.

Roswalde.

Roswalde en héritage entre vos mains passé,
Le disputa bientôt au palais de Circé,
Et ce bourg ignoré du Tanaïs à l'Ebre,
Graces à vos talens est devenu celèbre.

Oeuvr. posth. de Fréderic II. T. VII.

1.

In dem fruchtreichen Lande, unweit des erzbischöflichen Sitzes von Ollmütz, erhob sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus seinen künstlich angelegten Parks, seinen springenden Wassern und seiner marmornen Götterversammlung das wunderbare Roswalde, welches die prachtliebende Eitelkeit eines Privatmannes, im kühnen Wetteifer, zu einem deutschen Versailles erheben wollte. Alle Zeitgenossen staunten diese Unternehmung an, und wenn gleich berechnende Besonnenheit den gefahrvollen Schlund schon geöffnet sah, der des Eigenthümers Glück und Vermögen bald verschlingen mußte, so war die sinnliche Begeisterung für alle

Künste und der phantastische Geschmack, welcher das Ganze beseelte, sogar im Stande, Friedrich's und Joseph's Aufmerksamkeit zu erregen, die einst Roswalde's Schloß zum Orte eines freundlichen Stelldicheins machten.

Graf Hoditz, der Schöpfer dieses Feensitzes, ein durch Reisen gebildeter Cavalier, lebte hier mit seiner Gemahlin Sophia, Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth, und Alles, was auf den Namen Künstler Anspruch machte, eilte von fern und nah herbei, um mit den Wundern Roswalde's zugleich seines Besitzers Freigebigkeit kennen zu lernen, und es genügte zu damaliger Zeit, bei den dort veranstalteten Festlichkeiten sich auszuzeichnen, um sich einen bedeutenden Ruf in Europa zu gründen.

Es zierte bereits der schönste Asternflor die Blumenterrassen des Palastes und die hohen Laubgänge des Parks schmückten sich mit den goldenen Tinten des Spätsommers, in den Morgenstunden versammelte munterer Hörnerschall die vornehmsten Herren und die anmuthigsten Damen zur Jagd, während Abends zum weithintönenden Halali tausend Raketen in den heitern Herbstazur der Lüfte zischten; Opern und Schauspiele der überraschendsten Art währten bis tief in die Nacht, an welche sich ein üppiges Mahl reihte, das sich bis gegen den Morgen hin erstreckte; Alles athmete Freude und Lust, aber das rege Leben, das stets diese Hallen erfüllte, ward noch durch eine ganz eigene Regsamkeit, durch eine gesteigerte Thätigkeit vermehrt.

Der Graf erwartete einen Gast. Friedrich war's, der bei ihm einkehren wollte, und Alles wurde aufgeboten, zu den reichen vorhandenen Kräften gesellten sich neue, weitherverschriebene, und es sollte ein Kranz von Festlichkeiten werden, würdig des ruhmgekrönten Helden, zu dessen Ehren sie gefeiert wurden.

Die Blüte der Schönheit und der Künste, die vornehmsten Geschlechter und die gefeiertsten Namen waren bereits in Roswalde's Mauern, und Alle barg das ungeheure Schloß in seinen glanzerfüllten Gemächern, und nicht minderglänzende standen noch leer da, zum Empfange der Gäste, die noch immer herbeiströmten, und die herrlichsten waren bereitet, um den vornehmsten Gast zu empfangen.

Die ganze Gesellschaft hatte sich versammelt, um den Bau des majestätischen Triumphbogens in Augenschein zu nehmen, der — bei der Fülle von Arbeiten aller Art — selbst in der mondhellen Nacht noch fortgesetzt wurde. Um die Arbeiter zu befeuern, fehlte es an guten Speisen und Getränken nicht, und von einem waldigen Hügel strömte eine volltönende Musik herab. So hatte es den Anschein, als wenn bei diesen Klängen der Bau wüchse und die Sage vom Amphion verwirklichte sich. Der Platz war so schön, die milde Luft, die Musik, die Thätigkeit der Arbeiter, Alles ließ den Wunsch entkeimen, hier auf der Wiese, die nur durch einen Graben von der Straße getrennt wurde, einige Stunden zuzubringen. Es bedurfte nur, daß ein schöner Mund diesen Wunsch aussprach, und der mächtige Zauberer, der hier waltete, ließ ein weites Zelt aufspannen, unter welchem in der nächsten halben Stunde ein fröhlicher Kreis um klingende Gläser und blinkende Schüsseln sich gereiht hatte.

An einem steilen Abhange, von dem sich die Straße von Wien herabsenkte, hielt ein stattlicher Reisewagen, belastet mit Gepäcke, dessen Postillon abgestiegen war, um den Hemmschuh anzulegen. Währenddeß rief eine wohltönende Frauenstimme, nicht ohne innere Bewegung, dem Bedienten auf italienisch zu, den Schlag zu öffnen.

Eine feingebaute, schlanke Gestalt, in geschmackvollem Reisecostüm, entstieg dem Wagen, und nachdem der Bediente, gleich als wenn es zu seinem Dienst gehöre, der Dame, die schon im Fortschreiten begriffen war, den langen Shawl von ostindischer Seide mehrmals um den Hals gewickelt, folgte er ihr in einiger Entfernung, um die im Wagen zurückgebliebene Gesellschaftsdame aus einem tiefen, sie gefangen haltenden Schlummer zu erwecken und sie an ihre Pflicht zu erinnern.

Indeß war die Eigenthümerin des Wagens bis an einen Abhang gelangt, wo sie mit einem Blicke das vor ihr liegende Thal überschaute.

Der Triumphbogen, an dem auf unsichtbaren Leitern lichte Gestalten emporschwebten, die liebliche Musik, welche die Lüfte durchzog, das erleuchtete Zelt mit den schwelgenden Gästen, der glänzenden Dienerschaft, und in der Ferne die schimmernde Façade des Palastes, aus dessen Hof sich das allgewöhnliche Schauspiel eines Feuerwerkes durch eine donnernde Batterie verkündete, dem Hunderte von Schwärmern nachzischten — alles Dies glich so sehr einer feenhaften Beschreibung aus der blauen Bibliothek, daß der Fuß des Wanderers, den der Zufall in diese Gegend führte, unwillkürlich an die Stelle gebannt wurde; und in der That hielt der neben seinen Pferden gehende Postillon diese an, der Bediente schrie laut auf vor Entzücken und die im Wagen schlafende Gesellschaftsdame fuhr schnell in die Höhe und mit dem Kopfe zum Schlage hinaus.

„Was ist denn das?" rief die Letztere aus und der Bediente, ein munterer Neapolitaner, riß das Maul weit auf, um Verwunderung und Entzücken durch eine Grimasse auszudrücken, aber der Postillon sagte, unbekümmert, ob die Fremden es verstanden oder nicht: „das ist der hoch-

gnädige Herr Graf, der nun einmal so prächtige Einfälle hat!"

Langsam und vorsichtig rollten sie den letzten, steilsten Abhang hinunter und als sie nun still hielten, um die Dame wieder einsteigen zu lassen, als der Postillon sich schon im Bügel hob und das Horn ansetzte, um rasselnd und schmetternd mit Roß und Wagen in die flimmernde Zauberwelt hinein zu rasen, da war keine Dame zu sehen und zu hören. Alles Warten, Rufen, Suchen half nichts.

Mit dem Gedanken, die Gebieterin werde bereits das herrschaftliche Zelt erreicht haben, tröstete sich die Dienerschaft und befahl dem Postillon, die Pferde anzutreiben.

Das mistönende Horn und der übrige Lärm, der einen schweren, über Pflaster dahinrollenden Wagen zu begleiten pflegte, störte die Gesellschaft auf unangenehme Weise. Der Graf jedoch, welcher in jeder Stunde neue Gäste erwartete, erhob sich selbst von der Tafel und — da hier jeder Zwang der Etikette aufgehoben war — so eilte er nach der Straße, um den Namen des Reisenden zu erfragen.

„Signora Doriflea," erwiderte der herabspringende Diener.

Und schnell, den Nameu in freudigem Ausrufe wiederholend, war der Graf über den Graben gesprungen, um den Schlag mit höchsteigner Hand zu öffnen und den willkommenen Gast, die erste Sängerin Italiens, dem ihm umgebenden Kreise, der aus dem Zelte getretenen Gesellschaft, im Triumphe vorzustellen.

Wie entsetzt trat er aber zurück, als mit entschuldigender Bitte die ältliche Gesellschaftsdame, den ihr gebotenen Arm ablehnend, aus dem Wagen stieg und der Bediente ganz verdutzt hinzusetzte: „Die Signora ist ja schon hier."

Ueberrascht sah ein Jeder seinen Nachbar an; Niemand hatte die Fremde bis jetzt bemerkt und man wußte sich diesen originellen Schwank nicht zu deuten. Der Graf ließ sich von dem Bedienten die Art und Weise des Aussteigens und des Abhandenkommens seiner Gebieterin erklären und schüttelte den Kopf.

Nach einigem Nachdenken bat er die Gesellschaft, sich in das Zelt zu verfügen und ohne Besorgniß um das Verschwinden der Dame, sich ungestört dem Vergnügen zu überlassen und das Feuerwerk zu betrachten, welches sich soeben in vollster Glorie entfaltete.

Dem Postillon befahl er nach dem Schlosse zu fahren, jedoch sein Horn auf dem Rücken ruhen zu lassen, und nachdem er sich in einen Mantel gehüllt, schlug er einen Fußpfad nach dem im Erlengrunde versteckliegenden Kirchdörfchen ein. „Sie wird mir die ganze Ueberraschung verdorben haben,“ brummte er dabei unwillig vor sich hin.

2.

In dem niedern Stübchen des Schulhauses stand ein alter Mann an einem Pulte und schrieb. Neben sich hatte er einen Stoß Schulbücher liegen, die soeben abgefertigt waren, und nun scandirte er, mit den Fingern trommelnd, und murmelte dabei und schien mit sich nicht zufrieden, denn er schüttelte bedeutend den haarlosen Kopf, dessen Perrücke seitwärts einem hölzernen aufgesetzt war.

„Es will mir auch heute gar nichts fließen, ich weiß nicht, wo meine Gedanken sind,“ brummte er vor sich hin,

„und das Ding muß ordentlich werden, wenn ich eine Ehre damit aufheben soll. Schäumen, reimen, Räumen, Bäumen, Träumen, Keimen, säumen, leimen, zäumen, daran fehlt's nicht! Reime genug! aber — laß doch einmal hören!"

Bei diesen Worten trat er einen Schritt zurück und las mit lauter, jedoch zitternder Stimme aus dem Papier, welches er nahe vor die Augen brachte:

O stimm, Teutonia, zum Hochgesang die Leier,
Wenn Er, der Helden Held, im Sieggepränge naht,
Ihr armen Blumen seid nicht werth zu solcher Feier,
Nur Eich' und Lorbeerzweig umstreuen seinen Pfad —
Laßt glühend euer Herz vor Wonnen überschäumen —

Ja — da liegt für jetzt der Hund noch begraben."

„Nimmt's denn da draußen für heute gar kein Ende, Martin," tönte eine heisere Frauenstimme aus der Kammer, deren Thür nur angelegt war, „ich kann kein Auge zuthun, und wenn's morgen die Herrlichkeiten alle zu schauen geben wird, da werd' ich schläfrig und krank daheim sitzen müssen."

„Weib!" sprach der Alte, „Du reißest mich vollends aus der poetischen Begeisterung. Und wenn Du nun nicht zugaffen wirst, wird der große König deshalb weniger seinen Einzug halten? Aber denke Dir einmal das Ding so, als wenn ich mit meinem Poem verunglückte. Es fiele eine Schande auf das ganze Roswalde, der Schulmeister in Roswalde muß ein wirklich dummer Mann sein, wenn ihn ein Stoff wie ich nicht zu einem heroischen Schwung begeisterte, würde Friedrich sagen, und vor Voltairen, dessen Bekanntschaft ich doch bei dieser Gelegenheit

für mein Leben gern machen möchte, dürft' ich mich gar nicht sehen lassen."

„Nun, so mache wenigstens die Kammerthür zu," seufzte die Schulmeisterfrau, „und dichte — da Dir doch das Dichten über die Gesundheit Deiner Frau geht."

Das hatte Martin Heller, der Schulmeister in Roswalde, nicht mehr gehört, denn er machte die Thür der Schlafkammer zu, sobald er den Wunsch seiner Ehehälfte vernommen.

Rings um ihn her war's nun wol recht stille, aber die poetischen Gedanken wollten nicht kommen. Heller verwünschte innerlich die schöne Zeit, die er mit dem Gesang der Schulkinder, nach der Melodie des dessauer Marsches, zugebracht hatte, weil ihm nun zu wenig übrigblieb, das Carmen auf Friedrich's Einzug zu verfertigen.

Die trockene Zunge klebte ihm am Gaumen, die Augen brannten und in den Schläfen klopften zwei dicke Adern.

„Ja, wer sich künstlich begeistern könnte!" rief er aus, „und wahrhaftig — wär's noch unten in der Thalschenke offen, ich holte mir ein Hälbchen Falkensteiner."

Doch dabei ließ er's für jetzt bewenden. Er sah alle Gegenstände forschend an, die ihn umgaben, um einige Poesie herauszusaugen. Seine Blicke fielen zuerst auf die Schulbücher, die er mit Widerwillen von sich schob, dann hafteten sie auf dem über die Hälfte durchstrichenen Wandkalender, auf einer Wasserflasche, auf seiner kleinen Handbibliothek, auf einem Bilde darunter. Seufzend stand er auf, schlich hin zu dem verbleichten Bildnisse, das in schlechten Pastellfarben ein blasses Kindergesicht, mit weißlichen Haaren und veilchenblauen Augen, ohne allen Ausdruck zeigte. Lang stand er davor und eine innere Rüh-

rung wurde an ihm bemerkbar. War das nicht Poesie, was in dem Herzen des vertrockneten Schulmeisters aufglimmte, so gibt es auf Erden keine.

Reimlos und taktfrei machte sie sich Luft und eine karge Thränenquelle rieselte dabei durch die Gramesfurchen des dürstenden Poeten.

„Meine Doris," hub er an, „wo mag sie jetzt wol sein? Nie will ich dich wiedersehen, wenn dich nicht die Tugend unter dies Dach zurückgeleitet, so rief ich ihr beim Abschiede zu. Ach, was mag wol ihr langes Ausbleiben zu bedeuten haben?"

Und lang und unverwandt blickte er nach dem Bilde hin, und seine Züge belebten sich wunderbar, und ein süßes Andenken nach dem andern schien ihm durch die Seele zu ziehen und traute Melodien wurden drin wach.

Mit geschlossenen Lippen preßte er durch die Nase dumpfe Töne hervor, die sich für ihn zu einem Liedchen gestalteten, aber er wußte nur den Anfang, den er in einem fort wiederholte. Er trat zum Fenster, öffnete seine Weste und legte die schmale schwarze Halsbinde ab.

„Ah!" rief er mit kräftigem Nachdrucke, als er den wohlthätigen Einfluß der Nachtluft verspürte, und weit zum Fenster hinausgebeugt, setzte er freudig hinzu: „Was will ich denn mehr? Kann mir Italien mehr bieten? Hab' ich denn hier nicht Alles? Sowie ich mich über andere mährische Dorfschulmeister erhaben fühle, so ist auch der Ort, den ich bewohne, vor allen andern verherrlicht. Feuerwerk! Lustbarkeit! Ach ja — ja!"

Und hier fiel ihm sein Poem mit Centnerlast auf's Herz — doch rüstig schritt er jetzt zum Tische und die Gedanken flossen ihm so reichlich, die Reime machten ihm so wenig Kopfzerbrechens, daß die Feder in flüchtiger Eile

auf dem Papiere hinflog. Der Morgen beschien ein fertiges Carmen, das keine kleinere Bestimmung hatte, als den gepriesensten Helden der Zeit würdig zu besingen und Voltairen einen günstigen Begriff von unserer Literatur beizubringen.

Draußen am Hause im dicken Gesträuche hing indeß eine weiße Gestalt in den Sprossen der Hecken und wandte kein Auge von dem gequälten Dichter. Eine innige Freude durchzuckte sie, wie sie seine sonderbaren Selbstgespräche vernahm, und sie zitterte heftig, als sie die Frauenstimme aus der Kammer hörte, deren Worte sie jedoch nicht verstehen konnte. Wie aber der alte Mann von dem Bilde weg zum Fenster trat, und sie nun deutlich die Züge sah, und der Kahlkopf auf dem langen Halse, aus dem weißen Hemdkragen, so schwermüthig und freudig zugleich, sein engbegrenztes Glück pries, da flossen ihre Augen von Thränen über und sie ließ sich hinab vom Spalier auf die Erde gleiten, wo sie die hochgräflichen Arme des Schloßbesitzers umfingen, der ihr den Mantel umhing und die Erschreckte sogleich fortführte. Zum Glücke saß der Alte schon beim Gedichte und bemerkte nichts davon.

Nach dem schon Gesagten wär' es jedoch lächerlich, dem geneigten Leser noch verschweigen zu wollen, daß des Schulmeisters Doris und Signora Doriflea ein und dieselbe war, indem ich diese Art von Ueberraschungen nie zu beabsichtigen pflege.

Graf Hoditz geleitete die Signora auf einem Seitenwege ins Schloß und begab sich dann zu der Gesellschaft unter dem Zelte, die nur seiner Rückkunft geharrt hatte, um sich zurückzuziehen.

„Signora Doriflea sei ermüdet und ließe sich ent-

schuldigen," verkündete der Graf, „um morgen ohne Rückhalt sich den bevorstehenden Festlichkeiten anschließen zu können."

3.

Der Schulmeister Martin Heller, den wir soeben kennen gelernt haben, hatte zwei Töchter, welche von der Natur, die sich weder an Stand noch Reichthum kehrt, nicht stiefmütterlich behandelt worden waren. Sie strahlten in seinem niedern Schulhäuschen mit einer Schönheit, wie sie sich Prinzessinnen wol wünschten, und waren daneben mit andern gar lieblichen Talenten begabt. Dabei sahen sich Beide in keiner Hinsicht ähnlich. Die Aeltere, Luise, war braun und klein, und liebte das stille Loos, das ihrer wackern Mutter zu Theil geworden war, einen nicht gar zu brummigen Mann und einen eigenen Herd; die Jüngere, Doris, war schlank und blond, und diese ward schon von größerer Hoffärtigkeit besessen. Dabei hatte es dem Schöpfer gefallen, ihre Kehle so zu organisiren, daß ein lieblicher Wohllaut in derselben wohnte, und bald sprach man nicht nur im Dorfe, sondern sogar im Schlosse davon, wie so gar lieblich Schulmeisters Tochter Abends in der Geisblattlaube:

„Als Doris, die reizende Schöne,
Den Vorzug der Freiheit verlor,"

und die neuere Arie:

„Philint stand jüngst vor Babet's Thür"

zu singen pflegte.

Graf Hoditz, der jedes Talent, wo er es entdeckte, auf's Eifrigste an's Licht zu ziehen bemüht war, besuchte in eigener Person den Schulmeister und verkündete ihm, daß das Mädchen bei Mr. le Beau im Tanzen und bei dem Maestro Navioli im Singen unterrichtet werden sollte, um dann in die hochgräfliche Kapelle zu treten.

Hellern blieb der Mund vor Erstaunen offenstehen, als er diese Worte des Grafen vernahm. Nie hatte er, so sehr er auch die Künste liebte und namentlich Musik und Poesie selbst exercirte, auf solche Auszeichnung Ansprüche gemacht. Aber ablehnen konnte er die hohe Gnade nicht. Er nahm sie stumm an und hoffte von des Mädchens Ungeschicktheit das Beste zur Vereitelung der Plane des Grafen.

Nicht lange sollte er hierüber in Zweifel bleiben.

Doris machte ihm nicht diese Freude. Die beiden Meister, denen ihre künstlerische Bildung übertragen war, wurden des übertriebensten Lobes nicht müde und der Graf fühlte sich beglückt, auf seinem Boden eine solche Wunderpflanze entkeimen zu sehen. Sie mußte das Schulhaus verlassen und erhielt ihre Wohnung auf dem Schlosse selbst, um im Umgange mit den Künstlern und vornehmen Leuten, die zu jeder Zeit dort versammelt waren, ihre Sitten abzuschleifen.

Bald waren diese auch so abgeschliffen, daß sie nichts mehr zu wünschen übrigließen. Die ungeheure Lust, welche Doris beseelte, sich in dieser Sphäre auszuzeichnen, machte ihr jede Mühe leicht. Sie legte ab und eignete sich zu, sie verbesserte ihre Natürlichkeit, wie Alle mit Freuden wahrnahmen, und in Kurzem war das gepuderte, geschniegelte und durch die dermalige Mode verunstaltete Wesen fertig, welches in Doris nicht mehr die arme Schul-

meisterstochter vermuthen ließ. Die Herren waren entzückt von ihrer Lieblichkeit und ihrer Kunst, und die Damen sahen neidisch auf sie herab und verschmähten ihren Umgang.

Ein sicherer Beweis, daß sie ihnen gefährlich war.

Eine einzige Dame, die Frau von Werdenberg, welche nicht heimisch in dieser Gegend, aber durch ihre große Kunstliebe nach Roswalde gezogen war, nahm sich ihrer freundlich an und würdigte sie ihres beständigen Umgangs.

Ward auch Doris bei großen öffentlichen Gelegenheiten übersehen, bemerkte die erlauchte Dame des Schosses sie nicht eben gern in ihrer nächsten Umgebung, und sprach der Graf nur nach einer ihrer unübertrefflichen Leistungen in Concerten ein gnädiges Wort mit ihr; so waren es andere Cirkel, wo sie strahlte, wo sie die Sonne war, um die sich Alles drehte.

Frau von Werdenberg versammelte oftmals in den von ihr bewohnten Gemächern die ausgewählteste Blüte der im Schlosse versammelten Künstler und nur aus besonderer Gunst wurde es den vornehmsten Cavalieren gestattet, an diesen Gesellschaften, wo die Essenz alles Geistreichen und Pikanten vereinigt war, Theil zu nehmen. Hier nun feierte Doris die glänzendsten Triumphe und ihre zärtliche Freundin, ihre erfahrene Lehrerin, sah mit Entzücken ihre Siegesbahn beginnen.

Aber weiterhinaus mußte sich diese erstrecken. In Doris sollte die Welt bald eines der ersten Talente anstaunen, es bedurfte nur einer leisen Anregung bei dem Grafen und die Tochter seines Schulmeisters wurde zu ihrer fernern Kunstbildung nach Italien gesandt. Der Maestro Ravioli und die Werdenberg begleiteten den lieblichen Engel und

versprachen es, die vollendete Sängerin in Kurzem in die Heimat zurückzubringen.

Der ehrliche Schulmeister und seine alternde Frau schüttelten bedenklich den Kopf bei den nur sehr seltenen Besuchen, die ihre Doris ihnen abstattete. Was sie ihnen erzählte von ihren Planen und Aussichten, begriffen sie zum Theil nicht, oder was sie davon begriffen, erfüllte sie mit Sorgen. Der Alte begnügte sich damit, ihr immer die Tugend und seine grauen Haare ins Gewissen zu rufen, da er es ja doch nicht anders zu machen im Stande war.

Das Schicksal des Mädchens entfaltete sich indeß immer glänzender und endlich bedeckten die Flitter, welche ihre Laufbahn umgaben, immer mehr die Abgründe, an denen sie vorüberführte. Des Schulmeisters Gemüth beruhigte sich nach und nach und er hatte selbst seine Frau beschwichtigt.

Da erschien der Zeitpunkt der Abreise nach Italien.

Ein Wagen rollte vor das Schulhaus und Frau von Werdenberg und Doris wurden von Ravioli aus dem Wagen gehoben.

Mit tiefer Trauer empfing das alte Paar die Nachricht, daß ihre Tochter nach dem fernen Lande schon morgen ziehen werde, um dort einige Jahre zu bleiben.

„Und hättest Du denn Dein Glück nicht hier finden können?“ flüsterte ihr leise und verzagt der alte Vater zu, als sie sich weinend auf seine Hand beugte.

Die Mutter und Luise mit ihrem Versprochenen, einem jungen Schmiedemeister aus dem Dorfe, waren hinzugetreten, während die Werdenberg und der italienische Musicus seitwärts standen und bei der Scene die Achseln zuckten.

„Wirst Du glücklich dadurch, so gebe ich Dir mit Freuden meinen Segen dazu," schluchzte die Mutter.

Die Werdenberg trat hinzu und ergriff die kniende Doris bei der Hand, die sich betäubt von Thränen erhob und willenlos von dem Maestro und ihrer Freundin fortführen ließ.

Da erhob sich aber plötzlich aus seiner Abspannung der alte Schulmeister und schritt ihnen kräftig nach.

„Auch meinen Segen gebe ich Dir, meine Tochter," rief er stark, indem er sie einholte und ans Herz drückte, „doch —" fügte er wunderbar ermuthigt, mit einem Blick auf die Fremden hinzu, „nie will ich Dich wiedersehen oder die Tugend geleitet Dich unter das väterliche Dach heim!"

Mit diesen Worten entließ er sie. Als am andern Morgen die ganze Heller'sche Familie sich am Schloßportale in ihrem Sonntagsstaate eingefunden hatte, um die geliebte Doris noch einmal zu sehen, hörten sie, daß sie bereits in der Nacht weggereist sei, und, um den traurigen Abschied nicht zu verlängern, ihren Aeltern einige Zeilen zurückgelassen habe.

Nach einem halben Jahre hatte Graf Hoditz die Gnade, durch seinen Leibjäger dem Schulmeister einige Zeitungsblätter aus Wien zu senden, worin gleich unter den Zeilen, die vom Generalfeldmarschall Gideon von Loudon meldeten, einer Sängerin Dorislea Erwähnung geschah, die das Wunder Italiens genannt wurde, und der Jäger mußte mündlich dabei die Bemerkung ausrichten, die Signora Dorislea sei keine Andere als Doris Heller von Roswalde.

4.

Am ersten Abende nach ihrer Ankunft saß Dorislea allein in die Ecke ihres Sophas gedrückt und überdachte ihr durchflogenes Leben. Die Lichter brannten düster, die Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen, und der gewöhnliche Lärm, der den Schloßplatz belebte, noch vermehrt durch die Ankunft des Königs von Preußen und seines zahlreichen Gefolges, wurde von ihr überhört, da ein anderes nicht minder geräuschvolles Treiben ihr Inneres ganz erfüllte.

Es war ihr, als beträte sie zum ersten Male das Land der goldenen Verheißungen an der Hand ihrer beiden Führer, der Frau von Werdenberg und des Maestro Ravioli. Sie sah sich geblendet von der neuen Umgebung und von Stufe zu Stufe zu immer erhöhetem Glanze steigend.

Es naheten sich ihr Bewerber, die alle Künste der Verführung aufboten, aber die Worte ihres alten Vaters: „nie will ich Dich wiedersehen, wenn Dich nicht die Tugend unter dies Dach zurückgeleitet,“ hallten wieder in ihrer Brust, und sie sehnte sich oft zurück in das stille Thal, wo das Schulhäuschen im Erlengrunde so freundlich sein rothes Dach herausstreckte.

Mit festem Willen und gutem Rathe stand ihr die Werdenberg zur Seite, ihr konnte sie es vertrauen, wenn hin und wieder ein zärtliches Gefühl in ihrem Herzen keimte, und die ältere Freundin half willig ihrer jugendlichen Unerfahrenheit. So dauerte dies Verhältniß noch ununterbrochen fort.

Mit Ravioli verhielt es sich anders. Die erste Kunstbildung hatte sie ihm zu danken, wofür ihm reiche Beloh-

nung zu Theil geworden war, dann blieb er bei ihr, um sie bei ihren Studien auf dem Piano zu begleiten. Bald aber rückte er mit frechen Bewerbungen heraus, die er mit wachsender Zudringlichkeit wiederholte. Doriflea entfernte ihn, nicht ohne Besorgniß vor dem rachsüchtigen Italiener.

Doch im Gegentheile war er nach einiger Zurückgezogenheit emsiger als je bemüht, sich dienstbar und gefällig zu zeigen.

Seine frühere Leidenschaft für Doriflea schien entschlummert und er nahm seinen bescheidenen Platz in dem Kreise von Anbetern an, welche sich um die gefeierte Künstlerin gesammelt hatten und sich in tausend angenehmen Dienstleistungen für sie überboten. So geschah es, daß er sich durch seine ältern Verdienste um die musikalische Ausbildung der Sängerin bald wieder zu einem ziemlichen Grade des Vertrauens emporschwang. Durch ihn wurden die Engagements mit den Impresarien abgeschlossen, er besorgte die hunderttausend kleinen Mittel und Wege, deren eine Sängerin nicht entrathen kann, und ward auf solche Weise als geheimer Commissionair der Prima Donna ein unentbehrliches Stück in ihrer Hofhaltung.

In dieser Eigenschaft bereitete er auch oft das erste Erscheinen einer ausgezeichneten Person vor und begleitete dieselbe. Er zog Erkundigungen ein, empfahl oder warnte, und in beiden Fällen ward ihm Vertrauen geschenkt.

Mit ganz besonderer Vorliebe hatte er sich eines jungen, allerdings sehr interessanten Grafen angenommen, den er aus Deutschland kannte, und obgleich es dieser Erscheinung bei Doriflea keiner Empfehlung Ravioli's bedurfte, so erschöpfte sich dieser doch in Mittheilungen über den Grafen, die gern gehört wurden.

In der That konnte man sich keinen liebenswürdigern Mann denken, als Hugo von S. war. Selbst die strenge Werdenberg sprach ihm das Wort, und Doriflea öffnete ihr Herz um so sorgloser den Einflüssen einer bis jetzt ganz unbekannten Macht.

Von dem Augenblicke, da sie diese Bekanntschaft gemacht hatte, entrollte sich ihr nun beim Ueberdenken ihres vergangenen Lebens eine Reihe der heitersten Gebilde. Wie ein Teppich voll lieblicher Blumen schien ihr der Weg, den sie durchwandelt hatte, er war zurückgelegt worden wie ein Triumphzug, und nicht mehr die kalte besonnene Freundin war es, welche ihr die Hand gereicht, sondern der liebeglühende Mann, der sich ihr angeschlossen hatte für's ganze Leben.

5.

Mit festgeschlossenen Augen dachte sie sich den Eintritt in das Stübchen des Schulhauses, am Arme des Grafen, ihres Gemahls, und im Geleite der Tugend — dies erschien ihr als der Gipfel ihres Lebens — ihres Glücks — da hauchte sie ein Luftzug an und sie öffnete erschreckt die Augen.

Durch eine Tapetenthür, die sie leise geöffnet hatte, war die Werdenberg zu ihr eingetreten und den, nach der Mode der damaligen Zeit, Kopf und Busen verhüllenden Halbmantel von weißem Atlas abnehmend, sagte sie freudig und ohne sich zu setzen: „Er ist draußen, Doriflea!"

„Wo? warum kommt er nicht?“ rief diese, sich erhebend.

Die Werdenberg eilte winkend zur Thür und herein stürzte ein junger Mann von hohem Wuchse, den Doriflea in die offenen Arme nahm und zu wiederholten Malen an's Herz drückte.

Lange hörte man keine Worte und die Freundin trat an's Fenster, um die Wiedersehensfeier durch nichts zu stören. Graf Hugo hatte lange vor Doriflea Italien verlassen, um — wie er vorgab — Familienverhältnisse zu ordnen und Alles zum Empfange seiner Gattin im väterlichen Hause vorzubereiten.

Nachdem der erste Sturm der Leidenschaft vorüber war und Doriflea den Grafen zu sich gezogen hatte und nun auch die treue Freundin sich vom Fenster weg nach ihnen wandte, da gewahrte sie nicht ohne Aengstlichkeit eine Wolke trüber Sorge auf des Gatten Stirn, welche selbst der eben darüber hingeflogenen Wonne nicht gewichen war.

„Was ist Dir, mein Hugo?“ sprach sie zitternd, indem ihr Blick lang und schmerzvoll auf dem seinigen ruhte. „Ich sehe Dich nicht so heiter wieder, als ich mir's träumte.“

Hugo gab ausweichende Antworten.

„Sollte Dein Vater mit dem Schritte, den Du wagtest, ohne seine Einwilligung zu haben, nicht zufrieden sein?“ fragte sie besorgt weiter.

„Das ist es nicht — aber Doriflea — ich muß ein Opfer von Dir verlangen, das Dir vielleicht schwerer wird, als jedes andere, welches ich von Dir verlangte.“

„Sprich, lieber Hugo,“ sagte drängend Doriflea, „welches Opfer? Jedes bin ich zu bringen bereit, wenn Du es von mir forderst.“

„Nun wolan denn,“ erwiderte er, „ich verlange, und Du wirst Dich selbst von der Nothwendigkeit überzeugen, ich bitte Dich, hier nicht zu singen.“

Doriflea sah ihn schweigend an.

„Du gewährst mir diese Bitte nicht, selbst wenn ich Dir sage, daß sie unser Glück nothwendig macht?“ fügte der Graf nicht ohne sichtbare Verlegenheit hinzu.

„Was bedarf's hierzu Deiner Bitte? Gehöre ich einem Andern als Dir? Bin ich nicht Deine Gattin? Willst Du es erlauben, daß diese in den Festen, welche dem Könige zu Ehren hier veranstaltet werden, einige Proben eines glänzenden Talentes ablege, so wird sie es thun, um ihrem Wohlthäter, dem Grafen Hoditz, zu schmeicheln; willst Du es nicht, so soll diese Stimme keinem Menschen mehr tönen, uud wenn sie auch noch mehr Gewalt besäße, die Herzen zu erfreuen, wenn ihr nur vergönnt ist, mit Dir zu kosen, und sei's in der Einsamkeit eines alten Waldschlosses.“

„Das wolltest Du, Himmlische?“ schrie Hugo plötzlich auf. „Nein, ich täuschte mich nicht, als ich Dich Engel mir zur Gefährtin bestimmte und Dir mein ganzes Lebensglück anvertraute. Meine Liebe ist Dir genug zum Glücke und sie wird Dir bleiben, so lange dies Herz schlägt und Dich anbetet.“

Doriflea schien der Ausbruch der Freude, der sich auf dem Gesichte des jungen Grafen malte, zu erschrecken.

„Verlasse diesen Glanz, der Dir nie zusagte, Doriflea,“ fuhr Hugo fort, „nicht Huldigungen, nicht neue Triumphe sind es, Dein daran übersättigtes Herz soll sich nun andern Freuden hingeben“ — und hiermit hatten seine glühenden Lippen die Lippen der Sängerin berührt, aus denen nie mehr Gesang ertönen sollte und deren Augen

Thränen überströmten, von den süßen Schauern des nahen Muttergefühls entlockt.

„Ich besitze ein solches Jagdschloß," sprach er weiter, ohne daß sie ein Wort einwandte, „ganz so, wie Du es meinst. Einsam und still, wie ein Haus für die Liebe, unbelauscht, fest und bequem. Dort in weiten, alterthümlich reichen Gemächern, von den Geistern meiner heldenmüthigen Altvordern beschützt, soll mein Erstgebornes das Licht des Tages erblicken. Dort" — hier zog er sie wieder in seine glühende Umarmung, „soll Gräfin Dorothea eine neue Laufbahn beginnen und an der Hand ihres Gatten wieder in die Welt treten."

„Und wirst Du um mich sein, Hugo?" fragte Dorothea bestürzt. „Nur Dich zu haben ist mein Wunsch — dann ist mir jede Einsamkeit ja recht."

„Ich werde Dich nicht verlassen," entgegnete Hugo und sah ihr ernst ins thränende Auge.

„Und wirst Du mich Deinem Vater vorstellen?" fragte Doriklea weiter.

„Sobald der rechte Zeitpunkt da sein wird," sagte Hugo beruhigend, „der hoffentlich nicht lange mehr ausbleiben kann."

Eine innere Besorgniß erwachte in der argwohnlosen Brust der Gattin.

„Und werde ich Deinen Vater hier bei den Festen sehen? Ich hörte von der guten Werdenberg, daß er auch hier ist — ich bitte Dich, zeig' ihn mir morgen nur mit einem leisen Winke, wenn ich bei der Tafel erscheine."

„Du mußt mir noch eine Bitte gewähren" — sagte Hugo abermals schmeichelnd.

Doriklea nickte stumm mit dem Kopfe.

„Du erscheinst nicht bei der Tafel, Kind," setzte Hugo

schnell hinzu. „Ich kann Dich noch nicht als Gattin dem Kreise vorstellen, in dem wir uns hier bewegen, und kann auch nicht zugeben, daß Du an der sogenannten Marschallstafel sitzest. Die Gräfin, meine Gattin“ —

„Ach“ unterbrach ihn hier Doriflea mit einem tiefen Seufzer —

„Wird es Dir so schwer?“ fragte Hugo bestürzt.

„Nein, nein,“ sprach sie leise, „aber es ist mir manchmal wie ein Traum, daß ich Deine Gattin bin, kann es denn sein? Bin ich es denn wirklich?“

„O über das närrische Kind!“ rief hier die Werdenberg, „und kann es denn anders sein? Wenn je ein Zweifel Dir darüber aufsteigt, so erinnere Dich doch nur daran, daß ich mit unter den Zeugen war, als der alte, ehrwürdige Priester Eure Hände mit der heiligen Stola umwand.“

Doriflea trocknete die Augen. „Und wann?“ fragte sie leise.

„Morgen mit dem Frühesten,“ war Hugo's Antwort.

„Und mein Vater!“ rief Doriflea zitternd —

„Dein Vater“ — wiederholte Hugo kalt — „den muß ich sehen“ — fiel sie lebhaft ein — „und“ — setzte sie zögernd hinzu — „nur als Deine erklärte Gattin darf ich unter sein Dach treten.“

„So sehen wir ihn vorläufig unter freiem Himmel!“ scherzte Hugo.

Doriflea wandte sich tieferschüttert zu ihm. Der Scherz hatte sie verletzt.

„Nun ja, mein Schatz,“ sagte der Graf, „das darf Dich nicht befremden. Unser Wirth hat abenteuerliche Einfälle, und der Plan, den er entwarf, Deinen Vater zu my-

stificiren, ist ganz erwünscht. Du wirst ihn noch in dieser Stunde sehen."

Die Werdenberg hatte ihren Halbmantel umgenommen und Doriflea eine Enveloppe umgehängt.

„Was soll das werden?" fragte Doriflea bestürzt.

„Komm' nur," rief Hugo, sie beim Arme nehmend, „überlasse Dich getrost meiner Führung, Du sollst Deinen Vater in Wonne und Entzücken schwelgen sehen."

6.

Das Wiedersehen Doriflea's und ihrer alten Aeltern sollte dem Grafen Hoditz, wie Alles, was ihm solcher Art im Leben aufstieß, zum Feste werden.

Irgend ein feenhafter Hokuspokus sollte es einleiten und dann in Ueberraschung sich auflösen.

Die reichsten Mittel standen ihm hierbei zu Gebote.

Am Ende des Parks befand sich ein einsames Gehege von Buchen eingefaßt und von den Wellen eines Sees umspült. In jenen Buchen stand tief versteckt der Graf und erwartete die Personen seines kleinen lyrischen Stücks. Bald erschien auf dem See eine zierliche Gondel, die sich dem Ufer nahete. Die Führer sprangen ans Land, streckten die Hände aus und zogen den Schulmeister Heller und seine Frau aus dem Fahrzeug hervor, die sich verdutzt ansahen und nicht begreifen konnten, was man mit ihnen vorhabe.

Einige italienische Fischer umgaben tanzend das Paar,

während aus dem Gebüsche ein heiterer Chor aus Cosarara ertönte.

„Das ist wahrlich wie eitel Träumerei!" sprach der alte Heller vor sich hin, „aber ich kenne des Herrn Grafen Excellenz."

„Nur begreife ich nicht, was er eigentlich mit uns vorhat," fiel ihm die Frau mit ängstlichem Tone in die Rede, „mir hat vor zwei Nächten geträumt" —

„Was da, mit Deinen Träumen!" brummte Heller, „er wird von meinem Carmen gehört haben, das ich heute dem Herrn Baron von Voltaire zu hohen Händen überreichen ließ, und da will er mir dann, aus höchster Gnade und weil er mich zu den gräflich Roswalde'schen Unterthanen zählen darf, so eine Art von Apotheose angedeihen zu lassen geruhen."

„Aber was soll ich denn dabei?" fiel die Frau wieder ein.

Kaum hatten sie diese Worte gewechselt, als einige herbeihüpfende zierliche Kinder das alte Paar auf eine gedeckte Tafel aufmerksam machten, die sehr einladend auf einer kleinen Erhöhung mit Allem prangte, was den Gaumen zu kitzeln im Stande war.

„Dort sollen wir Platz nehmen?" fragte der Schulmeister.

Aber statt aller Antwort nahmen die Kinder Heller und die Frau in ihre Mitte und geleiteten sie die Höhe hinauf und forderten sie auf, sich die Speisen und Getränke schmecken zu lassen.

„Das kann uns schon gefallen," sprach der Alte, indem er zugriff, „am schnellsten nähern wir uns der Auflösung dieses Räthsels, wenn wir uns ganz willenlos leiten lassen."

Seine Frau jedoch setzte sich mit ängstlicher Miene und war nicht im Stande, einen Bissen zu verschlucken, während Heller mit wachsender Dreistigkeit sich einschenken ließ.

Da strömten plötzlich Doriflea's himmlische Töne aus dem unfernen Bosket; die Mutter horchte hoch auf, aber dem Alten entfiel die Gabel und beide Hände sinken lassend, saß er mit offenem Munde da.

Die Künstlerin ließ in kühnen Passagen und Läufen ihre Stimme ertönen, die aus der gepreßten Brust sich hoben, um ihr Erleichterung zu schaffen, dann schmolzen sie in Uebergängen zu einer seligen Ruhe und schwammen fort auf den Wellen einer sanften Melodie, die einst der Vater an seinem Spinette sitzend, der zehnjährigen Doris eingeübt hatte. Die Worte waren von ihm, die Melodie von Adam Hiller.

„Nein, nein, es ist nicht möglich!" schrie die Schulmeisterin.

„Stille! Stille!" rief der entzückte Alte und horchte und in seinem Innern tönten alle Saiten und ein Gesang, wie der Seligen, strömte durch sein Herz, aber bei den Worten:

Du, der mich weise lenket,
Mir Seelenruhe schenket,

da floß seine Seele über von Harmonien, wie seine Augen von Thränen, und er fiel mit zitternder Stimme ein und sang die Worte mit:

Dir sei zu jeder Zeit
Mein Leben nur geweiht!

Und „Doris! meine Doris!“ lallte der entzückte Vater, und die Mutter hielt ihn mit Mühe ängstlich zurück, als er aufsprang und sich dem Gebüsche nähern wollte.

Aber von dort her flog eine Gestalt auf sie zu und umarmte Beide, und sie hörten nichts und sahen nichts, und hatten nur sich.

Im Gebüsche rann manche Thräne aus den Augen der Damen, welche der Graf zu diesem Schauspiele eingeladen hatte, und nur um die Scene, welche nun folgte, nicht aus Neugier zu entweihen, entfernten sich die Fremden auf einen Wink des Wirthes.

Die dunkle Laube am See, wo die Gondel angebunden war, welche die Alten herausgebracht hatte, umfing die drei glücklichen Menschen. Doriflea saß in der Mitte ihrer Aeltern, trauliche Mittheilungen wurden gepflogen und der Himmel blickte heiter auf die Gruppe, und die Wellen schaukelten die Gondel, deren buntfarbige Lampen einen lieblichen Wiederschein in den Wasserspiegel warfen.

„Und bleibst Du uns nun immer hier?“ fragte die Mutter.

„Und kehrst Du uns wieder in jenem Geleite, wie ich's Dir anbefohlen habe?“ der Vater.

Doriflea seufzte.

„Ja, ja,“ sprach der Alte mit Ernst, sie an sich ziehend, „meine Doris wäre nie wiedergekehrt, ohne die Tugend.“

„Nie, mein würdiger Vater,“ setzte Doriflea hinzu.

„Und eine große Sängerin bist Du worden,“ fiel die Mutter ein, „Se. Excellenz der Graf hat es uns stets zugeschickt, wenn von Dir in den Zeitungen zu lesen war.

Ich dachte mir immer, ach, wenn ich sie nur auch einmal hören könnte — und" —

„Nun hast Du sie gehört," nahm der Vater schnell das Wort, der ganz andere Dinge auf dem Herzen hatte, die er beantwortet wissen wollte —

„Aber doch nicht so recht," erwiderte die Mutter, „ja, wenn ich Dich so morgen bei dem Feste auf dem Schlosse hören und sehen könnte" —

„Bei dem Feste, liebe Mutter," erwiderte Doriflea, „werde ich nicht singen" —

„Nicht?" fragte der Vater befremdet.

„Ich werde nie wieder öffentlch singen," fuhr sie ernst fort, „und nun hören Sie denn mein Glück — ich bin" —

Hier trat plötzlich eine dunkle Gestalt in die Laube.

Doriflea stieß einen Schrei aus. Die Aeltern sprangen entsetzt auf. Der Fremde sagte in italienischer Sprache:

„Signora! Ihr Gemahl erwartet sie längst. Sie haben die Freuden des Wiedersehens genossen, ehren Sie ein Geheimniß, dessen voreilige Enthüllung für Sie von Nachtheil sein könnte!"

Doriflea seufzte tief.

„Ich muß den Verhältnissen weichen, doch bald seht Ihr mich wieder!" sagte sie schluchzen und sank in die Arme der Aeltern.

Der finstere Begleiter drängte. Sie mußte ihm Folge leisten.

„Und bist Du denn glücklich?" rief ihr der Vater nach.

„Ich bin's! ja — unaussprechlich!" antwortete sie mit

unterdrückten Thränen und ließ sich von dem Fremden fortziehen.

Stumm weinend stand die Mutter da. In bangen Zweifeln versenkt, blickte der Vater der Fliehenden nach und sah, wie ein Wagen sie aufnahm, dessen lang verhallendes Rollen ihm von der Wirklichkeit des Erlebten die Ueberzeugung aufdrang.

Kein Wort wechselten mehr die alten Leute. Auf der Gondel wurden die Schiffer sichtbar, der Nachtwind fröstelte sie an und sie stiegen in das Fahrzeug und ließen sich tiefbewegt nach ihrer einsamen Wohnung führen.

7.

Es war am hohen Vormittage, als der Kammerdiener in das Schlafzimmer des Herrn von Voltaire trat, um die Vorhänge von den Fenstern zu ziehen. Hierauf ging er zum Bette hin, um seinen Gebieter zu wecken. Es ist nicht zu läugnen, daß die Züge Meister Arouet's nicht die angenehmsten waren, die man sehen kann, allein ein Gähnen des Erwachens gab seiner Physiognomie, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Augenzeugen, einen unbeschreiblichen Ausdruck von Häßlichkeit. Sogleich schloß sich jedoch wieder der Mund und die gewöhnlichen Lachrunzeln, die um denselben lagerten, zerrten sich beträchtlich in die Breite, welches auf gute Laune deutete.

Nachdem das magere Männchen in die Hülle eines weiten, violetsammetnen Casaquins mit goldenen Branden-

bourgs verziert, geschlüpft war und seine feinen Füße mit persischen Brodequins chaussirt hatte, warf es sich in den Lehnstuhl und befahl, daß man ihm Chocolade bringe und sich sogleich nach dem Befinden seiner Nichte, der Marquise von Hauteroche, erkundige. Er rückte, sich einhüllend, zu dem flackernden Caminfeuer, und schimpfte ein Weniges auf das Klima von Böhmen, worin er sich zu befinden glaubte, da er sich, wie jeder Franzose, um Enclaven, Kreise, Unterabtheilungen und Provinzen gar nicht bekümmerte und Mähren zu Böhmen schlug. Mit Schlesien war es ein Anderes. Nach dieser Provinz wurde ja der Krieg benannt, den sein großer königlicher Freund eben beendigt hatte.

Mit der Chocolade kam die Meldung von dem Wohlsein seiner Nichte und ein junger Mensch trat ein, der ihm als Dollmetsch diente und zugleich seine Correspondenz besorgte, wo sie deutsch sein mußte.

„Hier ist," fing dieser an, die Antwort an den Schulmeister, der gestern das Gedicht auf den König überreichte."

„Aha gut," sagte Voltaire und ließ sich die eingetauchte Feder reichen.

„Das Gedicht ist nicht ganz zu verachten," fuhr der junge Mensch fort, „der Mann hat mit Nutzen seinen Horaz gelesen, es hat Schwung und richtige Füße."

„Wie so?" fragte Voltaire zerstreut.

„Es ist in alexandrinischem Versmaße," antwortete der junge Pedant etwas verlegen, der die Frage nicht ganz begriffen hatte.

„Ich wollte, wir hätten dergleichen Schulmeister in Frankreich, die das zu machen verständen," sagte Voltaire,

und indem er lächelnd hinzufügte, „geben Sie mir das Gedicht,“ nahm er es dicht vor die Augen und schien es durchzulesen.

„Es ist nicht möglich!“ rief der Secretair aus, welcher Ausruf sich auf die Unwissenheit der französischen Schullehrer beziehen sollte, von deren gänzlichem Nichtvorhandensein der junge Mann nicht einmal die Ahnung hatte. Voltaire, der vom Deutschen nicht mehr verstand, als die Meisten seiner Landsleute, gab sich doch gar zu gern das Ansehen, es von Grund aus zu kennen.

„Es ist Verve drin!“ rief er aus, „Sie sagten mir zu wenig, der arme Mann verdient meine vollste Anerkennung!“

Und in dem Gefühle, dadurch den Empfänger zum glücklichsten Menschen zu machen, schrieb er eigenhändig folgende Worte unter den Brief:

„und verbleibe sonder Umstand sein dienstwilligster Diener

Voltaire.“

Eine Formel, die er sich angeeignet hatte und in besondern Fällen, namentlich in solchen, wie der gegenwärtige, anzuwenden pflegte, um zu zeigen, daß er der deutschen Sprache mächtig sei, und ihre Literatur zu würdigen wisse.

Der Kammerdiener trat ein und meldete zwei preußische Officiere.

Es war ein Graf aus Ostpreußen und ein französischer Chevalier, die in der damaligen steifen Uniform

der preußischen Krieger als das Ideal zweier Helden erschienen.

Der Ostpreuße, Lieutenant in einem Infanterie-Regimente, in den schwarztuchenen Kamaschen, der rothen Halsbinde, der langen, gelben Tuchweste und dem dunkelblauen, mit goldenen Schleifen gestickten Rocke, machte seine steifmilitairische Verbeugung, während der Chevalier, welcher bei dem Regimente der königlichen Krongarde stand, die damals noch mit dem altherkömmlichen Titel der königlichen Gensd'armerie beehrt wurde, sich mit größerer Vertraulichkeit und, obgleich in viel steiferer Tracht als sein Kamerad, dennoch weit ungezwungener seinem berühmten Landsmanne näherte.

Der Chevalier war ganz in Weiß gekleidet; das Reiterwamms war auf der Brust zugehäkelt, mit einem Streife von Scharlach und Gold besetzt, und so eng, daß der darin steckende Soldat sich nur sehr gravitätisch bewegen konnte. Um den Leib schmiegte sich ein Gürtel von hochrother Wolle, der einem tatarischen Costüm entlehnt zu sein schien, und eine dicht unter demselben, am Ende des Rückgrates hängende Husarentasche, worauf das verzogene F. R. in Gold zu schauen war, vollendete die barocke Uniform.

Dennoch nahmen sich Friedrich's Helden respectabler aus, als die damaligen Franzosen in den Röcken von Atlas, rosa mit himmelblauen Klappen, oder hellgrün und citrongelb, mit weißseidenen Strümpfen und den gepuderten Frisuren, statt deren die Preußen die Zierde martialischer Locken und ganz heldenmäßiger Zöpfe unter den kleinen, schiefaufgesetzten Hüten hervorschauen ließen.

Voltaire ließ Chocolade reichen und setzte sich behaglich

zurecht, um von dem Chevalier die chronique-scandaleuse vortragen zu hören.

Der Anfang wurde mit Nachrichten aus Paris gemacht, die wir hier nicht mittheilen, denn obgleich sie den Philosophen von Ferney sehr zu interessiren schienen, so gehören sie nicht in den Bereich dieser Erzählung. Endlich wurde Roswalde auf das Tapet gebracht.

„Der Herr Graf,“ bemerkte Arouet fein, „zeigt einen seltenen Geschmack in der Bizarrerie; ich muß gestehen, daß das einem Franzosen nicht möglich sein würde. Die träumerischen, in einem gewissen poetischen Aberglauben versunkenen Deutschen sind darin Meister, und die slavischen Völker, z. B. die Böhmen, zeichnen sich hierin noch mehr aus. Ich bedaure oftmals, daß wir Andern nicht wissen, was Aberglauben ist; es thut unserer Poesie Eintrag. Nun, und was wird uns denn heute für ein Genuß zu Theil werden,“ fragte er rasch, zu dem Ostpreußen gewendet, „womit gedenkt heute Ihr Compatriote die Anwesenheit seines großen Monarchen auszuschmücken?“

„Ich fürchte sehr,“ sagte dieser mit sehr finsterer Miene, welche genugsam seinen großen Antheil und die Wichtigkeit beurkundete, die er dem Vorfalle beimaß, „daß das Vergnügungsregister des Grafen ein Loch hat“ —

„Ein Loch? das Register?“ unterbrach ihn lächelnd Voltaire, der den Germanism nicht sogleich begriff.

„Ei ja,“ fuhr der Officier fort, „die Signora Doriflea, die Alles übertreffen soll, was man hören kann“ —

„Ist fort — entwischt — entführt —“ fiel ihm rasch der Chevalier ein, der sich diese Pointe des Ganzen nicht wollte nehmen lassen.

„Wie?“ rief lautlachend Voltaire aus, „ein Roman? Vortrefflich! Das ist mir lieber wie ein Concert!“

„Für den Dichter, das glaub' ich wohl" — sagte fein lächelnd der Graf aus Ostpreußen, „aber wenn Sie, mein Herr von Voltaire, sich an die Stelle des Grafen von Hoditz setzen wollen, so müssen Sie mir gestehen, daß es keine geringe Verlegenheit ist, eine solche Lücke auszufüllen, welches wir unmaßgeblich mit dem Ausdrucke, das Register hat ein Loch, auszudrücken bestrebt sind. Es ist in diesem Augenblicke, unsere Mara ausgenommen, keine Sängerin von diesem Rufe vorhanden, und das war eben des Grafen Ehrgeiz, dem Könige eine auf diesem Gute gezogene Sängerin zu präsentiren, welche die Frau des Berliner Trompeters auszustechen im Stande sei, auf die — unter uns gesagt — Friedrich stolzer ist, als auf so manchen seiner braven Officiere."

Der junge Herr hatte so schnell und eifrig diese Worte gesprochen, daß eine glühende Röthe sein Antlitz überzog und nun die Halsbinde und das Gesicht eine gleichfarbige Fläche zeigte, nur von dem weißen schmalen Umschlage der Binde durchschnitten und dem Puder der Stirne, der sich an die Ohren herunterzog, begrenzt.

„Mort de ma vie!" schrie der Chevalier, „ich weiß den Zusammenhang. Ich saß mit dem Hexenmeister Philadelphia bei einer Partie Schach in der Tabagie, und da er mich schon mehrmals matt gemacht hatte, so warf ich ihm die verlornen Friedrichsd'ors hin, ohne besondere Aufmerksamkeit der Partie zu schenken, welche die letzte und ebenfalls schon rettungslos verloren war. Da sah ich zwei Leute eintreten, welche ein geheimer Handel diesen einsamen Winkel, den dunkelsten, suchen ließ. Und, tarte à la crème! ich kannte sie" —

„Und wer war's?" fragte der Graf.

„Ich sage es hier meinem großen Compatriote," sprach

plötzlich, zu einer Art von feierlichem Ernst gestimmt, der Chevalier, „und will auch gern vor Ihnen, mein Herr, kein Geheimniß machen, aber ich wünschte nun eben nicht“ —

„Auf Ehre, Herr Kamerad,“ sagte deutsch der Preuße, „ich halte reinen Mund.“

„Nun denn, die Beiden waren,“ fuhr Jener fort, indem er sich zu Voltaire vertraulich näher rückte, „der italienische Maestro Ravioli, der gestern mit dem Maestro des Königs, Monsieur Graun, den bissigen Streit hatte — und der Graf von S., der unmenschlich reiche, schöne Cavalier, der Musiker par excellence, der“ —

„Nicht möglich!“ rief Voltaire hier aus, ohne ihn enden zu lassen, indem die stets wie zum Spott gerüsteten Züge plötzlich eine andere Richtung nahmen und zu einem furchtbar dämonischen Ernst sich gestalteten. „Sie meinen, Herr Chevalier, daß Graf S. die Sängerin entführt habe?“

„So ist es“ — stotterte verlegen und zögernd der Franzose, dessen Fühlhörner der Politesse sich krampfhaft ausstreckten, um zu erwittern, welche empfindliche Partie er eigentlich in Voltaire's Herzen, über dessen Dasein er übrigens noch gar nicht im Klaren war, verletzt hatte.

Der meldende Diener machte jedoch der peinlich werdenden Scene ein erfreuliches Ende:

„Madame von Hauteroche und Graf Hugo von S.,“ rief er laut, und Voltaire erhob sich von seinem Sitze und ging den Eintretenden mit feiner Förmlichkeit entgegen.

Die Marquise, eine junge Witwe von achtzehn Jahren ungefähr, hatte nach vierjähriger Ehe ihren ältern, ausschweifenden Gatten begraben und seinen Namen und Vermögen als Erbtheil erhalten. Obgleich nur sehr weitläufig mit Voltaire verwandt, so schmeichelte es ihm dennoch, sich

von der liebenswürdigen Dame mit dem Titel eines Onkels beehrt zu sehen und alle ehrerbietigen Huldigungen, welche damit verknüpft waren, in Empfang zu nehmen.

Sie war von Berlin, wo sie längere Zeit gelebt hatte, nach Roswalde gekommen, um ihren berühmten Onkel wiederzusehen, und Graf Hoditz freute sich, auch dieses Juwel in seinem glänzenden Kranze erstrahlen zu sehen.

Daß Graf Hugo von S. sich um die Gunst der schönen Witwe bewarb, daß er ihr seine Huldigungen weihte, nahm Niemanden Wunder; er theilte diese Gesinnungen mit einem Heere von Anbetern, welche die Reize der Marquise zu fesseln wußte.

„Gott Lob, da ist er!" rief der Ostpreuße. „Rinaldo in den alten Fesseln," flüsterte der Chevalier dem Philosophen von Ferney zu, der ihm zwar freundlich, aber mit dem Finger drohend zunickte und ganz mit dem alten Gesichte ausrief:

„Welchem schlimmen Verdachte sind nicht die tugendhaftesten Männer ausgesetzt!"

„Wenn sie schön und von den Damen begünstigt sind," setzte schnell der Chevalier hinzu — „wir Andern laufen diese Gefahr nicht so leicht," rief er, sich zu seinem Kameraden wendend, der nicht erfreut über diese Anspielung war. Man berührte den Punkt nicht weiter in der Marquise Gegenwart, aber Voltaire ging in ein Nebenzimmer und schickte seinen pfiffigsten Diener Forbin aus, um über die Signora Doriflea Nachrichten einzuziehen. Indem er sich zu der Gesellschaft wieder begab, wurde ein neuer Gast gemeldet, der einige Bewegung in die Versammlung brachte.

„Sa Majesté le Roi!" schallte es durch die geöffnete Thür, und herein trat, den Hut auf dem Kopf, gestützt auf die Krücke, Friedrich, der schnell seine Blicke rings im

Kreise schoß, und wie er die Dame erblickte, den Kopf entblößte und höflich grüßend auf sie zutrat.

„Ei, meine Herren Officiere divertiren sich beim Grafen Hodiz nicht schlecht, wie ich sehe,“ sagte er deutsch zu den Beiden, die sich streng militairisch vor ihm hielten. „Dies ist hier ein ganz artiges Herbstmanoeuvre — aber eine Sängerin ist unserm Wirth echappirt und das hat einigen Alarm in die Wirthschaft gebracht.“

„Wissen Sie schon,“ fuhr er nun in französischer Sprache, zur Marquise gewendet, fort, indem er einem feinen Windspiel, das den hübschen Kopf an seinem Degenknopf rieb, die Ohren kraute, „wissen Sie schon, daß die Signora fort ist, Niemand weiß wohin, und daß aus dem angesagten Concerte nichts werden soll? Ich höre es soeben auf der Promenade. Die Verwirrung ist allgemein, und mir ist bange, daß der gute Hodiz sich das Leben nimmt, wie einst Vatel, als ihm eine Schüssel verunglückte.“

„Also doch?“ sagte leise der Ostpreuße.

Es wurde nunmehr viel von der Geschichte gesprochen, man erschöpfte sich in Vermuthungen, und der König, der hier jeden Zwang entfernte und sich einige Zeit den ihm sich darbietenden Zerstreuungen mit großer Selbstverleugnung überließ, nahm lebhaften Antheil an dem Gespräche, das sich bald ohne allen Rückhalt um ihn zu bewegen anfing.

Nur einer der Anwesenden fühlte sich nicht frei genug, um in die verschiedenartigen Aeußerungen über den seltsamen Vorfall einstimmen zu können, und seine Verlegenheit entging keineswegs dem strengbeobachtenden Blicke des feinen Philosophen von Ferney.

8.

Damals lebte ein Mann in Deutschland, der seine Zeitgenossen zur größten Bewunderung zwang und sich einer räthselhaften Macht bedienen konnte, um die unerhörtesten Wirkungen hervorzubringen. Viele bespöttelten sein Thun und Treiben und nannten ihn einen Taschenspieler, und er selbst — weit entfernt wie Cagliostro vorzugeben, daß er in einem ununterbrochenen Verkehr mit der Geisterwelt stände — begnügte sich damit — seine Wissenschaft zu den menschlichen zu zählen, wenn sie auch im eigentlichen Sinne nur eine geheime, für ihn allein bekannte, war.

Man sah ihn mit fürstlicher Pracht die Länder durchziehen. Er fuhr stets in einem eleganten, mit Gold überladenen Wagen, vor dem sechs Schecken gespannt waren und denen ein Reiter vorsprengte in prächtiger Livrée. Sein Kutscher und seine Dienerschaft trugen Grün und Gold, seine zwei Mohren waren in türkische Tracht gekleidet und er selbst hatte sich eine scharlachrothe Hofuniform aus eigner Macht zugelegt. Niemand fiel es ein, ihm irgend etwas von diesem Glanze, als seinem Stande unangemessen, zu nehmen; man war daran gewöhnt, ihn so und nicht anders zu sehen, und die mächtigsten Monarchen pflogen Umgang mit ihm.

Dieser merkwürdige Mann nannte sich mit dem sonderbaren Namen: Meyer Philadelphia; man wußte nichts von seiner Herkunft, worüber man unglaubliche Fabeln verbreitete, und kümmerte sich wenig sowol um diese, als um sein Alter, das mit dem des bekannten St.-Germain rivalisirt haben soll. Wenn man von ihm erzählte, daß er einst, als sein Barbier ihn eingeseift hatte und sich nun mit dem

Messer nach ihm wandte, zu seinem Entsetzen keinen Kopf auf dem Rumpfe mehr erblickte, so ist dies wahrscheinlich eine Erdichtung; wenn man berichtet, daß er in einer spätern Zeit, als er auf Friedrich's Befehl Berlin auf der Stelle verlassen mußte, zu allen Thoren gleichzeitig hinausgefahren sei, so ist dies allenfalls zu erklären; schwerer jedoch dürfte es die Ursache sein, die jene plötzliche Verbannung herbeiführte, daß er nämlich dem Könige den Inhalt eines Billets wiedersagen konnte, welches dieser bei verschlossenen Thüren in seinem Cabinet geschrieben hatte.

War Philadelphia auch nicht mit Geistern im Umgange, so hatte er eine Unzahl von Spionen in seinem Solde, aller Stände, jedes Alters und Geschlechts, und er selbst wurde vielleicht zu geheimen Zwecken gebraucht.

Seine Eitelkeit war, wie bei allen solchen Leuten, grenzenlos, und bekannt ist es, wie der witzige Lichtenberg ihn durch einen von ihm erfundenen Anschlagezettel seiner Kunststücke aus Göttingen fortbrachte, ohne etwas gezeigt zu haben. Dieser Schwank findet sich in Lichtenberg's vermischten Schriften.

Graf Hoditz, der Alles, was im Stande war, sein Roswalde zu beleben und den Zauber seiner Schöpfung zu erhöhen, in seinen Kreis zog, hatte auch Philadelphia eingeladen, während der Festlichkeiten, welche zu Ehren seines königlichen Gastes statt finden sollten, unter seinem Dache zu weilen. Obgleich der Wundermann bereits einige Wochen im Schlosse war, so hatte er noch nicht einmal die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf sich gezogen, die, in den verschiedenartigsten Genüssen und Zerstreuungen gewiegt, sich nicht eben viel um ihn bekümmerten.

Er verschmähte die glänzenden Gemächer, die ihm der Graf angeboten hatte, und lebte mit seinem Schüler und

Jünger, dem nach ihm ebenfalls berühmt gewordenen Marchese Pinetti, in einem alten runden Thurme, der, das neue Schloß weit überragend, ihm zu astronomischen Beobachtungen tauglich schien, wie er vorgab, einsam und von der Gesellschaft gänzlich zurückgezogen.

Die Flucht oder Entführung der Sängerin, welche die beabsichtigten Concerte, deren erster Stern sie gewesen wäre, zum Theil unterbrach, leitete nun die Aufmerksamkeit des Grafen, dessen Streben nach überraschenden Ergötzlichkeiten jetzt doppelt eifrig war, auf Philadelphia hin, und dieser trat jetzt willig aus dem selbst gewählten Helldunkel hervor, um vor dem Könige im höchsten Lichte seiner Kunst zu glänzen.

Es war Alles im Concertsaale versammelt, das Wetter war einer Unterhaltung im Freien nicht günstig, und von einem Kreise der vornehmsten Damen und Herren umgeben, ganz unfern des großen Königs, stand der kleine, untersetzte Philadelphia im rothen, goldgestickten Kleide, die zurückgekämmten Haare stark gepudert, den Petitdegen an der Seite, den Chapeaubas unter dem Arme. Man hätte ihn für einen Ceremonienmeister irgend eines Hofes gehalten, nicht aber für einen Taschenspieler, der einen Hof amüsiren wollte.

Pinetti, der seinen Handlanger machte, überreichte Karten, ließ sie herausziehen, that alle kleinen Dienste, während der Meister sich begnügte, mit einem kleinen Stöckchen von Elfenbein die Karten zu berühren, Zeichen in der Luft zu beschreiben und dergleichen mehr, um, wie er sich ausdrückte — den Hokuspokus wirksam zu machen.

Er hatte eben ein auffallendes Kunststück gemacht. Die Karte, von einem Mitgliede der Gesellschaft gezogen, wurde

zum Fenster hinausgeworfen. Philadelphia erklärte, daß ein alter blinder Bettler, der am Schloßthore saß, die Karte in seinem Schnappsacke haben müsse. Mehre Cavaliere gingen sogleich fort und der erstaunte Bettler stand kurz darauf inmitten der glänzenden Versammlung, von welcher kein Strahl in seine Nacht fiel. Hier wurde sein Bettelsack geöffnet und neben einer alten Brotrinde lag die Karte, und zwar mit dem Kreuze bezeichnet, das man darauf gemacht hatte, ehe sie zum Fenster hinausgeworfen wurde.

Viele der Anwesenden nannten dieses Kunststück eine zu offenbare Mystification; es läge nicht im Reiche der Möglichkeit, und doch wäre keine Geschicklichkeit hierzu nöthig. Ein Jeder könne so etwas bei getroffenen Vorkehrungen bewerkstelligen, und was dergleichen mehr war.

Philadelphia, dessen Stolz beleidigt war, ließ die Gesellschaft für und wider ihre Aeußerungen machen, ohne ein Wort zu erwidern.

Am meisten erhitzte sich Graf Hugo von S., der an diesen Unterhaltungen kein großes Behagen zu finden schien und der an der Seite seines Vaters, der vor wenigen Stunden nach Roswalde gekommen war, und seiner nunmehr Verlobten, der jungen Marquise von Hauteroche, sitzend, weit weniger Aufmerksamkeit dem Beginnen Philadelphia's, als dem sich jetzt darüber entspinnenden Wortwechsel geschenkt hatte. Seine Aeußerungen, dem Hexenmeister gegenüber, wurden immer beißender, je mehr dieser ihm Ruhe und Stillschweigen entgegensetzte.

„Wollen Sie, Herr Philadelphia, uns vom Gegentheile meiner Behauptungen überzeugen," sagte Graf Hugo endlich, „wohlan! so zeigen Sie einige jener wahrhaft wunderbaren Dinge, die Ihnen nacherzählt werden, welche man

aber, gibt man der gesunden Vernunft Gehör, für müßige Erfindungen zu erklären geneigt sein muß. Ihre Ehre steht auf dem Spiel, ich fordere Sie auf! Hier diese glänzende, erhabene Versammlung scheint mir der Mühe wol werth zu sein, das Beste seiner Kunst ihr zu zeigen!"

„So scheint mir's auch!" sprach bleich und von innerm Groll erschüttert der gedrängte Tausendkünstler. „Geister zu citiren ist abgedroschen, und die erlauchte Versammlung, bei der ich so wenig Glauben für meine geheime Wissenschaft finde, wird dies ganz abgeschmackt zu finden belieben wollen, nicht wahr, Herr Graf? Wie aber, wenn ich lebende, fern weilende, doch von uns Allen gekannte Menschen citirte, wie da? Würden Sie mir dann eine günstigere Meinung von meinen mühsam erworbenen Kenntnissen wol zuwenden? So hören Sie mich denn, Allerhöchste, Erlauchte und Gnädigste! Ich mache mich anheischig, die uns so plötzlich entschwundene italienische Sängerin Doriflea sogleich, hier in diesem Saale, erscheinen zu lassen und Alle, die hier versammelt, sollen ihren Gesang vernehmen."

Diese Worte hatte er mit seltsam erhöhter Stimme und mit leuchtenden Augen ausgerufen, sein Elfenbeinstäbchen flirrte in der Luft, ein schrillender Schall, wie ihn der nasse Finger dem Rande der Gläser entlockt, wurde hörbar, ein Tönen wie ferner Gesang hallte in dem äußern Gemache und schon begann er seine Beschwörung, als ein anderer Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte und die Unterhaltung in Bestürzung auflöste, denn Graf Hugo sank in todtenähnlichem Zustande seinem Vater in die Arme.

9.

Am Morgen nach diesem Vorfalle saß Philadelphia in dem hohen Gemache seines astrologischen Thurmes, den er sich von dem Grafen zur Wohnung erbeten hatte. Die langen, gewandten Finger hielten seltsam geformte Instrumente, um sie zu putzen und in Ordnung zu legen, und ein Lächeln, das um den Mund spielte, begleitete die heitern Gedanken, welche durch sein Inneres zogen. Er hatte bei der Schachpartie mit dem preußischen Officier, wovon schon die Rede war, ein italienisches Gespräch zwischen Graf Hugo und Navioli behorcht, woraus ihm genug über Doriflea's Verhältniß und ihre Entführung bekannt geworden war. Der Zufall, der ihn gegen den jungen Grafen aufgereizt hatte, und der Wunsch, den er hegte, vor Friedrich's Augen sich in seinem Glanze zu zeigen, ließen ihn auf dies Ereigniß einen kühnen Plan bauen. Sein Ehrgeiz strebte lange darnach, sich in des größten Monarchen Vertrauen zu stehlen, welches jedoch, wie begreiflich, Leuten seines Schlages nicht leicht wurde. Da trat ein Jäger in das Gemach und meldete seinen Herrn, den Altgrafen von S., Oberjägermeister des Fürsten von Bielitz.

Philadelphia hatte kaum so viel Zeit, das Costüm eines Armeniers, welches er in den Morgenstunden zu tragen pflegte, abzulegen und sich in eine anständige Verfassung zum Empfange des vornehmen Gastes zu setzen, wie auch, die muthmaßliche Veranlassung dieses Besuches erwägend, auf schickliche Ausflüchte zu denken, als schon der Altgraf eintrat und unter vielen Entschuldigungen, die er mit vornehmer Herablassung machte, neben dem Tausendkünstler vertraulich Platz nahm.

„Mein verehrter Herr," sagte er, nachdem er mit emporgezogenen Nasenflügeln und zugespitztem Munde sich überall im Zimmer umgesehen hatte, „wolle man mir vor allen Dingen die Zusicherung ertheilen, daß wir ganz allein sind."

„Sie sehen dies, Herr Graf," erwiderte lächelnd Philadelphia.

„Ich sehe — ja —" setzte der Graf leise hinzu, „aber was vermag ich zu sehen? Wir sind unter uns! was vermögen unsere Augen zu sehen? Nichts! Ich bin davon überzeugt wie von den jenseitigen Strafen. Sind auch keine für mich unsichtbaren Hausteufelchen gegenwärtig? Ich bitte sie zu entfernen. Denn ich habe von hochgräflichen Familienangelegenheiten zu sprechen, und das bringt man nicht gern vor fremden Ohren zu Markte."

Hierauf war Philadelphia nicht gefaßt gewesen. Der schlaue Mann, der bisher den Schein verschmäht hatte, als ständen ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote, sah sich durch die versprochene Citirung der abwesenden Sängerin, die ihm nur sein hochgereizter Zustand abzudringen vermochte, mit einem Male in dem Geruche eines Geisterbeschwörers, einem Manne gegenüber, der fest an diesem damals weitverbreiteten Glauben zu halten schien.

„Ich kann Ew. Excellenz die feste Versicherung ertheilen," sprach Philadelphia ernst, „daß außer uns sich Niemand in diesem Gemache aufhält."

„Nun wohlan denn," hob der Altgraf an, indem er sich zurechtsetzte, „mein Sohn, der hoffnungsvollste Cavalier am königlichen Hofe zu Potsdam, steht auf dem Punkte, die Witwe des Marquis von Hauteroche, Anna Victoria von Saint-Serin, Gräfin von la Mothe-Grosbois, zu ehelichen, die zu den angesehensten und reichsten Partien zu

zählen ist. Ich wiege mich seit einigen Monden schon in den angenehmsten Hoffnungen und dachte, daß nichts dieselben zu zerstören im Stande sein könnte. Wie sollte man glauben, wenn man sieht, daß ein Graf für eine Sängerin Attachement zeigt, daß dies von ungewöhnlichen Folgen begleitet werde? Ich selbst, mein hochverehrter Gönner, habe dergleichen Attachements zu öftern Malen im Leben überstanden, ohne daß deshalb meinem Stammbaum der kleinste Makel zugefügt worden wäre. Aber man zischelt sich in die Ohren, und zwar so laut, daß ich es zu vernehmen im Stande bin, die Entführung der Signora — wie heißt sie doch? — würde ziemlich allgemein auf die Rechnung meines Sohnes gesetzt. Eine solche Galanterie ist einem Cavaliere von unserm Range wohl verzeihlich und höchst angemessen; nur macht gerade der gegenwärtige Zeitpunkt, wie Sie wohl einsehen, und die Nähe der versprochenen Braut, einige Vorsicht nöthig. Denn — il faut respecter les dehors — darin werden Sie mit mir einverstanden sein. Ueberdies ließ der Herr von Voltaire, den ich immer aus der Entfernung für einen aimablen Libertin zu kennen glaubte, in diesem Falle so execrable Ideen ruchbar werden, die gänzlich nach Roture riechen und sich für ein Genie gar nicht schicken. Das war mir Alles noch nicht genug, um meinem Sohne mein Ansehen fühlen zu lassen. Denn selbst der erzürnte Vater darf die Schicklichkeit nie verletzen. Wie nun aber gestern die schreckliche Scene sich ereignete und übernatürliche Kräfte aufgeboten wurden, um meinen Stamm zu vernichten" —

Hier hielt der Altgraf inne, preßte die Lippen fest zusammen und drängte durch Kunst viel Blut in die Augen, die gläsern und dumm den Taschenspieler eine lange Weile anglotzten. Endlich fuhr er fort, da dieser

nichts sagte, sondern aufmerksam das Ende zu erwarten schien.

„Da die entsetzliche Katastrophe sich ereignete, mein Sohn leblos in meinen Armen lag, da sah ich rings umher, weil ich beobachten wollte, was die Gesellschaft dazu wol für ein Gesicht schnitte; denn man wird einer Hofcharge, die an hochfürstlicher Tafel, den Hut auf dem Kopfe, eine Wildschüssel zerlegen darf, doch so viel présence d'esprit zutrauen, daß sie selbst über einen ohnmächtigen Sohn hinwegschaut, wenn es gilt! Und somit ward ich dermaßen über hämische Glossen und Gesichter consternirt, daß es des Zwiesprachs mit dem Monsieur de Voltaire, der doch nichts weiter als écrivain célèbre ist, gar nicht bedurft hätte" —

„Ew. Excellenz haben mit ihm ein tête-à-tête gehabt?" fiel Philadelphia ein. „Ein schmähliches," fuhr der Altgraf fort. „Der Mann predigt Moral und maßt sich Rechte an, mein Gott! ich wollte ihm ja gern Alles verzeihen und übernehmen jede réparation — aber mein Sohn ist nun wirklich fortgereist, nach einem meiner Jagdschlösser, wie er vorgibt, um sich in der Einsamkeit zu erholen; die rauschenden Divertissements, womit Graf Hodiz uns hier regalirt, lasten zu schwer auf ihm, sagt er ferner; kurz, er ist nach dem Jagdschlosse, wo nichts ist, was ihn fesseln kann, wenn es nicht die geheimen relations sind, die er dort mit der Sängerin unterhält und die ihn immer weiter vom Ziel der Ehre abbringen. Denn er verliert hier darüber die Braut und stürzt mich, seinen alten Vater, in die Grube, das können Sie mir glauben." Eine abermalige Pause, ganz der vorigen ähnlich, folgte hier. Philadelphia sprach kein Wort, um vorerst das Ende abzuwarten.

„Was mich nun zu Ihnen führt,“ sprach der Altgraf weiter, „ist der Umstand, daß Sie mir aus der Karte, dem Satze Ihres Kaffees, den Sie dort noch auf dem Tische stehen haben, oder vielleicht noch auf andere Weise enthüllen mögen, wie es um das Verhältniß meines Sohnes zu der mir bis zum Tode verhaßten Sängerin stehe. Ich schwöre Ihnen hiermit, daß ich nie wieder singen hören kann, ohne daß sich mir das Herz im Leibe vor Ekel umwendet, und nie soll diese Hand einem wandernden Bänkelsänger je wieder einen Pfennig schenken; ja, das schwör' ich und will es halten.“

„Weder des Kaffeesatzes noch der Karte bedarf ich,“ fing der Taschenspieler mit gewohntem Ernste und der ihm eigenthümlichen Würde an, „um Eurer Excellenz alle gewünschten Aufschlüsse zu geben. Ist Ihr Herr Sohn nach dem Jagdschlosse gereist, so sein Sie überzeugt, daß er dort nicht allein sei, und wollen Sie den Knoten durchhauen und die reiche, noble Partie nicht quitt gehen“ —

„Ei, das will ich,“ schrie der Oberjägermeister, „drum will ich sogleich nachreisen.“

„Nicht doch!“ sprach Philadelphia, „das hieße das Aufsehen vermehren, welches ohnedies diese unglückselige Geschichte bereits zur Ungebühr hier erregt hat. Bedenken Sie, was hier geschieht, sieht der vornehmste Adel der Welt“ —

„Ach ja — ja,“ wimmerte der Altgraf. „Darum schreiben Sie Ihrem Herrn Sohne einen Brief der väterlichen Ermahnung,“ fuhr Philadelphia fort, „und ich selbst will mich der Mühe unterziehen, ihn ihm einzuhändigen, weil ich doch einmal das Unglück hatte, in etwas diese Katastrophe zu beschleunigen. Ich habe in dieser Sache schlecht gemacht, und ich halte es für meine Pflicht, wieder

gut zu machen. Wenn mich nicht Alles trügt, so gelingt es mir."

„Wie sollte es Ihnen nicht gelingen?" rief entzückt der Oberjägermeister und zog den Gaukler mit Prätension an die Brust, indem er ihn zweimal auf die Wangen küßte. „Ein Mann, der mit unsichtbaren Luftbewohnern conversirt, ist nicht zu schlecht, in altgräflichen Armen zu liegen, und reich sind wir und zu belohnen weiß man auch."

Während deß hatte Philadelphia Schreibzeug zurecht gelegt und deutete dem Alten stumm darauf hin, der nun folgende väterliche Zeilen an seinen Sohn erließ:

„Ich weiß, cher Hugo, daß Dich ein penchant für das Sängervolk stets besessen hat und will mich gar nicht in Deine Attachements auf bürgerliche Weise einmischen. Aber den Henker auch! eine Partie deshalb in den Wind zu schlagen! Finde Dich mit ihr ab, so gut es gehen will, meine Börse steht Dir zu diesem Behufe offen, und wäre es selbst eine jährliche Pension; denn da Du nicht mit ihr verheirathet bist, so muß und wird sie zufrieden sein — Dein Dich stets aufrichtig liebender Vater."

„Geben Sie," sagte nun der Taschenspieler, nachdem der Altgraf gesiegelt hatte, „ich stelle diesen Brief dem Herrn Sohne zu, um mich von den nähern Umständen selbst zu überzeugen, und treu werde ich Ew. Excellenz Alles berichten."

Der Graf äußerte eine erheuchelte Rührung, hierauf legte er seine Hand auf des Taschenspielers Schulter, sah ihm eine lange Zeit fest ins Gesicht und sagte mit Nachdruck:

„Was Sie auch unternehmen mögen, weiser Mann, um die Wahrheit zu ergründen, lassen Sie solche wie ein tiefes Geheimniß zwischen uns ruhen."

Dann ging er bis zur Thür, wandte sich noch einmal um und sprach fein lächelnd:

„Sie selbst werden nun wol nicht nöthig haben, sich dieserhalb in Bewegung zu setzen; der Brief wird an die rechte Stelle gelangen, ohne daß Sie sich besonders incommodiren dürfen. Ja, wer so bedient ist, wie Ihres Gleichen!" und damit hüstelte der Oberjägermeister verschmitzt hm! hm! und verließ Philadelphia; dieser aber — von einem unbestimmten Gefühle geleitet, wie das bei abenteuerlichen Menschen oftmals der Fall ist, setzte sich in unscheinbarer Kleidung zu Pferde, um als Bote in eigner Person sich nach dem einsamen Jagdschlosse zu begeben.

10.

Während diese überraschenden Begebenheiten sich in Roswalde zutrugen, hatte Doriflea unfreundliche Tage auf dem einsamen Jagdschlosse verlebt, wohin Maestro Ravioli sie auf Graf Hugo's Befehl geleitet hatte.

„Was sollen diese räthselhaften Anstalten?" hatte sie sich selbst gefragt; „sein Weib zu sein, ist das Glück meines Lebens, aber ein bitteres Loos ist es, die Verachtung seiner Verwandten zu tragen und ihn selbst vielleicht in Zwiespalt mit seinem Vater zu bringen."

Auf alle Fragen, die sie, ihren Gatten betreffend, an Ravioli richtete, antwortete dieser mit kalter Verschlossenheit; er ließ Räthsel ahnen, deren Lösung keineswegs erfreulich zu sein versprach.

Doriflea achtete ihrer wenig. Nur Eins wollte sie: als rechtliches Weib des Mannes ihrer Liebe vor der Welt er-

scheinen. Allem Glanze ihrer Laufbahn entsagte sie willig; dies Jagdschloß und, wenn es sein mußte, ein noch öderer Aufenthalt wäre ihr erwünscht gewesen. Hatte sie ja schon so viel geopfert, um nur ihm anzugehören.

Das herrliche Neapel bot ihr den glänzendsten Schauplatz für ihre Künstlertriumphe, der Contract des Unternehmers von San Carlo lag vor ihr, eine ungeheure Summe war ihr geboten worden, groß genug, ihr zeitliches Glück und das ihrer armen alten Eltern zu begründen; aber er wußte so süß zu überreden, er bot ihr Hand und Herz, und wahrlich nicht die Aussicht auf seinen Rang und Reichthum war es, die sie bestimmte; sein Weib zu werden, überwog jedes Glück der Erde, und der Contract wurde vernichtet und das Band der Ehe geschlossen.

Das trübe Wetter hatte ihr selbst nicht erlaubt, die kleine Abwechselung eines karg bemessenen Spazierganges in die nächste Umgebung des Schlosses in ihr tägliches Einerlei zu bringen. Allein verlebte sie den Herbstmorgen in dem hohen Gemache, dessen graue Tapete ein blutiges Jagdstück zierte, und stand sinnend am Fenster, auf die wehenden Tannenwipfel in der Tiefe das Auge gerichtet, als Navioli zu ihr eintrat.

Sie wendete sich fragend mit rothgeweinten Augen, auf welche sie ein nasses Schnupftuch drückte, zu ihm hin.

„Das Sehnen hat ein Ende, Signora," sagte er trocken; „soeben erhalte ich die Nachricht, daß sich seltsame Dinge in Roswalde zugetragen haben. Graf Hugo trifft noch diesen Morgen hier ein."

„Seltsame Dinge?" wiederholte Doriflea ängstlich. „Doch er kommt und Alles ist gut."

„Er kommt, aber krank," — sprach Navioli scharf betonend.

„Krank?“ schrie Doriflea außer sich. „Und das sagen Sie so gleichgültig! o Gott! ist er gefährlich krank? Bringt man ihn vielleicht hierher, damit ich ihn noch einmal sehen kann?“

„Fast wird es so der Fall sein, doch gefährlich krank ist er nicht,“ versetzte der Italiener. „Ei, Signora, wollen Sie denn gar nicht begreifen, was um Sie vorgeht?“

„Was geht um mich vor, Entsetzlicher?“ rief Doriflea, von einer Ahnung ergriffen.

„Nicht meines Amtes ist es, den Schleier voreilig zu lüften,“ sagte, wieder in die vorige Kälte übergehend, Ravioli.

„Welch ein Schleier? Nichts ist mir verhüllt. Sie sind es, der mir mein Schicksal zu verschleiern strebt; wozu diese Räthsel? Sprechen Sie deutlich — was hab' ich zu fürchten?“ so rief Doriflea, durch das frühere Benehmen ihres Begleiters in einen Zustand höchster Aufreizung versetzt.

„Signora,“ entgegnete Ravioli, „es sind bereits viele Jahre, daß wir uns kennen. Meine schwarzen Haare sind seitdem grau und meine Stirne ist garstig rastrirt worden. Mein Herz, das einst glühte und von Feuer überströmte, ist jetzt gerade so warm als nöthig, um dieser hinfälligen Maschine Leben zu verleihen. Signora, von Liebe weiß ich nichts mehr.“

„Und was soll mir das Alles?“ fragte befremdet Doriflea, die nun mit einem Male klar zu sehen glaubte.

„Signora,“ nahm Ravioli mit boshaftem Lächeln wieder das Wort, „von Liebe weiß ich nichts mehr, aber so ganz gleichgültig bin ich nicht Ihrem Schicksale gefolgt. Ich bannte mich an Ihre Schritte, ich leitete Ihren Gang,

ohne daß Sie es wußten, und habe jetzt die kleine Freude, kalt und unempfindlich, wie ich bin, Sie in Glut und Liebe verzweifeln zu sehen. Ja, ich weiß es, Sie sind sehr unglücklich, und nicht lange währt es, so werden Sie selbst die Gewißheit davon haben."

Dorislea starrte ihn lange sprachlos an, endlich brach sie in Thränen aus.

„Nein, nein, es ist nicht so, es kann nicht so sein!" rief sie. „Was kann mir in diesem Augenblicke so Schreckliches bevorstehen, in dem Augenblicke, da ich meinen Gatten wiedersehen werde, da ich ihn hier in unserm Besitzthume erwarte?"

„Was ich gesagt habe, kann mich allerdings um das Vertrauen meines gnädigsten Freundes bringen, aber ich wage noch mehr, oder vielmehr ich wage nichts, denn die Komödie ist ja ohnedies bald zu Ende gespielt und ich habe die Klingel in der Hand, um das Zeichen zum Fallen des Vorhangs zu geben. Darum hören Sie, Signora! Wenn der Graf hier erscheint, so merken Sie wohl auf seine Worte, erwägen Sie, was er von Ihnen fordern wird, und wenn Sie dann noch immer vom Staar geblendet sind, so erwarten Sie noch die Ankunft des hochgräflichen Herrn Papa's, und wenn Sie dessen Segen nicht sehend macht, so sind Sie rettungslos erblindet."

„Wird der Altgraf hierher kommen?" fragte Dorislea.

„Er soll hierher kommen, das verspreche ich Ihnen, und wird nicht lange säumen," sprach Navioli. „Krank, wie der Graf ist, werden Sie am Besten thun, Signora, ihm von diesem Gespräche noch nichts zu sagen. Verhalten Sie sich geduldig, beschleunigen Sie nichts, die Katastrophe kann ja doch nicht lange mehr ausbleiben."

Mit diesen Worten verließ er höflich grüßend das Zimmer,

die unglückliche Doriflea ihren kummervollen Gedanken überlassend.

Doch nicht lange währte es und sie hörte des Grafen Lieblingshund freudig anschlagen, Sporen klirrten die Treppen herauf, die Thüren wurden aufgerissen und Hugo stand vor ihr, bleich zwar, doch nicht krank, und ließ sich mit kränklicher Hingebung ihre Umarmungen gefallen.

11.

Der Abend war hereingebrochen. Hugo, den die peinlichste Unruhe von Roswalde fort zu Doriflea getrieben hatte, saß stumm an ihrer Seite.

Obgleich es draußen stürmte und strömte, so war es am wärmenden Kamine doch traulich; nur einen Bewohner mehr zählte das Schloß und es war für Doriflea nicht mehr öd' und einsam.

Sie hatte eine Stickerei hervorgeholt, die schon lange in glücklichern Tagen begonnen, in ihrer Einsamkeit von ihr ganz vergessen worden war; von Zeit zu Zeit blickte sie davon auf und in die umwölkten Züge ihres Hugo.

„Und werden wir nicht bald immer so beisammen sein können?“ sagte sie freundlich. „Sieh, Hugo, heute fühl' ich erst so recht, was Du mir bist, mein einziges Lebensglück! Es war wol thöricht und eitel von mir, mich als Deine Gattin in die vornehme Welt eindrängen zu wollen. Schon den ganzen Tag denk' ich darüber nach. Dort fand ich als Sängerin meinen Platz, nicht aber werde ich ihn dort als

Gräfin finden. Hier lasse mich und ich werde glücklich sein in Deinem Besitze, in dem Besitze des Kindes, dessen Leben schon sich unter meinem Herzen regt."

Die Arbeit war ihren Händen entsunken und mit Thränen schlang sie einen Arm um den Geliebten.

„Fühlst Du das?" sprach mit Entzücken der Graf. „Dann ist ja unser Glück vollkommen. Nicht wahr, Du läßt die ehrgeizigen Ansprüche und begnügst Dich mit dem stillen Loose, das Du der Liebe verdankst. Mich überlasse der Welt; leider muß ich meinem Namen, meinem Stande noch so manches Opfer bringen, aber mein Glück werde ich doch nur stets in Deinen Armen finden, und ich komme, so oft ich kann, es mir zu holen."

„Du wolltest nicht immer um mich sein?" fragte wieder betrübt Dorislea. „Ich sollte allein in diesem wüsten Schlosse Monate lang trauern und Du würdest nur dann und wann, auf Tage, wol nur auf Stunden, mich besuchen? Nein, mein Hugo, dann würden wir nicht glücklich sein. Die Sorgen der Welt, die Plagen des öffentlichen Lebens würden Dir in dies stille Asyl folgen; Du würdest am Ende wol gar die Zerstreuungen, die Vergnügungen vermissen, welche Dir die glänzenden Cirkel bieten. Ihre Lockungen würden Dich von meiner Seite reißen, das Andenken daran würde selbst den kleinen Zeitraum verkürzen, den Du meinem Glücke bestimmt hast. Nein, Hugo, es wäre Verrath an unserer Liebe, wolltest Du nicht gänzlich mit mir diese Einsamkeit theilen."

„Damit ich den Neid, den Verrath weckte, unser stilles Glück zu untergraben?" sagte Hugo. „Den Verrath?" wiederholte Dorislea, deren innerm Blicke sich mit einem Male Ravioli hämisch lächelnd darstellte. „Ist unser Bündniß nicht öffentlich, selbst wenn wir uns freiwillig zurück-

ziehen? — Und Neid? — was kann der Neid unserm Glücke anhaben?" —

„Du hast Recht, Dorislea!" erwiderte der Graf. „Aber, wie Du doch so ungenügsam bist! Hast Du mich denn nicht heute? Und bist Du heute nicht glücklich? Und diese Tage werden oft wiederkehren — sehr oft!"

„Ich bin ein Kind!" rief sie wieder lächelnd.

„Und kannst Du denn wirklich so grausam sein," sprach, hierdurch ermuthigt, Graf Hugo, „zu verlangen, daß ich mein ganzes Leben hier an Deiner Seite beschließe, ohne mich in der Welt gezeigt zu haben, nur lebend meiner Liebe, sie allein zur Bestimmung meines Daseins zu machen?"

„Und bist Du wirklich so grausam," entgegnete stolz die Sängerin, „von mir ein solches Opfer zu begehren? Einer Dame Deines Standes könntest Du eher eine solche Zumuthung stellen, nicht aber der Künstlerin, die, angestaunt von der Welt, zu andern Siegen berufen schien, als einen ungetreuen Liebhaber zu fesseln. Geh, Du bist nicht aufrichtig! Ich fühle mich in diesem Augenblicke stark genug, Dich verlassen zu können; ich kehre in die Welt zurück, mit Deinem Namen geschmückt; nein — denn es ist kein Schmuck, die Fessel eines Unwürdigen zu tragen, aber die armselige Trophäe für das eingebüßte Glück meines Lebens mit mir nehmend!"

Sie sank erschöpft ins Sopha zurück. Hugo stand erstarrt vor ihr. Diesen plötzlichen Ausbruch hatte er nicht erwartet. Er wollte soeben erneute Versicherungen ewiger Liebe von den Lippen strömen lassen, als sich die Thür öffnete und Navioli sichtbar wurde, um sich sogleich wieder zurückzuziehen.

„Was gibt's?" schrie Hugo ihm nach.

„Es ist, es hat —“ stotterte der Andere, indem er schnell bis in die Mitte des Zimmers trat und auf Doriflea bedeutend blickte.

„Ich will nicht beschwerlich fallen —“ sagte Doriflea, indem sie ein Licht ergriff und sich entfernte.

„Diesen Brief Sr. Excellenz des Herrn Vaters brachte ein Reitender,“ sprach schnell Ravioli, damit sie es noch hören konnte, und übergab das Schreiben, welches Philadelphia selbst ihm eingehändigt hatte.

Hugo überflog schnell die wenigen Zeilen.

„Schändlich! Schändlich!“ rief er aus. „In welches Labyrinth bin ich gerathen! Die Arme — und ich liebe sie nicht mehr; wäre sie genügsamer, wie glücklich könnte sie sein! — Ravioli, Du hast mich zu einer schurkischen That verleitet, deren Folgen Du einst schwer zu verantworten haben wirst.“

Der Italiener lächelte fein. „Diese Situationen sind schon zu oft in den Komödien dagewesen, um noch besondern Effect machen zu können. Ich war zum Betruge behülflich und Sie, Herr Graf, genossen seine Früchte. Für einen Mann von Welt kann dieser Fall ja gar nicht von Wichtigkeit sein. Sie handeln, wie es die Ehre und Kindespflicht erheischen: Sie geben der liebenswürdigen Marquise die Hand, und Signora Doriflea wird sich darein finden, wenn sie hinter die Wahrheit gekommen sein wird, und ich rathe sogar dazu, sie ihr sobald als möglich zu enthüllen —“

„Ravioli, ich habe nicht Kraft dazu,“ sagte mit leiser Stimme der Graf.

„Und ist es nicht eine heilende Arznei?“ fragte der tückische Maestro; „ist es nicht der Schnitt, von dessen Gelingen die Erhaltung zweier Leben abhängt?“

„Ach — und mein Kind!“ jammerte Hugo. „Zieht die weise Hand des Vaters nicht die Linien, wonach das Gebäude fest und sicher aufzuführen ist?“ fiel Ravioli ein. „Es wäre grausam, ja unadelig, hier knickern zu wollen. Ich finde es billig, in dieser Hinsicht Alles zu thun —“

„Und wie soll sie's erfahren?“ — fragte bebend Hugo.

„Ich werde dafür sorgen,“ sagte gelassen Ravioli, und Graf Hugo verschloß das Schreiben seines Vaters zu den Briefen, die er mit der Marquise gewechselt hatte, und verließ den Saal.

Ravioli aber sandte noch in der Nacht einen Eilboten an den Oberjägermeister, mit der Bitte, andern Tages, wegen höchstwichtiger Angelegenheiten, auf dem Jagdschlosse zu erscheinen.

12.

Vergebens hatte am andern Morgen Dorislea den Grafen beim Frühstücke erwartet. Er ließ sich mit einem Unwohlsein entschuldigen.

Sie hatte die Hoffnung aufgegeben, ihn an diesem Tage zu sehen, und dies gab ihr die erforderliche Ruhe, sich zu sammeln. Sie wiederholte sich alle Beweise und Betheuerungen heißer Liebe, die sie von Hugo empfangen hatte; er war ihr Gatte, ihr angetraut im Angesichte Gottes; er durfte von ihr Gehorsam fordern, und sie nahm sich vor, ihm willig Folge zu leisten. Ja — sie war nunmehr entschlossen, dies Schloß nicht zu verlassen; nur ihre

alten Eltern wollte sie zu sich nehmen, und dies würde ihr Hugo nicht verweigern, davon war sie überzeugt. Mochte er doch in Künsten des Friedens am Hofe glänzen oder eine seinem Range angemessene Stelle im Rathe seines Fürsten einnehmen, sie wollte sich dessen in ihrer Zurückgezogenheit freuen; es kommen ja wieder die Augenblicke — dachte sie — wo er mein sein wird, ungetheilt — und meine Seligkeit wird dann so groß sein, daß solch ein Augenblick ja ein langes Menschenleben aufwiegt. Sie war nun ganz ruhig und entschlossen. Zwei Zeilen luden Hugo ein, zu ihr zu kommen, und sie erwartete ihn mit hochklopfendem Herzen.

Bleich, mit niedergeschlagenen Blicken trat er zu ihr ein; wie ein Sünder sich dem Richter nähert, so stand er vor ihr.

„Ja, Du bist krank, mein Hugo!" rief sie ihm entgegen, „Du bist krank durch mich. O meine Widersetzlichkeit, wie verwünsche ich sie! Doch sei beruhigt, ich verspreche Dir, nie wieder nach einem Loose zu streben, das nun einmal unerreichbar für mich ist und bleiben soll. Ich willige in Alles, was Du über mich beschließest. Ziehe fort in den Glanz der Welt; so lange ich Deine Briefe erhalten werde, bin ich glücklich; denke stets an Deine Gattin daheim auf der alten Ritterburg, und wirst Du bei ihr einkehren, so wird Dich mit treuherziger Gemüthlichkeit Deine Hausfrau empfangen."

Hugo schauderte zusammen und reichte ihr die eisige Hand.

„Du bist wahrlich sehr krank, Armer! Ach, wenn Du mir draußen so krank würdest," sagte ängstlich besorgt Doriflea, „dann schreibst Du mir's sogleich, oder noch besser, Du kommst hierher. Warte, ich will Dich so pflegen, daß

Du es nirgends besser haben sollst. Ich will Dir sogleich einen wärmenden Thee bereiten."

Bei diesen Worten hörte man das Rasseln eines Wagens und Ravioli trat ins Zimmer, meldend, daß Se. Excellenz der Oberjägermeister so eben auffahre.

„Mein Vater?" rief Hugo entsetzt aufspringend.

„Sein Vater?" wiederholte freudig Doriflea. „O herrlich, Hugo, erwünscht! Führe mich zu seinen Füßen, in dieser Einsamkeit darf sich ja sein Stolz meiner nicht schämen.

„Nein, nimmermehr!" schrie Hugo, wie außer sich sie zurückdrängend, „er darf Dich nicht sehen, jetzt nicht — nie! Versprich mir, dies Zimmer nicht zu verlassen! Sobald ich ihn gesprochen habe, eile ich wieder her, um Dir das schreckliche Räthsel zu lösen!"

Mit diesen Worten stürzte er zur Thür hinaus.

Doriflea war vernichtet.

„Was werde ich hören? Welch schreckliches Räthsel soll sich mir enthüllen?"

Sie erblickte Ravioli, der sich ihr genähert hatte.

„Der Augenblick ist da," sprach dieser, „in welchem ein langgehegter Racheplan zur Reife gedeiht. Meine aufrichtige Liebe wurde zurückgewiesen, um der leichtfertigen dieses Grafen Gehör zu geben. Sie sind betrogen, Donna, die Trauung war Mummerei. Wollen Sie der Entwickelung gefaßt entgegentreten, so bereiten Sie sich dazu vor. Einige Zeit haben Sie noch, während Vater und Sohn sich expectoriren. Dort in jenem Schiebfache finden Sie Briefe, die Alles erklären."

Mit fürchterlicher Hast fiel die gemarterte Doriflea auf das angedeutete Schiebfach. Sie riß die dort befindlichen Briefe heraus und wühlte darin mit den Augen. Jedes Wort zerriß ihr armes Herz. Kein Trost, keine Barmherzigkeit, sie mußte immer weiter lesen.

Hier verliebte Tändeleien, dort zärtliche Vorwürfe, Neckereien, Hindeutungen auf das vertrauteste Verhältniß, Aeußerungen über die nahe bevorstehende Vermählung, nichts als Glück, unnennbares Glück. Eine vor der Welt anerkannte Braut öffnet ihr Herz voll Sehnsucht und Liebe dem Bräutigam, ihr gleich an Rang und Stand, ihre Ausdrücke und Wendungen lassen leicht errathen, von welcher Art die Briefe waren, welche sie empfangen hatte.

„Und alles Das — während er mir —" stammelte bebend Doriflea.

„Hier — lesen Sie dies —" sagte drängend Navioli, der indeß den Brief des Altgrafen hervorgesucht hatte.

„O Himmel und Erde! Was ist das?" schrie sie entsetzt aus, früher dachte sie nur an Untreue, jetzt aber war sie ihres ganzen Unglücks vollkommen gewiß.

Sie hatte kaum den Brief überflogen, als Hugo wieder eilig und verstört zu ihr eintrat. Auf seinen Wink entfernte sich Navioli. Sie hatte kaum so viel Zeit, das Schiebfach zu schließen, nachdem sie die Briefe wieder hineingeworfen.

„Ich habe Dein Wort, Doriflea, nur so lang mein Vater hier verweilt, verlasse dies Zimmer nicht, dann bist Du wieder unumschränkte Herrin im Schlosse —" rief ihr Hugo zu und wollte sich entfernen. Aber Doriflea sprang auf und ergriff ihn am Arme.

„Nein, nicht so," schrie sie mit furchtbarer Kraft, „zu ihm begleite ich Dich, damit er unsern Bund segne. Der gute Mann weiß nicht, daß wir verheirathet sind — er glaubte — Du könntest Dich mit mir nur so abfinden, um eine Andre zu nehmen! Oder bin ich etwa nicht Dein Weib? Kannst Du es läugnen?"

Hugo's Blicke wurzelten in dem Boden.

„War Alles nur Mummerei?“ schrie sie wildlachend, „hast Du Dir einen gnädigen Scherz mit meiner Tugend erlaubt? Soll ich Dir den Fluch meines alten Vaters zu verdanken haben, nicht mehr unter sein niedriges Dach, das nur die Tugend schirmen darf, treten zu können? Sprich — ist Alles wahr, was ich dort gelesen habe?“

„Wie! Du weißt?“ rief Hugo. „O ewige Vernichtung!“ er warf sich vor ihr auf die Knie.

„Elender! Verworfener! So geb'-ich denn hiermit jeden Anspruch auf, Dein zu sein! Verflucht sei die Stunde, da ich Dich kennen lernte! Verflucht jeder Genuß, den ich in Deinen verbrecherischen Armen fand! Mögen Dich Gottes Blitze zerschmettern!“

Eine todesähnliche Ohnmacht hatte sie ergriffen und sie sank in die Arme Hugo's und des herbeieilenden Ravioli, der sich bei der Heftigkeit ihrer Rede wieder in das Gemach gestohlen hatte.

13.

Still und öde lag das alte Jagdschloß im Schooße der Wildniß. Seine dunkeln Mauern stachen wenig von der Nacht der Föhren ab, welche es umgab, und nur die hohen Fensterwölbungen, aus denen kein Licht schimmerte, zeigten ein noch tieferes Schwarz. Kein Schall war weit und breit vernehmbar, der wachsame Hund selbst hatte sich in seine Hütte zurückgezogen und der alte Burgwart lag mit seinem Weibe zur Ruh'.

Doch hoch im Erker, nach der Seite des Gartens hin,

dem wohnlichsten Theile des alten Gebäudes, zeigte sich dann und wann ein bleicher Schein durch die dichten Vorhänge. Dies war das Schlafzimmer einer auf den Tod Kranken, die dalag mit offenen, brennenden Augen. Sie heftete sie auf die Bilder rings umher, welche die hohen Wände von oben bis unten bedeckten. Es waren die Altvordern des gräflichen Hauses, mit den stolzen, langnasigen Familiengesichtern, in der steifbarocken Tracht hingeschwundener Zeit. Die Aeltesten in den Harnischen hatten ruhende Löwen, Schwert und Wappen und Fähnchen neben sich; die Neuern standen da in dem Harnisch, statt der Weste, unter dem gallonirten Kleide, auf Kanonen gestützt, oder mit feisten Glatzköpfen aus den demüthigen Kutten blickend, die mit den prachtvollsten Orden widersinnig genug geschmückt waren; die Neuesten endlich trugen die königliche Uniform oder das grüne Kleid des Waidmanns, und hatten gefleckte Hunde neben sich, und riesige Hirschgeweihe prangten über ihren Häuptern.

Wie eine gespenstige Reihe von Ungeheuern umkreisten sie das Bett der Fieberkranken, die in wirren Träumen dalag; das ganze edle Geschlecht nur von den Zeichen des Stolzes, der Macht und der Zerstörung begleitet; da war kein Einziger, dessen Attribut eine mildere, edlere Neigung verrathen hätte. Und wenn sie nun sich die noch Lebenden dachte, die in der Gallerie fehlten — die kalten Sklaven der Convenienz! — Da fiel ihr Blick auf ein kleines Bild, welches abgesondert von den Andern zunächst des Fensters hing, es zeigte einen bleichen Jüngling in neuester Hoftracht, sie erkannte ihn, das todtenstarre Gesicht sah nach ihr hin, seine Augen suchten ihr Herz in der Brust, seine Blicke durchbohrten es mit unzähligen Todeswunden — bis es verblutet war. Von einem krampfhaften Schauer durchrieselt,

warf sie sich jammernd nach der andern Seite und konnte nun die Augen schließen. Sie lag in der Erstarrung des Todes da. Da schlich auf den Zehenspitzen, aus der Nebenkammer, ein langes, hageres Weib im Nachtkleide. Lange, flatternde Haare fielen aus der verschobenen Mütze auf den gelben, hohen Hals, an den sich blaue dicke Adern hüpfend, gleich Schlangen schmiegten. Sie beugte sich lange und forschend über die Schlafende und schlüpfte dann wieder leise fort in die Kammer, wo der schwarze Italiener ihrer harrte.

„Nun, was meinen Sie?“ fragte dieser in seiner Sprache.

„Wir werden den Mord sparen können,“ antwortete das Weib, jene kupplerische Werdenberg, kalt. „Das Fieber reibt sie auf, oder sie nimmt sich im Paroxysm, den wir nicht bewachen, wol selbst das Leben. Ich kenne dies Herz zu genau, der Stoß muß es brechen.“

„Auf jeden Fall,“ sagte Ravioli, „muß sie so lange leben, bis der Graf uns die Schenkungsacte eingehändigt hat. Wird es uns dann mit ihr zu lange, so haben wir ja unser Successionspülverchen! Dank sei es meinen Freunden im Vaterlande.“ Sie nickte ihm beifällig zu.

„Ich verlasse mich auf Ihre Klugheit,“ fuhr Jener fort, „Alles ruht in Ihren Händen. Ich reise noch in dieser Stunde mit dem Grafen fort. Sein langes Ausbleiben fängt an in Roswalde Aufsehen zu machen, wie uns der Vater sagte. Jetzt schnell dort zur Vermählung der Marquise geschritten und die fatale Geschichte hat ein Ende — bis auf die Person in dem Bette dort.“

„Auch das wird bald zu Ende sein. Ich will nur sehen, ob sich die Krankheit nicht zu unsern Gunsten wendet, deren Ausgang wir ja doch immer nach unserm Ziele zu lenken

vermögen. Bringen Sie nur dort unsere wichtigern Angelegenheiten in Ordnung, damit wir bald dies Land verlassen können. Für jetzt Addio! Ich bin schläfrig." Und somit verließen Beide zu verschiedenen Seiten die Kammer, Doriflea in ihrem Schlummer, der sie jetzt wirklich umfangen hielt, allein lassend.

Wie lange sie so mochte gelegen haben, läßt sich nicht bestimmen; doch finstere Nacht war es draußen und die Lampe im Zimmer brannte hell, als sie ein leises Geräusch an ihrem Bette vernahm. Ein wehender Luftzug bewegte die Vorhänge, und sie schloß fester die Augen, ahnend, daß irgend etwas Unheimliches in ihrer Nähe sich befinde.

Da rief es leise: „Doriflea! Doriflea! Wach' auf! Nichts Böses naht Dir mehr! Du sollst Deinem Glück entgegengehen!"

Ein bittrer Hohn durchzuckte ihr blutendes Herz und schnell erhob sie sich und starrte mit weit geöffneten Augen nach dem Sprechenden hin.

Eine dunkle Erscheinung, in einem weiten Mantel, blickte sie an mit milden Augen. Eine feine Hand streckte sich aus dem Mantel und ergriff die ihrige, und eine wohlthätige Wärme theilte sich ihr mit.

„Du bist kein Gespenst — das fühl' ich an dem warmen Druck Deiner Hand —" rief Doriflea. „Wer bist Du?"

„Um's Himmels willen, leise!" sagte die Erscheinung, „im Nebenzimmer könnte die Werdenberg lauschen, das Ungeheuer, das Dich verkuppelte und noch Aergeres mit Dir vorhat, wir dürfen ihren Argwohn nicht erregen. Ich bin gekommen, Dich zu trösten —"

„Trost?" wimmerte Doriflea, „spottest Du meiner? Tod, sprich eher, der nur allein befreit mich von meine Schande."

„Nicht Tod, meine Tochter," sprach leise tröstend die Erscheinung, „gedenke Deines armen alten Vaters, Deiner beklagenswerthen Mutter, nicht Tod! Versprich es mir feierlich mit einem Eide, nicht das Ende Deiner Tage zu beschleunigen, nicht vorzugreifen der Hand des ewig waltenden, richtenden Geschicks. Versprich es mir!"

Doriflea zögerte mit der Antwort.

„Wisse, daß Deine Ehre in ihrem vollsten Glanze wieder strahlen wird, daß Deine Feinde entlarvt und vernichtet werden sollen," fuhr die Erscheinung fort, „daß bei Dir der Kelch der Gnade sein wird; Du wirst richten über Die, welche sich ein Gericht über Dich angemaßt haben."

„Und wer bist Du, der dies Alles mir verheißt?" fragte die Kranke.

„Dein Freund!" erwiderte die Erscheinung. „Forsche nicht. Du kennst mich nicht und doch bin ich Alles für Dich zu thun bereit. Schwöre mir deshalb, Du wollest Dich mir anvertrauen, nicht eigenmächtig handeln und in Geduld der Auflösung harren."

„Ich schwöre!" sagte leise bebend Doriflea.

„Und heuchle zunehmende Schwäche, welche Deine bevorstehende Auflösung andeute, selbst wenn Du Dich gestärkt fühlen solltest; genieße nichts, was Dir die Werdenberg bietet; hier dieser stärkende Trank ist im Stande, Dein Leben zu fristen, bis ich wieder komme, Dich zu holen. Bald siehst Du mich wieder!"

„Mein Himmel, was soll das?" rief sie aus.

Statt der Antwort fühlte sie einen heftigen Druck und zugleich durchzog es ihre matten Glieder, wie frischerwachende Lebenskraft. Sie athmete hoch auf — ihre Augen schlossen sich unwillkürlich, und wie sie sie wieder öffnete, fühlte

sie sich wunderbar gestärkt, die Lampe war verlöscht und der erste graue Morgenstrahl fiel durch die geschlossenen Fenstervorhänge.

14.

Die Unterhaltungen in Roswalde gingen, trotz aller dieser Störungen, durch die unermüdliche Sorgfalt des Grafen Hoditz, dessen schöpferische Einbildungskraft ihn nie im Stiche ließ, ihren gewohnten Gang fort. Es fehlte nie an Ueberraschungen der seltensten Art und selbst aus einer Riesenpastete stieg einst, nachdem der Deckel abgehoben worden war, ein Heer von Liliputanern, die zierlich von der Tafel sprangen und ein artiges Divertissement vor den Augen der entzückten Gäste aufführten.

Friedrich war mit der Aufmerksamkeit seines Wirthes so zufrieden, daß er sein feenhaftes Roswalde in einem eigenen Gedichte besang und während seines Aufenthaltes in einer so heitern Stimmung sich befand, die seit lange schon seine nächste Umgebung nicht an ihm wahrgenommen hatte.

Es war an jenem Tage, wo der König sich den seltsamen Spaß machte, eine Schüssel, die sein Mundkoch Noel, der ihn begleitete, bereitet hatte, auf die gräfliche Tafel serviren zu lassen. Es galt die Wette, Noel verstände die unschmackhaftesten Speisen so zu bereiten, daß sie zu Leckerbissen würden, und zugleich unverdauliche und ungenießbare Gegenstände zu leichten und angenehmen Gerichten umzuwandeln.

„Dies wäre der Triumph der höhern Kochkunst,“ äußerte Friedrich bei diesen Gelegenheiten.

Mit den Entrées aus der gräflichen Küche erschien Noel's Gericht, das dieser ohne Zeugen in einer abgesonderten Küche bereitet hatte und nun mit eigener Hand zu serviren den Befehl erhielt. Alles langte neugierig zu und konnte die milde, aromatisch duftende Speise nicht genugsam rühmen. Der Franzose sah ernst seinen Gebieter an und dieser aß davon in der heitersten Laune.

„Es kommt mir nicht zu, vor so vielen würdigen Kennern," fing endlich der König an, „meinen Diener mit Lobeserhebungen zu überhäufen. Ihr Beifall, den Sie seiner Adresse schenkten, spricht sich deutlich genug in dem leeren Platz aus. Nun aber fordre ich Sie Alle auf, mir die Hauptsubstanz jenes Gerichtes zu nennen, und wer sie zu definiren vermag, den honorire ich seiner hohen Intelligenz wegen und will ihn mit einer neuen Charge im geheimen Hofküchenamt gern bekleiden."

Dieser Scherz des Königs machte, daß sich die ganze Gesellschaft mit Rathen abmühete und fast alle drei Reiche der Natur mußten herhalten.

Der wollte eine eigene Art von Schwämmen kennen, die ganz das zähe, süßliche Fleisch enthielten, welches dem Gerichte den originellen Charakter lieh. Ein Anderer meinte, daß die allbekannte pâte d'Italie durch eine eigene künstliche Zubereitung zu diesem Hochgeschmacke gesteigert werden könne. Der Dritte sprach von Schnecken, der Vierte von den fetten Sehnen eines Wildprets, und wie nun Alles erschöpft zu sein schien und Noel immer noch ernst dastand und der König immer noch den Kopf schüttelte, da streckten Alle die Waffen und erklärten einstimmig, daß diese Aufgabe nicht zu lösen wäre.

„Nun denn," fing Friedrich endlich heiter lächelnd an, „Das, was Sie soeben gegessen haben, ist durch eine be-

sondere Procedur, die Noel Ihnen auf Verlangen communiciren kann, nur so schmackhaft geworden, als Sie es eben allerseits fanden; denn es wird keiner Creatur sonst wol jemals in den Kopf gefahren sein, sich davon zu nähren. Es ist nämlich nichts mehr, noch weniger gewesen, als ein Dutzend lederne pariser Damenhandschuhe."

Man kann denken, welche Gesichter einige Damen und Herren bei dieser Mittheilung machten; Viele wollten das Ganze für einen Scherz Sr. Majestät erklären; aber bei den Meisten ward nur ein Ausruf des Ekels und Abscheus von der hohen Ehrfurcht vor dem König zurückgedrängt.

„Und was ist denn so Sürprenantes dabei?" fuhr Friedrich fort. „Sie können mir glauben, Noel's große Einsicht in die Wirkungen der Chemie hat eine solche Umwandlung der matière première vorgenommen, daß sie bis auf die leiseste Spur verschwunden ist; wie wir uns ja Alle gehörig überzeugt haben. Es galt im Uebrigen nur einen Scherz, und die würdige Societät soll mir an der Tafel in Sanssouci gern willkommen sein, wo mein maître d'hôtel noch mit andern ingeniösen Fabricationen aufwarten kann, wenn man nämlich nach dieser Probe darnach lüstern geworden sein sollte."

Die Gänge folgten nun in der gewöhnlichen Ordnung, und obgleich keine Handschuhe mehr servirt wurden, so streckten doch die Aengstlichsten bei jeder etwas befremdend aussehenden Schüssel die Fühlhörner des Geschmacks weit hinaus, zum großen Ergötzen des Königs.

Besonders ungehalten war Voltaire über den Scherz. Er schien ohnedies in übler Stimmung zu sein und konnte nicht umhin, seinem Nachbar, einem Landsmanne, zuzuflüstern: „Welch ein Barbar! Das Volk civilisirt sich noch in Jahrhunderten nicht. Ein König und ein Weiser, der

seine Gäste mit gekochten Thierfellen regalirt. Was riskirt man nicht Alles an seiner Tafel? Er wäre im Stande, ein diner à la Atrée uns aufzutischen."

Dem Könige war Voltaire's üble Laune nicht entgangen, und er nahm sich vor, sie zu seinem Spaße zu benutzen, wie er oft zu thun pflegte.

15.

„Was ist Euch, Voltaire?" sagte der König mit angenehmem Humore zu dem grämlichen Philosophen von Ferney, als Beide nach aufgehobener Tafel am Kamine eine Tasse Mocca schlürften. „Sind Euch einige Verse misrathen, oder brütet Ihr gar über irgend einen politischen Plan, den Euer Herr und Meister zu Versailles Euch auszuhecken gab? Daß ich's Euch nur kurz sage, ich mag Euch nicht mit dieser Miene um mich sehen."

Voltaire verbeugte sich tief und machte Anstalt, sich stumm zu entfernen.

„Halt! halt! mein Herr!" rief ihm der König nach, „ich wollte damit keinesweges zu verstehen geben, daß man sich entfernen möge, sondern ich wünschte die Ursache Eurer Verstimmung zu erfahren; und um mir solche mitzutheilen, ist es nöthig, hier zu bleiben."

„Es sind Familienangelegenheiten daran Schuld, die zu unbedeutend sind, die Aufmerksamkeit Ew. Majestät auf sich zu ziehen," versetzte der Dichter. „Und wenn ich sie denn doch zu wissen wünschte?" nahm der König wieder das Wort, da Voltaire's Hartnäckigkeit ihn aufreizte.

„Eitel Liebesgeschichten! Diese Gegenstände sind doch wahrlich nicht im Stande," weiter hatte Arouet nicht gesprochen, als Friedrich ihm lachend in die Rede fiel: „Ei, mein lieber Freund, wenn Euch die Liebe plagt, so müßt Ihr eben mich zum Vertrauten machen. Mein Wort ist bei einigen Schönen von Gewicht. Nun sagt mir denn offen, welche es ist? Ist es die Gräfin Hoditz vielleicht selbst?"

„Sire," sprach Voltaire mit gemessenem Anstande, „wenn ich in den Scherz in diesem Augenblicke nicht mit gebührendem Gehorsam einzugehen vermag, so ist wirklich die Gemüthsverfassung daran Schuld, worin ich mich befinde. Meine Nichte, die Marquise von Hauteroche, war die Verlobte des jungen Grafen Hugo von S. Sie hatte die Ehre, als solche Ew. Majestät vorgestellt zu werden."

„Ich erinnere mich dessen," sagte der König, „nun und wie ist's damit? Erzählt mir Alles. Dergleichen Dinge gehören eben hierher, weil ich mich alles Ernsthaften hier zu entschlagen Willens bin."

„Diese Angelegenheit," fuhr Voltaire fort, „ist leider nur zu ernst. Die Marquise sieht sich prostituirt, der junge Graf hatte eine heimliche Ehe mit der Sängerin Doriflea geschlossen, diese macht nunmehr ihre Rechte geltend. Es ist ein Teufelsscandal. Der Herr Papa, der Herr Sohn, die Sängerin, Alles ist auf einem alten Jagdschlosse in der Nähe. Man spricht davon, daß die Doriflea entbunden sein solle, man ist bemüht, sich mit ihr abzufinden, man begeht vielleicht ein Verbrechen, um ihr Stillschweigen zu erkaufen. Meine Nichte weiß um Alles. An eine Verbindung mit dem jungen Grafen ist natürlich nicht mehr zu denken, wenn man nur wüßte, wie man ohne zu großes Aufsehen sich zurückziehen könnte. Es ist ein Unglück, daß sich diese

schreckliche Entwickelung gerade hier zutragen mußte, der Affront ist nicht abzuwenden und wird meiner unschuldigen Nichte bis in die Salons von Versailles folgen. Urtheilen Ew. Majestät nun, ob meine finstere Miene guten Grund habe, oder ob es die Wandelbarkeit meiner Laune ist, die mir im gnädigen Scherze oft vorgeworfen wird."

Friedrich hörte gespannt zu, als Voltaire ihm diese Mittheilung machte. Er hatte von der Entweichung der Sängerin vernommen, ihr aber keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Abwesenheit eines jungen Cavaliers, wie Graf Hugo, war zu unbedeutend, um in Gegenwart Friedrich's verhandelt zu werden, mithin wußte er sie nicht einmal.

Der große Monarch, der im Felde Noth litt und in Zeiten der Ruhe die sinnlichsten Genüsse nicht verschmähte, sich selbst einen Zögling Epikur's nannte und an der berühmten Bombe des Sardanapal sich krank essen konnte; der, einfach im gewöhnlichen Leben, sich bei Festlichkeiten mit königlicher Pracht umgab; der wie ein Weiser sich den tiefsten Forschungen hingab, bald erhabene Oden, bald witzige Episteln dichtete, ein Geschichtschreiber seines Hauses und seiner Zeit, Feldherr und Regent im weitesten Sinne war, sich dabei der Musik mit Leidenschaft hingab, und in dem Kreise der aufgeklärtesten und weisesten Männer sich damit begnügte, aufgeklärt und weise mit ihnen zu sein, der bei allem Dem nie aufhörte, sich den täglichen Ereignissen des Lebens zuzuwenden, jener kleinen Welt in unserer engsten Umgebung, die von minder emporragenden Naturen oft mit Stolz übersehen wird; er, der das Fräulein Knesebeck verherrlichte, als sie, beim Durchgehen ihrer Pferde im berliner Thiergarten, einen herzhaften Sprung aus dem Phaeton wagte; dem alten Gellert manch poetisches Compliment machte und seinen Mundkoch besang; wie konnte es fehlen,

daß diesem Könige, in dem lieblichen Aufenthalte zu Roswalde, wo er für einige Tage sich ganz der Erholung und dem Genusse ohne alle Etikette hingab, diese Geschichte erwünscht kam, um im Gefühle seiner Weisheit und Macht ein glückliches Ende ihr geben zu können.

„Für den Augenblick ist die Sache allerdings schlimm," sprach der König, „aber, mein lieber Voltaire, ich glaube, daß hier leicht heiligere Interessen verletzt werden, als der Ruf Eurer Nichte. Eine höhnische Bemerkung in den Salons einer Pompadour ist leichter zu ertragen, als das grenzenlose Unglück, das sich vielleicht in dem alten Jagdschlosse ereignen könnte."

Während er nachdenkend auf und abging, fuhren dem französischen Dichter boshafte Spöttereien durch den Kopf, womit er die biedre Aeußerung des Königs glossirte. Er gedachte dabei im Stillen der Handschuhpastete und zuckte mitleidig die Achseln.

„Was weiß man Näheres von diesen Verhältnissen?" fragte, plötzlich vor Voltaire stehen bleibend, der König.

„So viel ich als Oheim davon unterrichtet bin, so schreibt sich die Bekanntschaft meiner Nichte —"

„Wer will das wissen?" rief barsch der König. „Von der armen Italienerin — mein' ich —"

„Die Sängerin?" warf leicht der Dichter hin, „die ist keine Italienerin. Sie ist eine Tochter dieses Landes. Graf Hoditz nahm eine merkwürdige Stimme an ihr wahr und ließ sie nach Italien reisen, mein Kammerdiener Forbin hatte es gleich heraus, sie ist, man sollt' es fast nicht glauben, die Tochter des hiesigen Schulmeisters."

„Eine Deutsche?" sagte verwundert der König. „Daher kommt die Sentimentalität, die heimliche Ehe, der ganze Betrug, das Elend! Mein Gott! So etwas kann nur

einer Schulmeisterstochter widerfahren. Eine Signora Doriflea aus Italien würde sich groß aus der Geschichte zu ziehen wissen. Und auch Eure Nichte, die Marquise, wird sich darein finden. Sie gehe vorerst nicht nach Paris, wenn sie den Spöttereien à la Pompadour entgehen will; sie komme einstweilen nach Potsdam, meine märkischen und pommerschen Cavaliere werden ihr mit aller Achtung den Hof machen. Dafür steh' ich ihr. Aber auf der andern Seite, da muß man helfen. Darum trage ich Euch auf, Voltaire, mir alle nöthigen Auskunftsmittel in der Sache auf's Schnellste zu verschaffen. Glaubt mir, das wird Euch zerstreuen."

„Wie? Ew. Majestät?" stotterte von schlecht verborgenem Zorn erstickt, der französische Dichter, „mir käme ein solcher Auftrag?"

„Und warum nicht?" sagte Friedrich ernst. „Bedient Euch Eures pfiffigen Dieners Forbin, dessen verschmitzter Miene ich mich sehr gut entsinne und der gewiß uns bald ins Klare setzen wird —"

„Diese Sache greift mich so an, daß ich mich ihrer gänzlich zu entschlagen wünschte, ich fürchte, meine Gesundheit könnte," wendete Voltaire wieder ein.

„Forbin mag mir direct rapportiren, Euch soll die Sache nicht näher rücken, als sie Euch bereits angeht," sprach Friedrich.

„Forbin ist pfiffig, aber eben so tückisch. Der Franzose ist von Natur boshaft, ich fürchte, er könnte, würde er zu sehr in Dinge eingeweiht," fuhr Voltaire immer einwendend fort.

„Ich will es so," sagte der König, um die Sache zu beendigen, „und um Euern unbedingten Gehorsam in An-

spruch zu nehmen, will ich mich der beliebten Form Eurer Ludwige bedienen: Car tel est notre plaisir!"

Voltaire verbeugte sich tief und ging, mit zögernden Schritten, gleich als erwartete er einen Ruf, durch das Vorzimmer.

Der König hatte einmal rasch das Gemach durchschritten und noch war Voltaire nicht an die Thür gelangt.

„He, Herr von Voltaire!" rief Friedrich plötzlich. „Laßt Euern Forbin nur aus dem Spiele. Wir wollen uns nicht eines boshaft geborenen Franzosen in dieser Angelegenheit bedienen. Wir finden wol noch einen schicklichen Kundschafter unter unserm Gefolge. Adieu!"

Ein stolzer Wink mit der Hand überhob den halb Zurückgekehrten einer Antwort.

„Ich verbiete Euch bei meinem Zorn," rief ihm der König nach, „Euch der Sache auch nur im Geringsten anzunehmen."

16.

Gleich dem Kalifen Harun=al=Raschid stieg am Abende dieses Tages, als es zu dunkeln begann, der weise König, gekleidet in unscheinbare Tracht, vom Schlosse hernieder und suchte, in tiefem Sinnen, die Hütte des Schulmeisters im Erlengrunde.

„Verrichte ich das Geschäft des Kundschafters selbst," sagte er für sich, „so werde ich sicher treu und aufrichtig bedient."

Das freundliche Häuschen mit dem hellrothen Dache, den klaren Fensterscheiben, wodurch die reinlichen Vorhänge

blinkten, dem wohlunterhaltenen Gärtchen, welches der einhegende Zaun überall umgab, dies Alles zeigte dem Menschenkenner sogleich, welche Leute hier wohnten. Er stand seitwärts, um dies in vorläufigen Augenschein zu nehmen und nochmals bei sich zu überdenken, wie er sich bei den Leuten einführen wollte, da sah er, wie ein Reiter eiligst ansprengte, das Pferd an die Hecke band und tief verhüllt in Mantel und Hut, bespritzt vom Wege, ohne Umstände eintrat in die Wohnuug des Schulmeisters.

„Was will der abenteuerliche Mensch bei den Leuten?“ fragte sich der König und vermuthend, daß dieser Bote mit den Vorgängen im Jagdschlosse in genauer Verbindung stehe, machte er sich aus seinem Verstecke hervor und trat, vom Dunkel begünstigt, näher zum Fenster, um das im Hause sich Ergebende beobachten zu können.

Der Schulmeister und seine Frau waren erschreckt aufgefahren, als der Fremdling zu ihnen eintrat. Aus ihrer Anrede an denselben, nachdem Jener sich enthüllt hatte, ging deutlich hervor, daß sie ihn nicht kannten.

„Ich komme von Eurer Tochter,“ sprach er kurz und eilig, „sie ist krank, auf dem Jagdschlosse des Grafen v. S., hier in der Nähe. Es ist nicht gefährlich, aber ihr Zustand verlangt eine größere Sorgfalt, als die sie umgebenden Leute ihr angedeihen lassen.“

Die armen Aeltern hatten hundert Fragen in Bereitschaft, die jedoch alle unbeantwortet blieben.

„Fragt mich nicht,“ sagte der Fremde drängend, „denn alles Das führt zu nichts. Aber wenn Euch das Leben Eurer Tochter lieb ist, so spannt sogleich Euern Wagen an, und Ihr, Mutter, laßt Euern Haushalt im Stich und begebt Euch zu ihr und verlaßt sie nicht eher, bis Ihr von mir weitere Nachrichten habt.“

„Da ist nichts Anderes zu thun," sagte der Schulmeister, seine Jacke anziehend, um gleich Hand ans Werk zu legen.

„Aber könnt' ich sie denn nicht lieber abholen und mit mir nehmen," jammerte die Frau, „hier hat sie denn doch —"

„Das wird leider nicht angehen," sprach der Schulmeister, von einer furchtbaren Ahnung ergriffen. „Eingedenk der Worte ihres Vaters, wird die Kranke auf des Grafen Jagdschloß es nicht wagen, unter dieses Dach zu treten."

Und somit schritt er schnell und ernst zur Hinterthür hinaus, um den kleinen Leiterwagen anzuspannen, während die still weinende Frau in die Kammer ging, um sich zur Abfahrt zu rüsten. Wie nun der Bote allein im Zimmer war, öffnete sich plötzlich die Stubenthür und der verkleidete Monarch stand vor dem Erstaunten.

„Ew. Majestät!" stammelte dieser, indem er den Hut vom Kopfe nahm.

„Erschreck' Er nicht, Hexenmeister," sagte Friedrich, indem er die Hand auf des Fremden Schulter legte, in welchem er Philadelphia erkannte. „Sag' Er mir so schnell als möglich, ist die Sängerin im Stande, in einem bequemen Wagen hierher zu fahren?"

„In einem bequemen Wagen wohl," erwiderte der Andere, „das Jagdschloß ist nicht weit."

„Gut," sprach der König, „ich weiß genug von der Geschichte, und will Das, was Er mir über Sein Verhältniß zu ihr mittheilen könnte, mir auf gelegnere Zeit verschieben. Geleite Er die Mutter nach dem Schlosse und lass' Er mich für das Weitere sorgen."

Bei diesen Worten verließ Friedrich wieder schnell das Zimmer.

„Der König ist ein größerer Hexenmeister als ich," mur-

melte Philadelphia vor sich hin, „er weiß um Alles und ist überall und nirgends. Es freut mich übrigens, daß ich durch diese Geschichte mit ihm in Berührung komme. Das soll langgehegte Plane beleben."

Der Schulmeister fuhr vor, die Alte stieg auf und so ging's fort, was das Pferd laufen konnte, von dem daneben trabenden Philadelphia begleitet, dem gräflichen Jagdschlosse zu.

17.

Doriflea hatte sich erholt und lag auf dem Canapee, die Werdenberg, die sich mehrmals an der Thür gezeigt hatte, mit der Hand abwinkend.

„Sie hat noch die unbegreifliche Keckheit, sich vor mir sehen zu lassen!" rief Doriflea aus. „O wär' ich stark genug, um diesen Mauern entfliehen zu können."

„Zu ihrem Troste verließ die Werdenberg das Vorzimmer. Kein Zweifel war's, daß sie sich zurückgezogen hatte und für heute Doriflea nicht mehr belästigen würde. Da hörte man das Rasseln eines Wagens und bestürzt lief die Frau des Burgwarts herein, um Fremde zu melden.

„Ich spreche heut Niemand mehr," hatte Doriflea der Meldenden entgegengerufen, als Philadelphia die Thür aufriß und hereintrat.

„Es kommt darauf an, was es für Leute sind," rief er, sich höflich verbeugend. „Ei, Signora, sehen ja heute ganz anders aus, als neulich, da ich Nachts die Ehre hatte, mich vor Ihrem Bette zu präsentiren," fügte er leiser hinzu.

„Sie waren jene Erscheinung, die ich für einen Fiebertraum gehalten hatte?“ fragte Doriflea überrascht.

„Nun ja,“ erwiderte Philadelphia, „wo man ein Geschöpf mit Fleisch und Bein zurückweist, da werden Erscheinungen durchgelassen. Sein Sie ganz ruhig, Signora, es wird Alles gut werden. Ich war so frei, ein wenig die Rolle des Schicksals zu spielen, oder mir wurde vielmehr von höherer Hand diese Rolle zugetheilt. Durch meine Vermessenheit, deren Folgen ich nicht zu berechnen im Stande war, habe ich dies Alles so herbeigeführt; bis jetzt ist's leider nicht besonders erfreulich gewesen, aber die Freude kann nicht lange mehr ausbleiben. Ich habe die Karten vorläufig in die Hände eines bessern Spielers gegeben, wobei mir der Zufall wieder günstig war. Doch vorerst beantworten Sie mir eine Frage: Fühlen Sie Sich stark genug, eine kleine Freude anticipando zu empfangen?“

„Welche Freude könnte mir hier geboten werden?“ sprach schmerzlich die Sängerin. „Doch wenn es möglich wäre, so würde sie mich jedenfalls zu den mir noch bevorstehenden Leiden stärken.“

„Nicht doch! Von Leiden wollen wir nichts mehr wissen!“ sagte Philadelphia und öffnete die Thür.

„Jesus, Maria! Meine Aeltern!“ schrie Doriflea auf, wollte sich erheben, sank aber zurück, ihre bleichen Züge von wohlthätigen Thränen überströmt. Mit tausendfältigen Liebkosungen hatte die Mutter das schöne Haupt ihrer Doris in die Arme genommen.

„Dacht' ich's doch,“ sagte tiefbewegt der Vater, „doch ich murre nicht und danke Gott, mein Kind so wiederzufinden.“

Philadelphia warf ihm einen verweisenden Blick zu.

Die Werdenberg war ins Zimmer getreten und grüßte kalt, indem sie die Gäste scharf betrachtete.

„Ei, welche lobenswerthe Sorgfalt!“ fing sie endlich an, „wahrscheinlich die wackern Aeltern und auch Sie, Herr Philadelphia, in der That, sehr räthselhafte Besuche. Soll ich vielleicht Ihre ganz besondere Bewerbung um die kranke Dame auch ganz besondern Ursachen zuschreiben? Ist da vielleicht eine Absicht im Spiele —“

Philadelphia aber unterbrach sie: „Madame, Ihre Voraussetzungen entspringen aus Ihrem Charakter. Der Taschenspieler Philadelphia, wie es Ihnen gefällt, ihn gewöhnlich zu benennen, hat sich in jener Abendgesellschaft auf Roswalde vermessen, Signora Doriflea dort erscheinen zu lassen, um Verräther zu entlarven. Er ist jetzt damit beschäftigt, sein Wort zu lösen. Der Zufall will, daß Sie Einiges von seiner Maschinerie zu sehen bekommen, aber Sie werden zu viel Savoir vivre besitzen, um Nichts zu verrathen, auch dazu besitze ich übrigens die Mittel.“

Die Werdenberg ließ das Wort: „insolent!“ fallen und wandte sich verächtlich von ihm weg.

Aber Philadelphia drehte sich gelassen nach ihr um, indem er fortfuhr: „Mir stehen nicht ganz gewöhnliche Mittel zu Gebote, das Amt des Rächers zu üben, und um Sie davon zu überzeugen, werden Sie uns die Ehre erzeigen, das kleine Stück Weges, das wir noch bis zu unserm gemeinschaftlichen Ziele zurückzulegen haben, mit uns zu gehen.“

„Verlasse diese Bahn gänzlich,“ sagte der Schulmeister zu seiner Tochter, „Deine Stimme ertöne fortan nur zum Preise des Herrn und zur Freude Deiner Aeltern. Du folgst mir in mein stilles Haus, versprich mir das, meine Tochter.“

„Ich?“ rief Doris, von tausend Schmerzen gefoltert aus. „Ich? O mein Vater! Warum soll ich's Ihnen län-

ger verschweigen, ich bin Mutter, nicht Gattin! Betrogen — verführt —! Darf ich so Ihre Schwelle betreten?“

„Wehe, wenn ich meinem armen, verführten, betrogenen Kinde nicht die väterlichen Arme öffnen wollte, wenn ich ihm gar die Thür verschlösse und es nicht zum heimischen Herde niedersitzen ließe!“ sagte der alte Mann. „So dacht' ich mir das Wiedersehen nicht, ich hab' es eigentlich nie von Herzen herbeigewünscht. Ich hatte so süße Erinnerungen von Dir, ich machte manch kleines Liedchen zu Deinem Gedächtniß, ich feierte still Deinen Geburtstag vor Deinem Bilde, ich sah Dich lieber so, als ich Dich in Glanz und Herrlichkeit gesehen hätte. Doch, ich sollte Dich ja auch nicht darin sehen, gleichviel! Die Wege des Herrn seien gepriesen! Wir wollen unsere Thränen zusammen fließen lassen, Dein Kind soll mein lieber Enkel sein und in Frömmigkeit erzogen werden und meinen Namen führen! Mein lieber Gott! So lange Du glücklich warst, mochte ich Dich nicht wiedersehen, und nun ich Dich so wiederfinde, öffnet sich mein altes Herz, und Du und Dein unschuldiges Kind nehmen den ganzen Raum darin ein!“

Doriflea lag fest an seine Brust gedrückt und wimmerte leise, unverständliche Worte. Die Mutter zerfloß in Thränen.

„Doch jetzt ermanne Dich, meine Tochter,“ sprach endlich der Alte, „hier diese Wohnung ziemt Dir nun nicht mehr. Unser Leiterwagen steht unten, Du bist sonst wol besser gefahren, aber steige nur getrost auf, diesmal kutschirt Dein alter Vater.“

„I mein Himmel!“ kreischte hier mit einem Male die Werdenberg, die während der ganzen Zeit an den Scheiben trommelnd, zum Fenster hinaus in die öde Nacht geglotzt

hatte. „Was ist denn da los? Welch ein Fürst kommt denn hier auf einmal an?“

Erschreckt liefen Alle zum Fenster, nur Philadelphia horchte lächelnd auf und sprach, sich die Hände reibend, vor sich hin: „Der Weise hält Wort!“

Hinter einem glänzenden Vorreiter, der eine Fackel trug, rollte ein mit Sechsen bespannter Staatswagen, dessen Schlag ein goldnes Scepter zierte, donnernd in den Schloßhof.

Ein Diener in blauer mit Silber bedeckter Livree sprang aus dem Wagen und eilte die Treppe hinauf.

„Wer ist hier Monsieur Philadelphia,“ fragte er im Eintreten und übergab dem sich ihm Nähernden ein kleines Billet.

„Ich rechtfertige mein gegebenes Versprechen,“ sprach dieser nun stolz zur Werdenberg gewandt, „ich lasse Signora Doriflea im Cirkel zu Roswalde erscheinen. Machen Sie keine beschwerliche Toilette, Signora, dieses Négligé kleidet Sie vorzüglich; doch nehmen Sie eine Hülle gegen die rauhe Nachtluft —“

„Wie?“ rief überrascht Doriflea — „ich sollte — hier — mit Ihnen? —“

„Ueberlassen Sie sich getrost meiner Führung, ich löse nur ein feierlich gegebenes Versprechen —“ sagte der Taschenspieler. „Der ganze Apparat meiner Magie ist hoffentlich wol im Stande, Ihnen einige Achtung vor meiner Kunst einzuflößen.“

Hierbei deutete er auf die glänzende Livree des Bedienten.

„Ei, das sollte ich denken —“ setzte der Schulmeister hinzu, welcher die Kutsche und das Wappen daran sogleich erkannt hatte, aber sich nichts zu erklären wußte, „sub umbra alarum tuarum!“

„Und auch Sie begleiten uns," sagte Philadelphia zur Werdenberg, „um Zeuge zu sein, wie weit sich Philadelphia's Macht erstreckt."

Doriflea hatte einen Mantel umgehängt und sich zum Wagen hinabgeleiten lassen, in den sie sich mit ihrer Mutter setzte. Philadelphia stand am Schlage, um die Werdenberg hineinzuheben, diese aber hatte sich als Meisterin einer Kunst gezeigt, die sonst nur ihm geläufig war, sie war nämlich plötzlich unsichtbar geworden. Der königliche Wagen fuhr nun mit Doriflea und ihrer Mutter davon. Daneben trabte Philadelphia, und der alte Schulmeister peitschte weidlich auf sein Rößlein los, um nicht zurückzubleiben.

18.

Friedrich hatte dem Grafen Hoditz melden lassen, daß er diesen Abend auf seinem Zimmer bleiben wolle. Am andern Tage war eine große Festlichkeit angesagt, nach welcher der König in seine Residenz zurückreisen wollte, und sein bereits vorgerücktes Alter machte ihm in solchen Fällen einige Schonung doppelt nothwendig.

Gegen seine Gewohnheit hatte er weder sein Quartett, noch Voltaire bei sich, sondern man sah mit dem achten Glockenschlage den allbekannten Taschenspieler zu ihm einlassen, der eine lange Audienz hatte und sich erst entfernte, als zwei Herren angemeldet wurden, welche nicht zu der nähern Umgebung des Königs gehörten.

Es war der Altgraf v. S., in Begleitung seines Sohnes, die heut zur Partie des Monarchen geladen worden

waren und sich zu ihrem großen Erstaunen allein bei ihm fanden.

„Meine Herren," rief er ihnen beim Eintreten entgegen, „wollen Sie es heute einmal nicht verschmähen, an der Unterhaltung eines Podagristen zu participiren. Ich habe bereits seit einiger Zeit observirt, daß Sie bei den glänzenden gesellschaftlichen Reunionen fehlen, und es ist mir nicht egal, zwei Cavaliere von Distinction sich aus meiner Nähe zurückziehen zu sehen."

Die Grafen verbeugten sich und versicherten von der allerhöchsten Auszeichnung tief durchdrungen zu sein. Mit Ungeduld erwarteten sie, daß noch Jemand erschiene, um die etwas trockene Unterhaltung zu beleben — allein vergebens. Der Altgraf brachte viel närrisches Zeug zu Markte, worauf Friedrich nicht zu achten schien, sondern größtentheils an Graf Hugo Fragen richtete, die sich auf seine Studien, seine Neigungen, seine Reisen und Verbindungen bezogen, und ihn in eine Art ängstlicher Verlegenheit brachten, welche er sich selbst nicht zu erklären vermochte.

„Wie man mir sagt, so stehen Sie im Begriffe, sich mit der aimabeln Marquise von Hauteroche zu verbinden," sagte Friedrich, „und ich muß Ihnen mein Compliment über den Gout machen, den sie bei dieser Wahl an den Tag legen."

„Es ist allerdings eine vortreffliche Dame, Ew. Majestät," erwiderte der Altgraf.

„In jeder Hinsicht eine respectable Partie," nahm der König das Wort, „Sie kommen dadurch auch mit dem Herrn von Voltaire in Verwandtschaft —"

„Ah ja, mit dem!" sagte naserümpfend der Altgraf, „Ew. Majestät wollen gnädigst zu verzeihen geruhen, diese Verwandtschaft ist es eben nicht, die wir bei der Mariage

ambitionniren — denn eigentlich ist Herr von Voltaire doch nur ein simpler Edelmann und lebt von seiner Feder —"

„Ei, und wovon muß man denn leben, um würdiger seinen Platz zu occupiren?" rief lebhaft der König.

„Herr von Voltaire," nahm Graf Hugo fein einlenkend das Wort, „ist eben so berühmt als Dichter und Philosoph wie als Freund unsers erhabenen Monarchen —"

„I nun ja —" lächelte der Altgraf, „solch eine höchst vornehme Bekanntschaft macht die Personnage allerdings interessant — aber ich meine — so eigentlich von Familie ist er denn doch nicht; und unser eins, die wir von altem Adel sind, gibt nicht viel auf so dergleichen Kunststückchen, wie sie der Herr von Voltaire mit seiner Feder machen kann."

Hugo rückte verlegen den Sessel: „Die Werke des Herrn von Voltaire —" wollte er eben sagen, aber sein Vater fiel ihm in die Rede: „Ich weiß, was Du sagen willst, sie sollen ganz artig zu lesen sein, aber Ew. Majestät wissen, daß ein Mann wie ich, der eine Hofcharge bekleidet, nicht im Stande ist, Verseleien zu lesen."

„Um wie viel sinke ich dann nicht in Ihren Augen," sprach lächelnd der König, „wenn ich Ihnen offen gestehe, daß ich nicht nur Voltaire's und Anderer Verse lese, sondern mir sogar einfallen lasse, schlechtere selbst zu fabriciren."

„Ah, wenn Ew. Majestät so etwas thun," rief, nach seiner Meinung, mit feiner Schlauheit der dumm-plumpe Höfling, „so geschieht das, um sich einen gnädigen Spaß zu machen, denn im Ernste, das kann ja gar nicht möglich sein!"

„Apropos!" wandte sich Friedrich zu Hugo, „ich glaube gehört zu haben, daß Sie an der Idiosynkrasie des Herrn

Papas nicht participiren; Sie lieben die schönen Künste — nicht wahr?"

„Ich bin ihr großer Verehrer," antwortete der junge Graf, hocherfreut, daß das Gespräch eine neue Wendung nahm.

„Sie waren in Italien?"

„Ja, Ew. Majestät!"

„Sie treiben Musik?"

„Zu Zeiten."

„Singen? Klavier?"

„Beides, Sire!"

„Der Tausend! Da fällt mir soeben ein, wo mag die celebre Sängerin hingekommen sein — Niemand denkt mehr an sie — und ich selbst vergaß, nach ihr mich zu erkundigen. Wissen Sie etwas von ihr?" fragte der König.

„Ich?" stotterte verlegen Graf Hugo.

„Ich muß in der That gestehen," fiel der Altgraf rasch ein, „daß ich für meinen Theil einen dégout vor dergleichen Personen hege. Es kommt mir, mit hohem Verlaub, wie jedes andere Gesindel vor und ist nicht werth, daß man davon viel fait mache."

„Ei, Sie haben charmante Sentiments, mein Herr," sagte Friedrich; „Sie stehen in Diensten bei dem Fürsten von Bielitz?"

„Zu Ew. Majestät Befehl —"

„Ich beneide den Herrn um seinen geistigen Diener!" rief der König, und während sich der Altgraf bis zum Boden neigte, wandte er sich von ihm weg zu Hugo: „Wie hieß doch die Sängerin, mein junger Herr? Dergleichen Notizen muß man sich bei Ihres Gleichen holen —"

„Signora Doriflea," erwiderte der Graf und zeigte ein todtenbleiches Antlitz. Da tönte, wie auf das Stichwort

eines Schauspielers, ein langverhallender Harfenklang durch das Gemach.

„Was ist das?" fragte scheinbar befremdet der König.

„Mein Himmel — war mir's doch —" meckerte furchtsam der Altgraf, dessen Sohn in ein stilles Brüten sich verloren hatte.

„Es ist sicher der Hexenmeister Philadelphia," sagte der König, „der hier im Nebenzimmer seine Präparationen macht und den ich zu unserm Delassement hierher beschieden. Er soll mir heute sein Versprechen lösen."

„Welches Versprechen?" erlaubte sich in seiner gesteigerten Angst der Altgraf zu fragen.

„Er soll uns die Sängerin citiren, wir wollen sie sehen, sie befragen. Ich wollte es dem Taschenspieler nicht rathen, sich mit geheimen Kräften zu brüsten, wenn er sie nicht wirklich besitzt," entgegnete Friedrich.

„O mein Himmel, der Mann ist Alles im Stande," sagte leise der Altgraf.

„Ich wollte lieber eine Sau anlaufen lassen, als diese Sängerin sehen," setzte er leiser, aus beklommener Brust, hinzu.

„Ein Jeder in seinem Fache!" sagte hingeworfen der König; „Sie sind ein musikalischer Jägermeister. Wir denken darin anders. Nicht wahr?"

Er wandte sich bei diesen Worten zu Hugo.

Dieser stand bleich und verlegen da.

Man konnte nicht länger im Zweifel sein, daß ein schweres Verbrechen dieses Herz belastete und daß die Kraniche des Ibicus das Haupt des Verworfenen umkreisten.

„Die scharfen Blicke, die nun aus Friedrich's majestätischen Augen auf Hugo wie Blitze des Weltenrichters herabschossen, vernichteten dessen Fassung gänzlich. Er schien

nicht mehr zu wissen, wo er sich befand. Er sah die von Schmerz gequälte, arme Betrogene vor sich; er hörte ihre Klagen, ihre Vorwürfe donnerten ihm in die Ohren, ihre Thränen flossen. So stand er da mit starrgeöffneten Augen und schien doch nichts von Allem zu sehen, was ihn umgab.

Da trat plötzlich eine Gestalt hart vor ihn hin, nicht gespenstisch, kein Traum seiner fieberhaft bewegten Einbildungskraft, doch nicht minder furchtbar zerschmetternd als diese. Es war die Gestalt des Herrschers, des Richters, Macht und Ernst, Zorn und Strafe in Zügen und Haltung.

„Er hat sich ehrloser, verbrecherischer Streiche gegen diese Sängerin schuldig gemacht,“ tönte des Monarchen Stimme, „sei Er still, ich weiß Alles — wenn ich strenge sein wollte, so verdiente Er — daß ich Ihm den Adel, auf den Er so stolz ist, nähme; und wenn das horrible Attentat wahr ist, was mir als ganz gewiß berichtet wurde, so wäre lebenslängliche Karre nicht zu hart für Ihn!“

„Welch ein Attentat?“ fragte bebend Hugo.

„Ein schändliches Weib, Seine Helfershelferin in der saubern Affaire, soll aus Italien ein Pülverchen mitgebracht haben, he? und sie soll nur auf Seine Einwilligung gewartet haben — so wurde mir für ganz bestimmt berichtet.“

„Sire,“ sagte, sich ermannend, Hugo, „nie würde ich darein gewilligt haben. Einen Mord! ich an Doriflea! oh, dieser Gedanke wäre nicht zu tragen gewesen. Ich liebte sie — ja — ich liebe sie noch — und nur dem Drange der Verhältnisse mußte ich weichen —“

„Die Verhältnisse hätten Ihn dazu drängen sollen, ein ehrlicher Mann zu bleiben,“ sagte der Monarch. „War

Ihm die Tugend des Mädchens zu hoch, so hätte das Verbrechen nicht die Leiter abgeben sollen, sie zu erreichen. War es Ihm denn keine Schande, die bindenden Eide, welche die Kirche fordert, vor Seinen vermummten Spießgesellen abzulegen? Schien es Ihm nicht unwürdig, mit Seinen elenden Helfershelfern ein so schnödes Geheimniß zu theilen und den Becher der Schande von ihren schmuzigen Lippen wegzureißen und an Seine hochgräflichen zu drücken; ei! was wär's denn so gar malhonnet für einen Cavalier, einer Bürgersdirne die Hand zu reichen, wohlverstanden, wenn ihre Attraits ihm imponiren?"

„Ew. Majestät, es wäre doch immer eine schmähliche Mesalliance!" wimmerte der Altgraf.

„Was versteht Er davon?" rief ihm der König verächtlich zu, und fuhr dann zu Hugo gewandt fort: „Ich will den Mesalliancen nicht das Wort reden und halte dafür, daß der wahrhafte Edelmann sein Blut mit dem edelsten seines Vaterlandes vermische und dem Throne die alten Stützen rein in angestammter, unwandelbarer Treue erhalte. Aber, wer heißt Ihm, sich ernstlich vergaffen? Ist es einmal so weit gediehen, so löst der Ehrenmann sein gegebenes Wort — um wie viel mehr der Ehrencavalier! Und nun — was denkt Er zu thun?"

„Ich will — ich werde —" stotterte Hugo zerknirscht.

„Er weiß es nicht. Wolan, so will ich es Ihm sagen, ich, Sein Souverain! Mit der Marquise ist es nichts, das wird Ihm Sein Verstand wol selbst sagen. Aber mit der Sängerin ist es auch nichts —"

„Ah!" stöhnte, wie wenn ihm ein Mühlstein von der Brust fiel, der Altgraf.

„Sie kennt Seinen ganzen Betrug, sie wurde vor der Werdenberg gewarnt; von Liebe für Ihn kann in ihrem

Herzen keine Rede mehr sein," fuhr der König fort, „aber Seine Frau muß sie dennoch werden."

Hugo hielt sich in ehrfurchtsvoller Haltung und blickte nicht in die Höhe; er erwartete den Spruch aus des Richters Munde. Nach kurzer Pause fuhr der König fort:

„Morgen mit dem Frühesten wird Er hier in der Dorfkirche ihr angetraut; ich selbst werde mich als Zeuge einstellen, und gleich nach beendigter Ceremonie wird die Trennungsacte vollzogen. Dann kann Er hingehen, wohin es Ihm beliebt."

„Und die Sängerin soll Gräfin S. heißen?" fragte kleinlaut der Altgraf.

„So ist mein fester, unwandelbarer Befehl," sprach der König, „und hiermit will ich Euch Beide entlassen haben."

19.

Am frühen Morgen stand der Priester am Altare, mit Meßgewand und Stola, die geweihten Ringe in einer silbernen Schüssel, die mit dem preußischen großen Wappen prangte.

Ein königlicher Wagen fuhr vor und heraus stieg eine tiefverschleierte Frauengestalt, von dem wohlgekannten Taschenspieler Philadelphia zum Altare geleitet.

Von der andern Seite nahte sich ein junger, todtenbleicher Mann, in schwarzer Kleidung.

In einem unfernen Betstuhle will man einen Herrn, in einen kostbaren Pelz gehüllt, bemerkt haben, der nach Aussage des Pfarrers sowol wie des Kirchendieners Sr.

königlich preußischen Majestät außerordentlich ähnlich gesehen haben soll, auf dessen allerhöchst speciellen Befehl diese sonderbare Trauung auch vollzogen wurde. Der alte Schulmeister saß an der Orgel und weinte, ebenso seine Frau, die vom Chore herabschaute.

Sonst war Niemand gegenwärtig. Die Kirchthüren wurden geschlossen. Bei dem „Ja" mußte der junge Mann an ein Fläschchen riechen. Die verschleierte Braut sah nicht einmal nach ihm hin. Nach geschehener Einsegnung wollte der Gatte zur Seitenthür hinausgehen, kehrte aber gleich wieder um und fragte seine eben angetraute Frau, laut und fest, daß es Alle hören konnten: „Wir trennen uns nun auf ewig! Vergib mir, was ich gefrevelt, und verschweig' meinem Kinde das Verbrechen seines Vaters!"

„Ich — vergebe —" hauchte es leise aus den Schleiern hervor; aber der junge Mann riß sich aus seiner zerknirschten Haltung auf, drückte dem Begleiter der Frau ein Papier in die Hand und warf sich in den vor der Seitenthür haltenden Reisewagen, der sogleich mit ihm in die weite Welt rollte. Das Papier enthielt die von ihm vollzogenen Stipulationen der Scheidung dieser soeben geschlossenen Ehe.

Aber die Vermählte schritt wankend zwar, doch freudig, von ihrem Begleiter unterstützt, dem unfern der Kirche liegenden Schulhäuschen zu, dessen Bewohner in stummem Gebete folgten.

Ehe sie die Schwelle überschritten, schlug sie ihren Schleier zurück, ein weinendes Auge strahlte aus dem bleichen Gesichte und suchte den Schulmeister. Er näherte sich.

„Ich komme wieder, wie Du es gewollt," sagte sie verklärt.

„Wie der Himmel es wunderbar gefügt," setzte der fromme Vater hinzu.

Die glänzende Festlichkeit, welche diesen Tag verherrlichte, den letzten, welchen der große Friedrich bei seinem Wirthe verlebte, ging unbemerkt an den glücklichen und doch zugleich tiefbetrübten Bewohnern des Schulhäuschens vorüber.

Noch spät am Abende überbrachte Philadelphia ein Handbillet des Königs, mit der Aufschrift: À Madame la Comtesse Dorothée de S. in französischer Sprache, dessen getreue Uebersetzung hier folgt:

„Madame! Das unverschuldete Leiden hat die gerechtesten Ansprüche an unser Herz, um wie viel mehr das Leiden edler Menschen an die Gerechtigkeit der Könige. Tragen Sie Ihr Loos mit Charakterstärke und widmen Sie der Erziehung Ihres Kindes, bei dem ich Pathenstelle vertreten will, alle nur mögliche Sorgfalt."

Andern Tages reiste der große Monarch nach Potsdam zurück, erfreuter über die Gelegenheit, welche ihm der Zufall geschenkt, eine königliche Handlung ausüben zu können, als über alle Herrlichkeiten, die während seines Aufenthaltes Graf Hoditz veranstaltet hatte, seinen hohen Gast zu unterhalten.

Dessenungeachtet nahm er eine sehr angenehme Erinnerung an diesen Aufenthalt mit, wie sich in seiner berühmten Epistel an den Grafen Hoditz genugsam zu erkennen gibt.

Dorislea, oder jetzt Dorothea Gräfin von S., zog nach dem unfernen Breslau und lebte dort in stiller Gemeinschaft mit ihren Eltern mehre Jahre in einem angenehmen Hause, das sie auf dem sogenannten Sande erkauft hatte. Sie wendete einen Theil ihres beträchtlichen Vermögens den Ursulinerinnen zu, welche sich mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend beschäftigten, und strebte auf diese Weise, die Mittel jenes würdigen Ordens hierzu in einen günstigern

Stand zu setzen. Nach ihrem bald erfolgten Tode ward der junge Graf Friedrich Hugo v. S. in die königliche Pagerie aufgenommen.

Die weise Schlichtung dieses Falles, die in mancher Beziehung an jenen gerechten Kalifen des Morgenlandes erinnert, bezeichnete die Anwesenheit des großen Königs in Roswalde, und Philadelphia verschaffte seine Mitwirkung dabei die Auszeichnung, eine Zeitlang des Monarchen Vertrauen zu genießen, bis seine übermüthige Dreistigkeit ihn plötzlich daraus entfernte.

Die Glocke von Czenstochau.

Eine Sage.

„Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.“
Hölderlin's Hyperion.

1.

Auf der gelben Sandebene, vom dunkeln Tannenwalde und fernen Berggipfeln umsäumt, erhebt sich inmitten der schwarzen, armseligen Hütten der Stadt der prächtige Dom zu Unserer Lieben Frau von Czenstochau, umgeben von den stattlichen Klostergebäuden, aus deren spiegelhellen Fensterscheiben die feisten Mönche mit rothen Backen der untergehenden Sonne nachschauen. Die vielen Glocken und Glöckchen auf den unzähligen Thürmen läuten den Abend ein, um die Bewohner von Wald- und Feldarbeit heimzurufen zum kärglichen Roggenbrei, nur von der vaterländischen Zwiebel gewürzt, und sich zu stärken zum morgenden

Frohndienst durch einen herzhaften Schluck Kornbranntweins und eine kurze Ruhe auf Tisch oder Bank.

Die Glöcklein waren schon lange durch's weite Feld von allen Thürmen erklungen, überall ließen sich ihre hellen, schönen Stimmen vernehmen; aber im großen Münster der Kathedrale, dem es eigentlich oblag, den Grundbaß zu dieser Melodie zu läuten, blieb Alles stumm. Unbeweglich sah man die schwere Glocke hoch oben in ihrer luftigen Stube hängen, und nicht ohne Schauer gewahrte man den kundigen Einwohner der Stadt nach diesem stummen Zeugen räthselhafter Ereignisse hinaufblicken.

Es ging aber die alte Sage von schreckhaften Dingen, die sich in diesem Thurme zugetragen haben sollten, zum Verwundern aller frommen Gläubigen, die es nicht begreifen konnten, wie dem Bösen die Macht gegeben war, in der Nähe des wunderthätigen Marienbildes zu hausen, zu dem stets Tausende von Wallfahrern strömten und sich seiner Hülfe erfreuten.

Der letzte Thürmer, der den Münster bewohnt und das Amt eines Glöckners versehen hatte, mußte gleich seinen Vorgängern viel von dem nächtlichen Spuke aushalten und endete dann auf eine grausenerregende Weise das Leben. Seit jener Zeit — es waren 50 Jahre — wollte Niemand wieder das Amt versehen, so sehr auch die Behörden mit Aufmunterungen freigebig waren.

Die Wohnzimmer und die Treppen im großen Thurme verfielen und alte graue Spinnen webten ungestört ihre luftigen Paläste in dem Riesenbau der Glocke.

2.

Das Geläute verhallte nach und nach, die Wanderer auf dem Felde, die der Stadt zueilten, wurden seltener, und die Sonne färbte nur noch den letzten Saum der Wolken, da warf an der fernen Waldecke ein junger, bleich aussehender Mann das schwere Holzbündel auf den Rücken, nahm die Axt in die erschlaffte Hand und wankte gebückt und keuchend dem Thore zu.

Die Kleidung des Mannes war eine Mischung von soldatischer und ländlicher Tracht, und seltsam stach die mit einem Ordenskreuze gezierte, zerrissene Reiterjacke und die Fouragiermütze gegen die bäurischen Bundschuhe und linnenen kurzen Hosen ab.

Das bleiche, tiefgefurchte Gesicht mochte einmal schön gewesen sein, Gram und harte Arbeit hatten die Jugend davon weggewischt. Helle Augen, braune Locken und ein wildwachsender Schnurrbart gaben ihm einen Ausdruck freundlicher Männlichkeit. Am äußersten Ende der Vorstadt stand eine Hütte, die kleinste unter den kleinen, die armseligste unter den armseligen, die man dort sehen konnte. Die Thür stand weit auf und ließ den dunkeln Raum erblicken, in dem nichts als einige Eichenklötze, etwas Reisig und eine Axt befindlich waren, schartiger und schlechter als die, welche der Mann aus dem Walde heimbrachte. Auf der Schwelle saß ein Knabe, nackt, wie er aus dem Schooße der Mutter gekommen war, gebräunt von der Sonne und vom Schmuze, die langen, blonden Locken voll Stroh und andern nicht dahin gehörigen Dingen, dem rückkehrenden Vater die Händchen entgegenstreckend. Vor der Thür stand ein junges, starkes Weib, das dem Manne das schwere

Holzbündel vom Rücken nahm, und nachdem sie ihm mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirne gewischt und einen Kuß darauf gedrückt hatte, munter fortging zum Nachbar, dem Bäcker, um für ihr Holz ein kleines Brot einzutauschen, halb aus Gerste, halb aus Kartoffeln gebacken, weil die Roggenbrote nur den Wohlhabendern zu Theil wurden.

3.

Das Kind war in einem Winkel der Hütte auf etwas altem Stroh zur Ruhe gebracht und lag da schlafend mit einem Stück Brote im Munde. Die unschmackhafte Speise wollte, nachdem der erste Hunger gestillt war, selbst diesem unverwöhnten Gaumen nicht munden. Die Eltern saßen in der Dunkelheit auf einem Eichenklotze nahe zusammen, sahen mit thränenleeren Augen auf das schlafende Kind und waren nur reich an Liebe. Es war rings Alles still, nur die Frau flüsterte ihrem Manne zu, daß sie der Hoffnung sei, bald wieder Mutter zu werden, und daß sie schon morgen zum Wunderbilde pilgern wolle, um für sich und das Kind Gedeihen zu erflehen. Der Mann drückte sie im stummen Schmerze an sich. Hatte doch bis jetzt das erworbene kärgliche Brot kaum zur Sättigung der Drei beigetragen, und wer sollte sich der Wöchnerin und des Säuglings annehmen, wer ihnen Pflege spenden? Waren auch viel Arme in der Stadt, so waren sie die Aermsten; war viel Elend rings verbreitet, so war ihr Elend das drückendste; diese Ueberzeugung hatten sie, und Verzweiflung ergriff das Herz des Mannes. Da tönten die hellen

Glocken und Glöckchen von den zahlreichen Thürmen zusammen, die Mönche zum Gebete rufend; nur die schwere Zunge in der Münsterglocke hing unbeweglich und tönte nicht mit, und ein Strahl von Hoffnung umzog die finstern Züge des armen Polen.

4.

Am andern Tage mit dem Frühesten schritt der Mann rascher und freudiger als gewöhnlich zu seiner Thür hinaus. Er drückte seinem Kinde und seinem Weibe einen herzlichen Kuß auf die Lippen und rief ihnen im Gehen mit rückgewendetem Kopfe zu: „Das Elend soll bald ein Ende haben; Ihr sollt Roggenbrot kriegen und Zwiebeln und Sonntags Fleisch, und meine Schnappsflasche soll nicht versiegen und mir Stärkung und Vergnügen spenden! Das schwör' ich Euch bei unserer lieben Frau und so wahr ich von adeligem Blute und Slachtschitz bin."

Die Frau konnte sich diese Worte nicht deuten. Sie besorgte, ihr Mann könne sich's vielleicht einfallen lassen, mit dem Raubgesindel zu verkehren, das in den Wäldern hauste und die Reisenden überfiel und ermordete. Trüber Gedanken voll saß sie am hohen Mittage auf ihrer Schwelle und fühlte keinen Hunger, da sie an die gefährlichen Unternehmungen ihres Mannes dachte, und bemerkte eben so wenig das vor Hunger weinende Kind, das ihren Rock zupfte, als den wirbelnden Rauch, der in goldenen Säulen aus den Schornsteinen der Nachbarn emporstieg. Plötzlich springt sie erschreckt auf, denn sie sieht ihren Mann, zu dieser ungewöhnlichen Stunde, nicht den Weg vom Holze

her, von wo er Abends heimkehrte, sondern aus der Stadt kommen.

„Uns ist geholfen!“ rief er ihr freudig zu. „Unsere Dürftigkeit hat ein Ende. Wir werden eine schöne Wohnung beziehen, Essen und Trinken und Kleider in Hülle und Fülle haben und stolz über unserer Mitbürger Köpfe hinwegsehen. Ja, ja, gutes Weib, unser Kind, das Du unter dem Herzen trägst, wird hochgeboren sein!“

Erstarrt sah ihn das Weib an. Zu der Furcht vor den Räubern gesellte sich nun noch die Angst, der gute Mann könne wol gar toll geworden sein.

„Nein, nein, es ist, wie ich Dir sage,“ fuhr er fort, Alles ist in Ordnung. Laß uns unsere Aexte und einiges Holz mitnehmen; dieses Geld haben sie mir versprochenermaßen gegeben, in diesem Augenblicke ziehen wir hinauf in die neue Wohnung und diesen Abend wird Czenstochau den feierlichen Schall seiner großen Glocke vernehmen.“

Das Weib war keiner zusammenhängenden Rede mächtig. „Wie? Du wolltest —“ war Alles, was sie sagen konnte, und mit Thränen drückte sie den Kopf des Kindes an ihr Herz und sah dann mit Wehmuth auf ihren Mann.

„Ich weiß, was Dich abhält, meine Freude zu theilen,“ sprach der Mann nach einer Pause; „Du fürchtest Dich, die Wohnung im Thurme zu beziehen. Doch sei getrost. Wir haben nichts Böses begangen und daher kann die Macht des Bösen uns auch nichts anhaben. Wir übergeben uns und das Haupt unseres geliebten Kindes dem Schutze unserer lieben Frau. Sind es aber nur böse, teuflische Menschen, die den Spuk im Thurme verüben, so können wir ganz ruhig darüber sein. Wir Beide sind kräftig und, mit unsern Aexten bewaffnet, wollen wir schon unser Leben vertheidigen. Darum sei getrost. Die Herren

auf dem Rathhause waren hoch erfreut, als ich mich zu der Stelle meldete, und zahlten mir sogleich dies Sümmchen aus, um mir meine Wohnung mit allen Bequemlichkeiten zu versehen. Und das wollen wir denn auch thun. Komm, nimm die andere Axt und das Kind, folge mir in die Stadt, wir wollen unsere Einkäufe machen und dann fort zum Kloster."

5.

Zagend folgte die Frau ihrem Manne, der rüstig voranging. In den Straßen sammelten sich viele Neugierige, die die Waghälse sehen wollten, welche das verrufene Quartier bezogen und ihr Leben für schnöden Gewinn auf's Spiel setzten. Ein Blick auf die Leute war genug, um die Gründe darzuthun, die sie dazu vermochten. Kopfschüttelnd und mitleidig, tröstend oder höhnend war die wachsende Menge dem neuen Thürmer und seiner Familie bis zur kleinen Klosterpforte gefolgt, der, mit Geräthschaften und Lebensmitteln beladen, jetzt dort an der Glocke zog. Ein Bruder öffnete. Die Behörde hatte bereits melden lassen, daß ein Thürmer endlich gefunden sei, damit ihm die Schlüssel überantwortet würden. Der Mönch nöthigte den Mann zum Eintritt in das Kloster, um sich dem Guardian vorzustellen, während Frau und Kind vor der Pforte seiner Rückkehr harren mußten.

Nach einer ziemlich langen Pause trat der Thürmer wieder zur Pforte heraus, die schweren Schlüssel in der Hand, und öffnete die Thür in dem kleinen, runden Seitenthurme, wo er mühsam mit den Seinen und belastet mit

den eingekauften Sachen hinaufstieg und athemlos das Wohnzimmer, in beträchtlicher Höhe auf dem majestätischen Münster gelegen, erreichte.

6.

Mit ängstlich scheuer Miene betrat die Frau die Schwelle ihrer neuen Wohnung, und selbst dem Manne schien etwas Anderes als das Steigen der Treppe den Athem genommen zu haben.

Obgleich die Sonne draußen noch freundlich schien, so herrschte in diesem Raume bereits eine Dunkelheit, welche die Gegenstände kaum erkennen ließ. Es kam dies von den kleinen runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben her, die von der Sonne verbrannt waren und nun ihren Strahlen den Eingang wehrten. Die Wände deckte ein schmuziges Grau, altes Geräthe stand in Unordnung rings umher, als hätte der Bewohner dieses Zimmers es soeben in Eile verlassen, und doch hatte seit einem halben Jahrhundert kein Mensch diese Schwelle überschritten.

In einem Winkel stand ein breites Bette, Kissen und Polster herausgezerrt, und an der Wand erblickte man Flecken, die von verspritztem Blute herrührten und die, wie die Sage ging, weder Kalk noch Farbe zu übertünchen vermochten. Die arme Frau schauderte zusammen und umklammerte ihr Kind, dann fing sie an, auf das Zureden ihres Mannes mit geschäftiger Hand die Stube aufzuräumen und in der daran stoßenden Küche den mitgebrachten Hausrath in Ordnung zü bringen. Während deß stieg der Thürmer in die Glockenstube, ordnete und befestigte die

Stränge und, als er damit zu Ende war, setzte er sich mit seiner Familie zum Abendessen, das aus reinlicher Schüssel nach langer Zeit zum ersten Male ihm entgegendampfte.

„Den Herren im Kloster schien es gar nicht einmal Recht zu sein, daß sie einen Thürmer erhielten; die Aufnahme war mindestens nicht freundlich und brummend übergaben sie mir die Schlüssel. Was aber liegt mir daran — sieh, Weib! wie es uns jetzt geht, wie wir uns an warmer Speise satt essen können, wie es unserm Kleinen schmeckt! Und dann, wie ruhig und still wirst Du Dein Kind hier in die Welt setzen, ich kann Dich den ganzen Tag über pflegen, denn ich habe Geld und brauche nicht in den Wald zu gehen. Unsere jetzige Wohnung und unsere frühere, welch ein Unterschied! Und in einem Bette werden wir schlafen — und frisches Stroh in den Strohsack hole ich noch heute für uns herauf; wenn Du aber den Säugling stillst, so liege ich und der Große da auf Stroh an der Erde und überlasse Dir und dem kleinen Kinde willig das Bett.“

Die Blicke der Frau fielen auf das Bett und sie schauerte zusammen, als sie die Blutflecke an der Wand sah.

Der Mann bemerkte es.

„Laß die trüben Grillen; wer weiß, was es mit den Schauerkunden für eine Bewandtniß haben mag. Uns wird Niemand was anhaben — und sieh einmal, ist es nicht tröstlich dort, die großmächtige, schwarze Eisenthür mit dem ungeheuern Schlosse führt gerade zur Kirche hinunter, durch das Riesenschlüsselloch erblickst Du tief unten in weiter Ferne den Hochaltar und das Muttergottesbild. Sind wir in dieser Nähe nicht im heiligen Schutze des Himmels und ganz sicher?

Die Wanduhr, die sie mitgebracht hatten, zeigte jetzt die

Stunde, wo zum Abendsegen geläutet werden mußte. Keine der vielen kleinen Glocken und Glöckchen ließ sich heute vernehmen, Alle warteten auf den ersten Schlag vom Münster. Da stiegen Beide, Mann und Frau, die beschwerliche Leiter hinan und zum ersten Male ertönte wieder nach funfzig Jahren der volle, schöne Schall über Stadt und Feld, und erst nach mehren erfolgten Schlägen stimmten die andern Glocken ein. Und die vom Felde und aus dem Walde heimkehrenden Menschen und die Bürger in der Stadt blickten hinauf zur hohen Gallerie, wo der Thürmer und seine Frau voll Muth und Vertrauen die Glockenstränge zogen und ihre freundlichen Augen auf der Abendlandschaft ruhen ließen.

7.

Als am andern Morgen die Frau die Augen aufschlug, stand ihr Mann lächelnd vor ihr. Das Kind spielte am Boden. Die kleinen Fenster waren geöffnet und der frische, helle Morgen schien freundlich in die Stube. Die Vögel flogen hin und wieder und setzten sich auf vorragendes Gestein dicht ans Fenster; sie waren lange schon daran gewöhnt, daß sie hier von keinem Menschen gestört würden. Durch die Eisenthür von der Kirche schallte dumpfes Gemurmel der Mönche herauf, die sich unten zum Gebete versammelten, und das Klappern ihrer Holzschuhe in den langen Kreuzgängen war ganz deutlich zu vernehmen.

„Nun? Die erste Nacht ist, wie ich glaube, ohne Spuk hier oben verstrichen,“ rief scherzend der Mann, „es wäre denn, der Spuk habe sein Wesen getrieben, während

wir im festen Schlafe gelegen haben. Ich glaube, wir haben alle Drei während der ganzen Nacht kein Auge aufgemacht — ja, es ist freilich ein Anderes, auf der bloßen Erde oder im Bette zu ruhen — und noch dazu, wo's nicht geheuer ist!"

Die Frau stand schnell auf und nachdem sie dem Manne sein frevelhaftes Spotten vorgeworfen hatte, sprach sie ihr kurzes Morgengebet und Beide stiegen hinauf in die Glockenstube, um zur Frühmette zu läuten. Viele Thüren in den kleinen Häusern öffneten sich sogleich, wie die ersten ernsten Töne der großen Glocke durch die reine Morgenluft feierlich einherzogen, und freudig wandten sich die Köpfe hinauf zu Thürmer und Thürmerin, für die unten während der Nacht wol manches Gebet zum Himmel geschickt worden war.

Nach der Messe kam ein alter freundlicher Mönch zum Thürmer und brachte ihm Grüße von den Brüdern. Unter der Kutte trug er eine große Flasche, die er lächelnd auf den Tisch setzte.

„Ich bin der Pater Kellermeister," sagte er, „und hier bring' ich Euch eine Magen- und Herzstärkung, die Euch gewiß munden soll. Ihr seid ein muthvoller Mann, wie Ihr gezeigt habt, aber die Abende bringen wol einen eignen Schauer über den Muthvollsten hier oben, und sich dessen zu erwehren, wird ein Zug aus dieser Flasche Euch nicht undienlich sein. Die Soldaten nennen dergleichen Sorgenbrecher, wir Patres Grillenscheucher, je nun, bei Euch wird es wol ein Geisterbanner werden. Seid fromm und lobet Gott, haltet fest an der heiligen Kirche, liebet ihre Diener, und thut Ihr je dann und wann einen Zug, auch wol ein paar aus dieser Flasche, so wird Euch die Hölle mit ihrem Spuke nichts anhaben!"

So sprechend, ließ sich der alte freundliche Mönch die Hände ehrerbietig küssen und verließ die Thürmerfamilie, versprechend, er würde, wenn die Flasche geleert wäre, mit einer andern aus seinem reichlichen Vorrath gern aufwarten.

Der Thürmer aber verschloß die Flasche sorglich. Er war des Weines nicht gewohnt und wollte ihn als eine herzstärkende Arznei für Krankheitsfälle sich aufsparen.

Als er am Vormittage unten auf der Straße erschien, drängte sich ein Schwarm Neugieriger herzu, um ihn mit Fragen zu bestürmen. Alles wünschte ihm Glück zu dem bestandenen Wagniß, und da es Zeit war, wieder zur Messe zu läuten, stieg er zur Frau in den Thurm hinauf, beladen mit Kleidungsstücken und andern Geschenken, die fromme Leute den Armen willig spendeten.

So war der erste Tag, gleich der ersten Nacht, ruhig verstrichen. Die zweite war wiederum hereingebrochen und noch saßen sie bei der Lampe, über den Glückswechsel, der sie betroffen, freundlich kosend. Das Kind schlief bereits und rings umher regte sich nichts im Thurm und in der Kirche.

Plötzlich horchten Beide erschreckt auf.

„Hörtest Du's auch?“ fragte Eines das Andere zu gleicher Zeit mit gedämpfter Stimme.

„Dort hinter der großen Eisenthür,“ setzte die Frau ängstlich hinzu.

„Es klang wie leises Gespräch“, sagte der Mann.

Und Beide wagten nicht aufzustehen und durch das Schlüsselloch zu sehen; auch war es jetzt ganz still geworden.

„Siehst Du,“ sprach die Frau ängstlich, „nun geht es schon los. Gestern schliefen wir nur zu fest, um den Sabbath zu vernehmen.“

„Ei, ist's von der Art," scherzte der Mann, „daß man's ruhig verschlafen kann, so ist es leicht zu bannen; wenigstens soll's uns nicht erschrecken, wenn es kommt."

Mit diesen Worten öffnete er den Schrank und nahm die große Flasche heraus, die ihm der Mönch gebracht hatte.

„Wir dürfen ja nur diese leeren und ich bin überzeugt, wir schlafen Beide fest und gut."

„Was willst Du thun?" rief die Frau; „den Wein, der mir im Kindbette Stärkung geben soll, willst Du vergeuden? Nein, wir wollen nicht schlafen; wachen wollen wir und beten!"

Ein leises Geräusch wurde jetzt wieder hinter der großen Eisenthür hörbar; es war, als ob sich etwas entfernte.

Die Leute im Thurme beteten, löschten die Lampe und legten sich nicht ohne Angst nieder; aber bald waren sie eingeschlafen und der zweite Morgen weckte sie eben so freundlich nach einer ruhigen Nacht, wie der erste es gethan hatte.

8.

Jetzt hatten sie bereits eine Woche in dem Thurme verlebt, und abgesehen von dem Spuke hinter der Eisenthür, der sich wie leises Geflüster bei einbrechender Nacht vernehmen ließ, war nichts vorgefallen, was sie erschreckte oder auch nur im Geringsten ihre Ruhe störte.

Sie lebten im Gefühle des größten Glückes und freuten sich, daß sie den Muth gehabt hatten, die Furcht zu besiegen, die ein Ammenmärchen erzeugt hatte. Ihre freundliche Umgebung, die Stube, die jetzt ein wohnliches Ansehen bekommen hatte, und die herrliche Aussicht vermehrten ihre heitere Stimmung, und wären die Blutflecke am Boden und

an der Wand nicht gewesen, die trotz des Scheuerns und Tünchens nicht fortzubringen waren, so würde nichts an die Schauergeschichte des vorigen Thurmbewohners erinnert haben.

Freundlich lächelnd trat der alte Mönch eines Morgens zur Thür herein, abermals eine große Flasche unter der Kutte hervorziehend und auf den Tisch setzend.

„Ich komme, die leere abzuholen,“ sagte er dabei; „hat Euch ihr Inhalt gemundet?“

Entschuldigend sagte die Frau, sie habe den köstlichen Trank bis zu ihrem Wochenbette versparen wollen und nicht zugegeben, daß ihn der Mann austrinke.

„Oho,“ rief der lachende Pater, sich den Bauch streichend, „bis dahin könnt Ihr noch viele gefüllte Flaschen von Eurem Freunde Kellermeister erhalten. Trinkt diesen hier auf meine Gesundheit zu Nacht, versteht Ihr? Heut' ist der einundzwanzigste und der Vorabend vor dem Fest eines großen Heiligen. Erstens gebührt sich's da, einen Becher zu leeren, um der himmlischen Freuden schon hienieden sich theilhaftig zu machen, und zweitens sind die Vorabende vor den großen Festtagen bei uns im Kloster verrufen. Da treibt oftmals der Schwarze sein böses Spiel, und ist es wirklich nicht geheuer, so könnt Ihr's heute erfahren. Nun, lebt indeß wohl, und macht, daß ich bei meinem nächsten Besuche die leeren Flaschen mitnehmen kann.“

Bei diesen Worten gab er Allen den Segen, ließ sich dafür die Hände küssen und ging zur Thür hinaus. Lange war das Klappern seiner Holzschuhe und das Klirren seines schweren Schlüsselbundes auf der Wendeltreppe verhallt und noch immer standen die beiden Eheleute einander stumm gegenüber.

9.

„Also heut' könnt's losgehen!“ sprach der Thürmer zu seiner Frau, da sie vom Abendläuten herunter ins Zimmer kamen. „Nun, wie Gott will!“ setzte er andächtig hinzu.

Die Frau war bleich und traurig.

Das Kind lag bereits im tiefen Schlafe da und Alles war in dieser Höhe ruhig und still. Selbst das Knarren der schweren Thurmfahne wurde nicht vernommen, so windstill war die Nacht. Es mochte nicht weit von Mitternacht sein. Die Eheleute saßen stumm und ernst da und konnten sich fast nicht mehr des Schlafs erwehren.

„Es kommt wieder nichts, laß uns zur Ruhe gehen,“ sprach der Mann. „Aber dem guten Pater zu Ehren wollen wir die eine Flasche öffnen und ihren Inhalt kosten, ehe wir einschlafen.“

Die Frau holte sie herbei und Beide ließen nun wechselsweise, die Flasche an den Mund setzend, den wahrhaft köstlichen Inhalt in die Kehle gleiten.

Ueber die Hälfte war bereits die Flasche leer, da schien es ihnen, als vernähmen sie das Geräusch hinter der großen Eisenthür. Ein Schauer packte sie, es schien etwas Ungewöhnliches es zu begleiten, es strich ein feuchter Luftzug durch das Zimmer, sie schüttelten sich wie im Fieber. Schnell leerten sie die Flasche ganz, löschten die Lampe und suchten das Bett.

Eine Aengstlichkeit hatte sich ihrer bemächtigt, es lag wie Blei auf ihnen und sie vermochten sich nicht zu rühren. Sie lagen in einem Zustande des Träumens und waren doch nicht fest eingeschlafen.

Da tönte dumpf der erste Schlag der Mitternachtsstunde

und erschütterte das Gebäude. Die große Eisenthür wurde rasselnd aufgerissen, ein dicker Dampf füllte das Zimmer und das klägliche Angstgeschrei ihres Kindes drang in die Ohren der durch Ohnmacht gefesselten Eltern.

10.

Am andern Morgen war keine Spur von den nächtlichen Erscheinungen. Das Kind war anscheinend munter und der Mann war nicht abgeneigt, das Ganze dem genossenen Weine zuzuschreiben.

„Wir wollen in Zukunft die Gaben unseres Freundes Kellermeister nicht so reichlich genießen,“ sagte der Mann. Die Frau kreuzte sich und sprach leise einen frommen Stoßseufzer.

Mehre Tage und Nächte vergingen ohne besondere Erscheinungen und der gute Mönch hatte sich wieder nach gewohnter Weise eingestellt. Diesmal brachte er drei Flaschen mit. „Ich bin zu alt und zu dick, um so oft, wie bisher, in Eure Zelle steigen zu können,“ sprach er lächelnd, „daher bringe ich Euch Euern Vorrath für längere Zeit. Ich hoffe, er soll Euch munden. Habt Ihr die Flaschen geleert, so könnt Ihr sie mir herunterbringen und neue gefüllte holen; unser Keller hat mehr von der Sorte und Ihr braucht Eure Kräfte hier oben.“

Er erkundigte sich, ob der Spuk etwa vernehmbar gewesen wäre, und lächelte, als ihm die Leute das Ereigniß jener Nacht erzählten.

„Leert Ihr heute wieder eine Flasche,“ sprach er mit seiner gewohnten Freundlichkeit, „so wette ich mit Euch, der Spuk bleibt nicht aus. Die Geister leben und weben in

dem alten Weine. Darum versucht's nur noch einmal, um hinter die Sache zu kommen."

„Es ist die Folge der Trunkenheit," sprach der Mann verdrießlich. „Ich erinnere mich aus meinem Soldatenleben ähnlicher Erscheinungen." Er suchte die Angst der Frau wegzuscherzen und sprach davon, wie man sich daran gewöhnen müsse, den Wein zu vertragen, da seine Bekanntschaft mit dem Pater Kellermeister ihm die schönste Gelegenheit dazu darböte.

„Siehst Du die blauen Flecke?" schrie mit einem Male die Frau, indem sie ihm das nackte Kind hinhielt, dessen Körper mit Flecken bedeckt war, bei dessen Berührung der Kleine ein durchdringendes Geschrei ausstieß.

„Ei, das Kind wird sich gestoßen haben," brummte der Vater, um der Mutter die Sorge zu benehmen.

Doch mit schwerem Herzen ging er an sein Geschäft, fest entschlossen, sich diese Nacht des Schlafs zu erwehren und, ohne der Flasche zuzusprechen, den unheimlichen Spuk zu erwarten.

Die Nacht kam, das Kind schlief, ängstlich harrend saßen beide Eheleute, den Athem einhaltend, die zwölfte Stunde erwartend. Der Spuk blieb aus. Nichts, als das leise Rauschen hinter der Eisenthür wurde auf Augenblicke hörbar, dann verschwand es, und eine Todtenstille herrschte im ganzen Gebäude. Aber die Eltern blieben sorglich wachend an dem Bette ihres Kindes sitzen, das ruhig fortschlief; und die Morgensonne schien bereits durch die Fenster, und kein Schlaf hatte die Augenlider des Thürmers und seiner Frau erquickt, die von Zweifeln geängstigt ihr Tagesgeschäft begannen und erst in der frischen Morgenluft von ihrer Höhe, beim Tönen der mächtigen Glocke, und indem die Worte eines alten Gebetes durch ihre Seele

zogen, die nächtlichen Erscheinungen für die Wirkungen eines schweren Traumes, vom Genuß des Weines erzeugt, halten konnten.

11.

Viele Nächte waren nun schon von den Eheleuten durchwacht worden.

Ihre Augen waren roth, die Glieder ermattet, die Arbeit am Tage ließ nicht zu, den verlorenen Schlaf zu ersetzen, und Beide dachten bei ihrem jetzigen Ueberflusse wol manchmal mit stillem Bedauern an ihre frühere Arbeit, wo die Müdigkeit auf hartem Boden ihre Augen schloß, wo sie bei offener Thür unter dem Schutze des Himmels ruhig schliefen, und die heitere Sonne sie doch auch, wie die Reichen und Glücklichen, in ihrer Herrlichkeit beschien.

Den schweren Kopf in die Hand stützend, saßen die Leute eines Abends da; die Augen fielen ihnen zu, sie waren nicht mehr vermögend, den Schlaf zurückzuhalten.

„Heute, gutes Weib! thue, was Du bis jetzt immer ablehntest. Schlafe einige Stunden, und ich allein werde wachen. In meiner Obhut ist das Kind, bist Du eben so sicher, als wenn Du die Sorge mit mir theilst. Ist Mitternacht vorüber und der Morgen bricht heran, dann magst Du mich ablösen, und indeß Du das Frühstück bereitest, werde ich der Ruhe genießen. Der Spuk scheint überdies müde geworden zu sein, uns zu necken, ich denke, er soll uns ferner in Ruhe lassen."

Nach vielem Zureden entschloß sich endlich die Frau nachzugeben, und legte sich nieder an die Seite ihres Kindes, wo die Ermüdete bald in schweren Schlaf fiel. Der

Mann saß da und erwartete, mit Mühe sich aufrechthaltend, die Stunde der Mitternacht.

Seine Abspannuug hatte den höchsten Grad erreicht, es kam ihm in den Sinn, man könne durch einen mäßigen Genuß geistigen Getränkes verlorene Kräfte wieder ersetzen und den erschlafften Sehnen neue Spannkraft verleihen. Dieser Gedanke, und die dadurch rege gewordene, dem gemeinen Polen ganz besonders eigene Lust an diesem Genusse ließen ihm keine Ruhe. Er schlich leise an den Wandschrank, wo die Flaschen des Mönchs noch unberührt dastanden. Er nahm sie behutsam heraus, hielt sie gegen die Lampe und erfreute sich ihrer Klarheit und ihres herrlichen Geistes, der in Gestalt von unzähligen größeren und kleineren Perlen bei der leisesten Berührung vom Boden der Flasche aufstieg.

„Nur eine ganz kleine Stärkung,“ dachte er, „nur einen herzhaften Schluck, und dann die Flasche schnell wieder an ihren Platz gesetzt.“

Immer lüsterner wurde sein Gaumen, den Inhalt der Flasche zu kosten. Der Form, sowie der Farbe nach, schien ihm dieser Wein von dem frühern verschieden zu sein. Fest war er überzeugt, der gute Mönch habe eine leichtere Sorte gebracht, da er ihm gesagt, welche Wirkung der erste Wein auf ihn und seine Frau gemacht habe. „Es wird ja das Leben nicht kosten,“ murmelte er vor sich hin, und indem er das alte polnische Liedchen:

„Es schlafen nicht Alle,
Welche die Augen schließen,“

ganz leise sang, schlich er auf den Zehen zum Bette und überzeugte sich, daß Frau und Kind im festesten Schlafe lagen. Nun kehrte er zum Tische zurück, ergriff die Flasche mit beiden Händen, packte den Kork mit den Zähnen und

drehete ihn geschickt aus dem Halse. Der würzhafte Geruch des Weines drang beseligend ihm in die Nase, er setzte die Flasche an den Mund, und im Nu war die Hälfte des Getränkes hinuntergegleitet. Mit einem derben Ah! strich er sich den benetzten Bart, seine Augen leuchteten, und die Blicke fest auf die Flasche gerichtet, setzte er sich am Tische nieder, so viel Muth im Herzen, als dazu gehörte, die gesammte Hölle herauszufordern.

Nach weiser Eintheilung that er die folgenden Züge, so oft der große Klöppel der Thurmuhr das Vorrücken der Zeit verkündete, und demnach geschah es, daß die Mitternacht nahe war, als vor dem Thürmer die völlig geleerte Flasche, neben der trübbrennenden Lampe, auf dem Tische stand, während er sich mit Mühe auf seinem Sitze aufrecht erhielt.

Immer dunkler schien ihm die Lampe zu werden, jetzt war eine graue Dämmerung im ganzen Gemache verbreitet, Alles drehte sich um ihn, er wollte ein Fenster öffnen, erhob sich mühsam vom Stuhle, der Boden wankte, und seine Sinne verließen ihn.

12.

Der Tag war angebrochen und das laute Wehegeschrei der Frau erweckte den noch im schweren Schlafe am Boden liegenden Thürmer. Erschreckt riß er die Augen auf und erblickte neben sich die Leiche seines Kindes, über dessen zerschelltem Köpfchen die trostlose Mutter sich beugte und ihren herzzerreißenden Klagen freien Lauf ließ.

Neben den alten, unheilkündenden Blutstropfen erglänzten jetzt die frischen ihres eigenen Kindes.

Sie liefen sogleich hinunter und machten die Anzeige des schrecklichen Vorfalls. Die Mönche zogen hinauf in feierlicher Procession mit Kerzen, Weihwasser und Kreuzen, aber die armen Eheleute gingen die schmale Wendeltreppe wieder hinab, das zerschmetterte Kindlein in den Armen, zur ruhigen Hütte ihres frühern Elends.

Kein Thürmer bewohnt seitdem jenes Zimmer, und wenn alle Glocken und Glöckchen in Czenstochau zu erklingen beginnen, die große majestätische Domglocke bleibt stumm und scheint zu trauern über die Gräuel, die in ihrer Nähe verübt wurden und die eine spätere Zeit vielleicht einst enthüllen wird.

Dem neugierigen Reisenden aber wird im Glanze der freundlichen Sonne, vor deren Macht grausige Spukgebilde verschwinden, das Zimmer im Thurme geöffnet, wo er von Schauder ergriffen die Blutflecke auf Wand und Fußboden noch heutzutage erblicken kann.

Ludlamshöhle.

Ich hatte seit frühester Jugend einen ganz eigenen Begriff von Wien; ich konnte mich nicht enthalten an Utopien dabei zu denken. Alles, was man von dort hörte, klang so zauberisch; einige Gemälde, die ich täglich vor Augen sah und wovon das eine eine prächtige Schlittenfahrt vorstellte, die über den Mehlmarkt fuhr, das andere aber Wien im Sonnenglanze und Sommerschmucke zeigte, vom Belvedere aufgenommen, hatte meine jugendliche Phantasie ganz wunderbar erhitzt. Die weißen Dächer und die großen, alten Häuser des Mehlmarktes, der Schnee auf dem weiten Brunnenbassin und die grotesken Formen der Schlitten, die reichen und prächtigen Pferde, reitende Dienerschaft und die vornehmen Herrschaften selbst in dem abenteuerlichsten Wintercostüm aus der Zeit Maria Theresia's, an denen der Maler keine grelle Farbe gespart hatte; auf dem andern Bilde der regelmäßige Palast, mit den geradlinigen Alleen und den

Parterres im Geschmacke Ludwig's XV. und der Aussicht auf den Kern der altehrwürdigen Stadt. Zu diesen Vorstellungen kam noch die Bekanntschaft mit einem alten Wiener, der durch ungewöhnliche Schicksale in meine ferne Vaterstadt verschlagen wurde, der „spat" für „spät" sagte, und „halt" blos zum Vergnügen, wie aus Uebermuth; ein Wort, das gar nichts bedeutet und überall an seinem Platze steht, nichts verdirbt oder verunstaltet, ohne doch zum Verständniß etwas beizutragen. Dieser Mann war ein Mystiker und mit Joseph II. nicht eben sehr zufrieden; er trieb einen Lederhandel und sprach jeden Abend von Fasanen mit Kraut, wie von einem verlorenen Glück, von einer schönen Erinnerung, von einem Jugendtraum, dessen Verwirklichung er nie mehr erleben sollte. Mehr als dieser alte, schwärmende, fasanenliebende Lederhändler, mit dem bleichen, hagern Gesichte, den buschigen Augenbrauen, und den langen knöchernen Fingern, wußte mir aber eine gar holde Schönheit von Wien zu erzählen. Sie war als Mädchen hingereist, um einen alten Baron zu heirathen, der am Morgen nach der Brautnacht aus famösen Gründen sich von seinem eben angetrauten Weibchen gerichtlich scheiden ließ. Die liebenswürdige Frau erschien daher bald wieder auf dem Schauplatze ihres frühern Glücks, wie ihrer frühern Triumphe. Sie glaubte, die tausendzüngige Fama würde ihr so weit nicht folgen; sie verbreitete, ihr alter Mann wäre plötzlich an ihrer Seite vom Schlage gerührt worden; aber dennoch wußte nur zu bald die ganze Stadt, daß der alte Baron in Wien noch bei gutem Befinden existire und einer Caprice wegen sich selbst um das Vergnügen beraubte, der Mann eines schönen, gefälligen Weibes zu sein.

Ich bemerkte die Baronin zuerst im Theater; sie saß auf einer Estrade, worauf die Sperrsitze sich befanden, und

ihre netten Füßchen waren in gleicher Höhe mit meinem Kopfe. Einst legte ich meine Hand auf die vorspringende Brüstung der Estrade und ward heftiger erregt, als wenn man plötzlich den warmen, würzigen Athem eines schönen Kindes in seiner Nähe verspürt, denn ich fühlte einen warmen Fuß und ein leises, wie absichtloses Huschen überzeugte mich, daß es ein Füßchen war, wie es in Wien häufig, in meiner Vaterstadt aber sehr selten angetroffen wird. Der zarte, schwellende Muskel drängte sich aus dem seidenen Schuh — ich belachte den Thoren, der sich freiwillig von diesem Füßchen hatte lossagen können, denn ein scheuer Blick nach oben, so scheu und schnell wie die Betastung des Pedals, zeigte mir die erröthende Baronin — aber zu gleicher Zeit spürte ich einen leisen Druck; ich blickte noch einmal auf und die Baronin schlug die Augen nieder, und die Spitze des Füßchens drückte stärker auf den fremden Gegenstand nieder, der sich ihm genähert hatte. Ich schwamm in Seligkeit! In meinem Leben bin ich nicht entzückender getreten worden! Zur Ehre meiner Schönen muß ich jedoch noch hinzufügen, daß dieser beglückenden Fußsprache eine wochenlange Augensprache voranging und daß meiner Kühnheit füglich keine andere Erwiderung an diesem Orte zu Theil werden konnte.

Wir hatten uns bald verstanden und dieser Bekanntschaft verdankte ich die interessantesten Aufschlüsse über den Charakter und das Treiben der Wiener, über ihre luxuriöse Lebensweise und das Haschen nach geräuschvollen Genüssen, welches dort noch jetzt die Stelle der höhern Ausbildung aller gesellschaftlichen Verhältnisse vertritt und zugleich für den Mangel des politischen Elements in der Gesellschaft entschädigen muß. Ein junges, geistreiches Weib ist der feinste Beobachter, und meine Baronin, mit dem weißen

Nacken und den dicken, rabenschwarzen Locken, die sich darauf ergossen, war mir ein „österreichischer Beobachter,“ den der des Herrn von Pilat nie zu erreichen im Stande sein wird.

Nicht lange durfte ich jedoch in diesen Armidischen Netzen weilen, das Lied

„Die Trommel ruft, die Fahne weht,“

riß auch mich aus meiner süßen Ruhe, aus den Armen meiner Geliebten. Ich verließ sie so traurig, wie man mit achtzehn Jahren sein kann, und eben so treu; ich bekam den zärtlichsten Abschied in den Kauf und habe sie seitdem nicht wieder gesehen. Später erfuhr ich ihren Tod.

Einige Jahre waren verstrichen, ich hatte mich in der Welt bereits umgesehen und dachte nicht mehr mit großer Vorliebe an Wien, als ein guter Freund, der eben von dort heimkehrte, plötzlich wieder eine starke Sehnsucht dahin in mir erweckte. Es war die Zeit, als ein ernster Schauspieler aus der Provinz ganz Wien zum Lachen brachte; als der tolle, phantastische, übersprudelnde Raimund, der Franz Moor und Tyrannenspieler der weitentfernten ungarischen Comitate, auf das Leopoldstädter Theater sprang, um den travestirten Tamino zu geben und den guten, hausbackenen Wiener Ignaz Schuster, mit der spießbürgerlichen Philisterei in ihrer ganzen Trockenheit, die man freilich auch belachen mußte, zu vertreiben anfing. Zu dieser ergötzlichen Erscheinung kam noch eine weit ergötzlichere, welche damals die Seele der Unterhaltung für die lebensfrohen Wiener war; ich meine das Kinderballet unter Horschelt. Man kann sich kaum vorstellen, welche Zauberwirkung solche Dinge auf die Volksmenge einer gro-

ßen Stadt hervorzubringen im Stande sind; auch war mein referirender Freund ganz selig vor Entzücken, wenn er sich daran erinnerte; dabei pries er mit vollen Backen das freundliche Entgegenkommen, die herzliche Aufnahme, das lustige Beisammenleben aller verwandten Geister, der Schriftsteller, Schauspieler, Musiker und Maler; Tag und Nacht vergehe in Scherz und Fröhlichkeit, und die Ständchen, die nach dem Theater ihren Anfang nähmen, endeten erst mit dem Morgen. Aber als den Mittelpunkt dieses herrlichen Schlaraffenlebens bezeichnete er mir „die Ludlamshöhle."

Die Ludlamshöhle! was dachte ich mir dabei im ersten Augenblicke? Klingt es doch so schauerlich nordisch; und die Wahrheit zu gestehen, obleich mein Freund viele angenehme Stunden dort verlebt hatte und mir die Mitglieder alle mit ihren Doppelnamen zu nennen, alle Späße, Witze und Scherze, die dort vorfielen, getreulich zu berichten wußte, so hatte er leider versäumt, dem Historischen nachzuforschen, und konnte mir über den Ursprung des Namens nicht das Geringste offenbaren.

Mein Entschluß war bald gefaßt, ich wollte an Ort und Stelle mich besser unterrichten; ich reiste nach Wien.

Mein Herz hüpfte auf vor Freude, wie ich den Stephansthurm aus der Ferne sah; es war mir wie bei dem Anblicke eines alten Freundes. In demselben Augenblicke wurden die Gestalten des alten Wieners und der jungen, schönen Baronin wieder wach und Alles, was sie mir von der Wunderstadt erzählt hatten, hing sich wie Sagen um den alten Stephansthurm und flatterte weit ab in den rothen Abendhimmel. Meine schönen Rückerinnerungen nahmen Gestalt an und spannen sich immer weiter aus; sie wurden zu lieblichen Träumereien und während wir in

der That weiter rollten und uns immer mehr der Stadt näherten, deren Hauptthurm jetzt schon aus dem Grau der Luftinten herrlich hervortrat, um seine durchbrochenen Arabesken, von der Abendsonne begossen und durchzogen, blicken zu lassen — rollten meine Gedanken der Zeit um ein gutes Stück voraus und erdichteten sich ein Bild meines bevorstehenden Lebenslaufes und aller Abenteuer, welche auf mich hier warten sollten. Von der Mauth zum „weißen Ochsen" sind nur ein paar Schritte, weiter ist es schon zum Kärntherthor; ich ließ mich aber nicht dadurch abschrecken, noch weniger durch die einbrechende Dunkelheit in den engen, wimmelnden Straßen; ich eilte nach den mir vor Jahren ertheilten Zurechtweisungen fort und hatte — wie durch ein Wunder — die Kärntherstraße erreicht, die ich dann so lange verfolgte, bis ich in dem unansehnlichen Vorplatze des Hof-Operntheaters stand. Man fragte mich: „in welchem Stock ich zusehen wollte, da das Parket zu voll sei," und ich gelangte auf einer engen Wendeltreppe nach einem Platz, wo mir — für theures Geld — das Stehen sauer und das Sehen unmöglich wurde. Man gab Nina, oder Wahnsinn aus Liebe, von der reizenden Aumer getanzt, und ich gelangte später erst zu der Einsicht, wie viel ich an jenem Abende verloren hatte.

Andern Tages nahm mich die Polizei sehr freundlich auf; ich wurde zu einem eleganten, blonden Mann geführt, der ein Ritter war und mir sehr höfliche Redensarten machte. Nachdem ich ihm gesagt, daß ich im Sinne habe, für das Theater Stücke zu schreiben, that er ganz so, als wenn die Wiener ohne meine Stücke Noth leiden würden, und bat mich inständigst, doch ja auf meinem Vorsatz zu bestehen und seinen Landsleuten Gelegenheit zu geben, meine Geisteskinder zu bewundern; wie ich aber überrascht

von dieser polizeilichen Zuvorkommenheit meinen Aufenthaltschein aus seiner weißen, beringten Hand zu nehmen mich erkühnen will, zieht er sie mit Anstand zurück und bittet mich erst noch um eine Kleinigkeit: nämlich eine Bescheinigung beizubringen, daß ich von irgend einem Großhandlungshause hinlänglich gekannt sei. Es geschähe dies blos, um über die Hinlänglichkeit meiner Mittel, in Wien leben zu können, verständigt zu werden. Mit derselben Höflichkeit entlassen, wie ich empfangen worden war, eilte ich von dannen, um die Ludlamshöhle zu erreichen, denn selbst der Ritter von der Polizei hatte mir gesagt, daß ich dort mehre meiner Freunde sowie alle Schöngeister Wiens beim frohen Male vereinigt finden würde.

Am Ende des Grabens der Rue de la Paix der alten Kaiserstadt liegt ein Gäßchen, das Schlossergassel geheißen, und in diesem ist ein Bierhaus, das Pfundner'sche genannt, welches damals von einem Manne Namens Haidvogl bewirthschaftet wurde. Hier hatte sich eine kleine Anzahl sinniger Freunde zusammengefunden, die sich früher in dem „Blumenstöckel" im Ballgässel zu treffen pflegten, um Castelli, den liebenswürdigsten, heitersten Gesellschafter, der dort wohnte, noch zu sehen, wenn er Abends aus seiner Coterie heimkehrte und ein Glas Regensburger Bier zu trinken pflegte, ehe er in seine Wohnung hinaufstieg. Dies ist in Kürze das Geschichtliche von dem Entstehen dieses merkwürdigen Vereins: „Im Anfange saßen Männer im Blumenstöckel," so begann die Legende im Gedenkbuche der Gesellschaft. Wirthschaftsverhältnisse hatten diese Stifter zur Auswanderung aus dem poetischen Revier des Blumenstöckels in das anfänglich prosaischere des Pfundner'schen Bierhauses bewogen; der Zufall war aber schon geboren, der ihm die höhere Weihe ertheilen sollte.

Oehlenschläger war nach Wien gekommen, um auf dem damals so phantastischen Theater an der Wien, wo jeden Abend ein duftiges Märchen Leben und Gestalt erhielt, sein nordisches Nebelmärchen aufführen zu lassen. Dies war die nachmals im Druck erschienene: „Ludlamshöhle." Wir wollen es den guten Wienern nicht eben hoch anrechnen, daß sie an diesem phantasielosen Gewebe kein Erbauen finden konnten und den Dichter zum Pathen seiner Schande machten. Selbst die zahlreichen Freunde Oehlenschläger's vermochten es nicht, das Stück vom Falle zu retten, und konnten nichts Anderes thun, als ihren Vereinigungspunkt im Schlossergassel, den auch der scandinavische Dichter besuchte, ihm zu Ehren „Ludlamshöhle" zu heißen und so diesen Namen in der Literärgeschichte Wiens eine zwar kurze, jedoch interessante Rolle spielen zu lassen.

Wenn man einige Schritte in dem krummen, engen Gäßchen gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bacchus, der auf einem Fasse ritt; hier trat man in eine niedere Thür und schwang sich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um sich in einem mäßig großen, dunkeln Wirthszimmer zu sehen; nun stand man in den Propyläen. Man durchschritt sie und die Menge profaner Gäste, die sich hier ihren Magen mit trockener und flüssiger Kost auf ganz gewöhnliche Weise füllten, und befand sich dann in dem innern, geheiligten Raume, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnißvollen Brüsten säugte, wo der Witz keine theure Waare war, und der Scherz kein seltenes Kraut, wo in einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mittwochsgesellschaft mit allem Ernste in einem Jahre zu Markte bringt. Das Local hatte nur ein Fenster, dabei war es

lang, hoch, räucherig; ein langer Tisch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein; ein Paar Wandschränke und Haken, um die Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer sucht in einer Höhle mehr?

Als ich zum ersten Male am Tische der Ludlamshöhle als bescheidener Gast Platz genommen hatte, ließ ich meine Augen im Kreise der Anwesenden umherschweifen, um mir Diejenigen herauszurathen, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Der alte, gefällige Hofschauspieler Schwarz hatte mich eingeführt und mich auf meine Bitte mit Niemandem bekannt gemacht; es machte mir stets Vergnügen, nur nach und nach, wie sich mir die Leute zeigten, mich ihnen zu nähern, um zugleich auch im Errathen meinen Scharfsinn zu üben. Viele kannte ich schon dem Namen nach von den ehrenwerthen Mitgliedern der Höhle: Castelli, Deinhardstein, Grillparzer und Andere noch. Ich dachte bei mir, wer mag hier wol Castelli sein, der lebensfrohe, heitre Dichter? Und nachdem ich mir die Gesellschaft gemustert hatte, fiel mein Blick auf einen Mann mit freundlichem Gesichte, hoher Stirne, schwarzen Haaren, der gar gesprächig war, und wenn auch eben nicht witzig, doch manches scherzhafte Wort zum Besten gab, worüber die neben ihm Sitzenden häufig lachten. Meine Meinung war endlich zur Gewißheit geworden und ich sah in dem Manne so fest Castelli, daß ich eben aufstand, um mich ihm selbst vorzustellen, als zufällig Einer, nach der Uhr sehend, ausrief: „Aber mein Gott, wo bleibt denn heut der Castelli!“ Ich setzte mich sogleich wieder gelassen hin und schluckte das bereits fertige Antrittscompliment bis auf Weiteres hinunter. Der, den ich aber für Castelli gehal-

ten, war der Hoboebläser Söllner, Professor am prager Conservatorium.

Neben mir saß ein Paar, das wol auch im Stande war, meine Aufmerksamkeit anzuziehen. Ein junger, schmächtiger Mensch, mit einem geistreichen Gesichte, hoher Stirne und freundlich lächelndem Munde, aus dem eine fremdartige Aussprache tönte, die den Franzosen verrieth; der Andere, eine kurzgedrungene Gestalt, sorgfältig gekleidet, in schwarzen Escarpins und feiner Wäsche. Der Ton und das überaus laute Sprechen, die gemessene Bewegung, und der Nachdruck, mit dem das Gesprochene begleitet wurde, ließ auf einen Gelehrten von irgend einem Fache schließen. Eine gutmüthige Derbheit gab sich im ganzen Wesen kund; vom Brode wurde weder gebrochen noch geschnitten, sondern immer herzhaft ein tüchtiges Stück abgebissen; jeder Eintretende mit den Worten: „ich grüße Sie!“ bewillkommt; und endlich tönte das Lob Steyermarks bei scherzhafter wie ernsthafter Gelegenheit so gemüthlich in der Unterhaltung dieses Mannes wieder, daß ich keinen Augenblick im Zweifel bleiben konnte, daß es Julius Schneller war, der an meiner Seite saß und von dessen Anwesenheit in Wien ich bereits gehört hatte. Wir wurden bald bekannt, später vertrauter. Wie lebhaft erinnerten mich, in seiner von E. Münch veranstalteten Briefsammlung, jene vom October 1818 an jene Stunden; welche trübe Tage voll schwankender Hoffnung und getäuschter Erwartung hatte damals der Mann, der oft die Seele unserer heitersten Abende war!

Der jüngere Mann an seiner Seite war mir — selbst als ich schon seinen Namen erfahren hatte — völlig unbekannt. Es war ein reicher Gutsbesitzer aus Steyermark,

dabei Dilettant, von dem bereits in Grätz Opern gegeben worden waren, und der sich durch die Uebersendung einiger fetten steyerschen Kapaune, unter dem Namen „Bocker" bekannt, der Gesellschaft von der besten Seite zu empfehlen gewußt hatte. Er hieß Lannoy, aus der Familie der alten niederländischen Barone dieses Namens. Schneller zeigte eine fast väterlich-zärtliche Neigung für ihn, und wie ich späterhin näher mit ihm bekannt wurde, fand ich sie ganz natürlich gerechtfertigt. Nie ist mir ein liebenswürdigerer Charakter im Leben aufgestoßen; milde Sitten, ein Gemüth von den Zaubern der Musik durchglüht und erfüllt, Gefühl für edle Freundschaft, ein sanfter, wohlwollender Mensch durch und durch, dabei ein gefällig jugendliches Aeußere, so war Lannoy, wie ich ihn kennen lernte. Seine Bescheidenheit möge mir verzeihen, daß ich diese treue Schilderung hier niederschreibe.

Unter großem Geräusche waren jetzt mehre neue Gäste hereingekommen, um sich ziemlich ungestüm der noch leeren Plätze am Tische zu bemächtigen. Das Theater an der Burg war geendet. Jetzt war auch Castelli unter uns. Ohne ihn beim Namen rufen gehört zu haben, hätte ich ihn nicht erkannt. Ein so jovialer Sänger, der die ernstesten Dinge selbst nur leicht nimmt, würde in jedem andern Lande als Oesterreich anders aussehen müssen. Das „air enjoué" der Franzosen fehlte; und an einen Berliner Béranger durfte man gar nicht denken.

Castelli erschien ganz anspruchlos. Sein Gesicht zeigte keinen scharfen Geist; die Augen waren hinter der Brille verschanzt, das Haar war dünn und glatt, die Nase kurz und dick, den Mund schmückte der Ausdruck der Gutmüthigkeit. Castelli war unerschöpflich an Späßen, die er mit dem unveränderlichsten Ernste vortrug; Niemand verstand

es so gut wie er, Anekdoten zu improvisiren; Niemand war sinnreicher im Erfinden abenteuerlicher Schwänke, die er sogleich, ohne sich lange zu besinnen, in die Scene setzte. Man wird es schwer glauben, in dieser Zeit des Ernstes und der Trübsal, wo jede Freude, die ins Oeffentliche greift, so hoch verpönt ist, welche Lustigkeit damals über dem wiener Treiben verbreitet war. Keine Schnurre war zu toll, die nicht ausgeführt wurde, und die grellsten Possen wurden jede Nacht von uns Dilettanten auf der Straße oder in Gasthäusern aufgeführt. Castelli war ihr Dichter und Regisseur, und sein erster Held Deinhardstein, voll Muthwillen und feiner Ironie, der aber jetzt schon lange diese lustige Miene abgelegt und von der Heldenrolle in jenen improvisirten Stücken sich zu der wichtigern eines Dirigenten des Hoftheaters hinaufgearbeitet hat.

Deinhardstein zeigte in seinem Aeußern mehr von dem Geiste, der ihm inwohnte, als Castelli. Seinem Gesichte fehlte der Ausdruck der süddeutschen Gutmüthigkeit, es war markirt, ohne im Geringsten hübsch zu sein, und oft zu satirischem Lachen verzogen. In Kleidung und Haltung zeigte er nichts von der Eleganz, die Castelli auszeichnete; sie waren nachlässig, cynisch; ein in Wien seltener Fall, und nur dadurch erklärbar, daß Deinhardstein damals nicht in der feinen und höhern Welt Zutritt hatte.

Karl Blum, der zu jener Zeit auch in Wien lebte und zu einigen Balleten die Musik componirte, war ein eifriger Besucher der Höhle, obgleich er dort eine ziemlich langweilige Figur spielte und von den Wienern, seines unübertrefflichen Phlegmas wegen, auf ächt wienerisch, das heißt: auf die gutmüthigste Weise verspottet wurde.

Ein beständiger Gast war ein Mann in weißen Haaren, mit Feueraugen und slavischem Ausdruck in den Zü-

gen; dies war Adalbert Gyrowetz, dessen „Augenarzt" und „Agnes Sorel" damals noch in ganz gut erhaltenem Gedächtnisse waren, da noch der große Vogl wirkte, für den die herrlichen Baritonpartien in allen diesen Sachen geschrieben waren. Auch Salieri fand man dort, mit einer so liebenswürdigen Bonhommie, wie sie wol selten bei einem Italiener angetroffen werden wird. Unbegreiflich war es mir in der Ferne zu hören, daß man den greisen Vater des Tarare zu einer Hoffmann'schen Figur stempeln wollte und ihm Mozart's Vergiftung und Gewissensbisse und den Teufel mit der ganzen Hölle im Gefolge andichtete. Der alte Salieri dichtete und componirte ein allerliebstes italienisches Sonnett für das Gedenkbuch der Ludlamiten, wie sich die Mitglieder der Ludlamshöhle jetzt zu nennen beliebten. Moscheles, jung und voll Eifer für seine Kunst, fehlte zu jener Zeit nie bei den Versammlungen, und recht herzlich erfreute es mich, als wir uns einst nach Jahren wiedersahen und er mich bei dem Namen nannte, den ich in der Höhle führte; denn besondere Namen erhielten wir Alle, wie ich später berichten werde. Wenn ich zu den hier Genannten noch die Elite der wiener musikalischen Welt, Künstler erster Größe, Maiseder, Merk u. s. w., als Mitglieder der Gesellschaft bezeichne und sogar hinzufüge, daß Beethoven selbst manchmal zugegen war und Theil nahm an der heitern, geistreichen Unterhalung, so wird man mir wol einräumen, daß die musikalische Partie die bei weitem interessantere war. Und es entspannen sich oftmals Debatten zwischen den Musikern und den Dichtern, die größtentheils junge Leute waren, die keine Berühmtheit, keine Autorität in die Schaale legen konnten, wie Jene, und nur ihrer geläufigern Suade und ihren bessern Lungen den Sieg, den sie erfochten, zu verdanken hatten. Grillparzer,

nach seiner Sappho der Abgott der Wiener und der Berühmteste unter den Dichtern, war damals kränkelnd, konnte den Tabaksrauch nicht vertragen und erschien nur selten. Ich erinnere mich nicht, ob Herr von Hammer zugegen war. Ein junger Arzt, Alois Jeitteles, der mit Castelli als Bruder Fatalis den Schicksalsstrumpf strickte und manch artiges lyrisches Gedicht machte; sein Vetter Ignaz Jeitteles, der sich mehr im Felde der Kritik bewegte und ein ästhetisches Lexikon bei Gerold herausgab; Kuffner, ein gemüthlicher Schriftsteller und ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit; Lembert, Töpfer, Mitglieder des Burgtheaters und beliebte Lustspieldichter; mehre andere Mitglieder des Burgtheaters, den alten Schwarz an der Spitze; und dann noch ein ganzer Schwarm herrlicher, genialer, heiterer Lebemenschen, und vor Allem du, liebenswürdiger, anspruchsloser und doch so tiefer Schimmer, du Frühgeschiedener, dem ich nach so langer Zeit diesen wehmüthigen Nachruf weihe!

Schimmer war ein Wiener im rechten Sinne des Worts. Voll tiefen Gefühls für jede Kunst, besonders aber für Musik, über die er ein gesundes Urtheil hatte, das selbst von Männern des Faches, wie sie hier zugegen waren, anerkannt wurde. Aussehen, Haltung, Art und Weise des herzigen Menschen war komisch; er gab sich willig zum Besten und sah es gern, wenn man über ihn lachte. Wenn die so oft in Norddeutschland gemisbrauchten Worte: harmlos und gemüthlich, je ihre richtige Anwendung finden sollten, so war es hier. Nur fremde, rohe Anmaßung konnte diese gutmüthige Natur zum Zorn aufregen, doch bald war Alles wieder vorbei und ein Gelächter verwischte die Aufwallung bis auf die leisesten Spuren. Schimmer ist jung gestorben.

Jeder Fremde, der ein Mitglied der Höhle kannte, ließ sich sogleich einführen; und sie war in Ost und West, in Süd und Nord des Vaterlandes so berühmt geworden, daß man eifrig nach dieser Ehre geizte. Es war die leichteste Art, mit Allem in Berührung zu kommen, was Wien an Künstlern und Schriftstellern von Ruf zu jener Zeit besaß; und obgleich die Sitzungen nach den bestehenden Polizeigesetzen nicht bei verschlossenen Thüren gehalten werden durften, sondern an allen Debatten, wenn auch stillschweigend, doch die ganze anwesende Gesellschaft des Haidvogl'schen Bierhauses, die sich dann vor der geöffneten Höhle horchend einfand, theilnehmen konnte; so war die Polizei dennoch leutselig genug, die Ludlamshöhle in besondere Affection zu nehmen, und wenn man sich nach der Wohnung von Diesem oder Jenem auf dem Fremdenbureau erkundigte, so pflegte lächelnd die Antwort gegeben zu werden: „Den werden Sie am sichersten in der Ludlamshöhle finden!“

Und doch war der Zeitpunkt nicht fern, wo selbst dieser unschuldige Scherz Argwohn erregte, wo man der Meinung war, es könne hoher Ernst sich unter der Narrenkappe bergen; wo man die heitern Documente geistreicher Narrheit mit schweren Amtssiegeln belegte und vor Gericht schleppte, und die lustigen Vorstände der weltberühmten Innung ins Verhör nahm, als handle es sich hier um Demagogen und Carbonari, die das Gleichgewicht der Welt zu zerstören beabsichtigten.

Der Zuwachs, den die Gesellschaft täglich erhielt, schien es nöthig zu machen, ihr eine festere Gestaltung zu geben, und nun sann man auf Scherze, um die Formen der Aufnahme und Einweihung anderer geschlossenen Gesellschaften auf eine ergötzliche Weise zu parodiren. Man

schritt zur Wahl eines Vorstandes, der in der Person des Hofschauspielers Schwarz einen würdigen Repräsentanten fand und mit dem Ehrentitel eines Chalifen bekleidet wurde. Die Mitglieder erhielten besondere Höhlennamen, und Gesetze mannichfacher Art wurden gegeben. Es waren fröhliche Stunden, wo diese Einrichtungen getroffen wurden. Laune, Witze, Tollheiten wurden aufgeboten, um die Ludlamshöhle auf ordentliche Weise zu constituiren.

Welche Eingebungen schufen die Namen: Cif Charon der Höhlenzote, Haggi Bio'n von Wudidlhé, Glazzo Barbirimi di Lanzetta, Tasto der Kälberfuß, Roller der Unbegreifliche, Salami di Sardele, Conte di Salada, Blut von Sine, Rossini von Nowgorod, Nils das Nordenkind, Faifer von Faifersheim und so viele Andere noch! Die sehr sinnvolle Erklärung dieser Namen würde zu weitläuftig sein und wird mir daher erlassen werden. Nur des Chalifen Namen Deutung erlaube ich mir noch, des großen „Rauchmar des Zigaringers.“ Wer jemals des hohen Glückes theilhaft ward, Ihn zu sehen mit der unveränderlichen Miene, in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens strahlte; wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf diese Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, diesen Mund, der zwischen festverschlossenen Lippen die glimmende Cigarre hielt und sie nicht losließ, wie der Geliebte, der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen, der wird es begreifen können, warum dieser Mann „Rauchmar der Zigaringer“ heißen mußte und nicht

anders. Wären die Verhältnisse nicht so augenscheinlich verschieden gewesen, man hätte das bekannte Shakespear'sche Wort parodirend ausrufen können „Jeder Zoll eine Cigarre!"; so klingt aber der Vergleich besser: „der Mann und seine Cigarre waren Eins!" Und er war uns ein liebender Vater! Gewöhnlich nannte er uns „liebe Kinder!" und that, was wir wollten; wir ehrten und liebten ihn aber auch dafür; von Widersetzlichkeit war nie die Rede. „Der Chalif will es so," war genug, auch den Eigensinnigsten zur Ordnung zurückzuführen. Epigramme und Scherze auf rothe Nasen wurden stets huldreich verziehen; die Spötter mußten doch am Ende schweigen, denn diese Nase wurde nicht weiß, und ihr Witz schliff sich ab an diesem Felsen von rothem Urgranit. Ein Naseweis als Chalif würde uns auch nicht im Geringsten behagt haben, und deshalb hatten wir eben mit ganz besonderer Vorsicht eine Nase gewählt, deren echter Carmin, nach langjähriger Erfahrung, in allen politischen, tellurischen und siderischen Constellationen sich als echt bewährt und Farbe gehalten hatte. Castelli's Epigramme auf diesen geliebten Gegenstand erschienen damals als passende und geschmackvolle Gelegenheitsgedichte; und selbst Legenden vom „rothen Mohren," die aus alten Archiven aufgestöbert wurden, erhielten ihre leichte und gefällige Deutung. Einst an einem schönen Abende verließen wir, nach vollständiger Sitzung, die Ludlamshöhle mit einem muthwilligen Streiche. Das war nichts Seltenes! Unser Chalif war, trotz des Lärmens, den wir machten, eingeschlafen, denn die Sitzung hatte lange gewährt; im äußern Zimmer des Bierhauses war es ganz leer geworden und diese Gelegenheit zu einladend. Wir löschten lachend und scherzend die Lichter, stellten Tische und Stühle

vor die Thür und liefen davon, um unten auf der Straße das schöne Erwachen unsers Hauptes in Geduld abzuwarten. Wir mußten lange warten, endlich dröhnte ein dumpfes Brüllen in unser Ohr, dem alsbald ein tolles Gepolter folgte; fluchend und schreiend keuchte der Chalif die Treppe hinab, und ich glaube, daß, wenn er Einen von uns im Schlossergässel gefunden hätte, das erste Blut den Frieden seines Chalifats befleckt haben würde. Zum Glück aber ließen wir uns in dem engen, finstern Gäßchen nicht fangen, sondern eilten lichteren Regionen zu, wo uns der Zorn des Höchsten nicht mit seinem ganzen Gewicht treffen konnte und wo sich Alles nur auf einige leis herausgestoßene Schimpfworte beschränken mußte, da unser würdiger Chalif am dritten Orte nie die äußere Wohlanständigkeit verletzte.

Ein brillant erleuchtetes Kaffeehaus an der Augustinerbastei lockte uns an, und wir beschlossen nach unserer Weise dort unsern Einzug zu halten. Es war schon spät und bis auf einige wenige Gäste, die theils Billard spielten, theils die Zeitung lasen, waren die Säle leer. Wir zwanzig an der Zahl traten nun Einer nach dem Andern ein, bestellten ein Glas Punsch und wunderten uns die Andern bereits anzutreffen. Dieser Spaß setzte die ruhigen Gäste in nicht geringe Verlegenheit; so wie der Achte, Neunte, Zehnte erschien, wurden Billard und Zeitung verlassen, das Eintreten des Zwanzigsten nicht abgewartet und uns Ludlamiten willig das Feld geräumt. Wer dürfte sich heute wol solche Scherze in irgend einer deutschen Stadt unterfangen? Und damals trieben wir es so und noch ärger in dem prächtigen, eleganten Wien, so verrufen wegen seiner Polizei, als lebten wir in dem obscursten deutschen Univer-

sitätsstädtchen, das ganz von der Willkür der Herren Studenten abhängt, weil es durch sie allein existirt. Die lustige Laune, die uns Alle an jenem Abend erfüllte, war indeß nicht sobald erschöpft und sollte noch Tolleres gebären. Wir entwarfen den Plan zu einem großen Drama, dessen Held der Chalif selbst sein sollte, und das den Titel erhielt: „Wahnsinn und Stockfischfang.“ Fünf Akte wurden verabredet, die von fünf verschiedenen Autoren bearbeitet werden sollten; doch Keiner durfte von dem Werke des Andern Kenntniß erhalten. Castelli, Deinhardstein, Kuffner, Jeitteles und ich waren die Dichter des Stückes. Aber auch zur Wahl der Kritiker wurde geschritten, die ihr Urtheil, ohne das Werk zu kennen, niederschreiben mußten, und unter diesen befand sich Schneller. Moscheles, Blum, Gyrowetz componirten die Lieder und Chöre und ein Abend wurde bestimmt, wo das Werk ins Leben treten, d. h. vorgelesen und vorgesungen werden sollte. Ganz besonders zeichnete sich der Eingangschor der Stockfische, zum Preise des rothen Mohren, von Castelli und Moscheles aus.

Auch ein Gedenkbuch wurde gestiftet, worin die kunstverständigen Mitglieder Ludlam's ihre Zeichnungen, Dichtungen und Compositionen niederlegten, und wo nun so manche theuere Reliquie enthalten ist. Jeder, der Einmal in der Höhle war, mußte sich in das Gedenkbuch schreiben, und da konnte es denn nicht fehlen, daß Mancher in Verlegenheit kam, neben berühmten Namen und pikanten Einfällen etwas Passendes zu bringen. Besonders war dies bei den Musikern der Fall, die sich in der Absicht einführen ließen, Leute von der Feder zu gewinnen, wenn sie sich in Wien hören zu lassen beabsichtigten, die aber selbst nur sehr

unvollkommen mit der Feder umzugehen wußten. Diese wandten sich dann ängstlich an diesen oder jenen der anwesenden Schriftsteller, um sich Raths zu erholen, und um nun ein für Allemal sich dieser Last zu entledigen, wurde ein bombastischer, hohl klingender Satz erfunden und fürder Jedem zugeflüstert, der des Gedenkbuches wegen in Verlegenheit gerieth. Es war höchst lustig, beim Durchblättern recht oft auf diesen Satz zu stoßen und dann gewöhnlich einen Namen darunter zu lesen, der sich unter die Vormundschaft eines losen Spaßvogels hatte begeben müssen.

Nach dem Gedenkbuch kam eine Zeitschrift auf, worin die interessantesten Artikel standen, leichte Scherze, himmlische Dummheiten, unbegreiflicher Wahnsinn. Unter Anderen ist mir folgender Scherz Castelli's noch gegenwärtig:

Impromptü an meinen Freund X., als er nieste.

Prosit!

Auch Zeichnungen lagen dem Blatte bei.

Nach mehren glücklich verlebten Monaten in Wien reiste ich nach Brünn. Ohne mündlich von meinen Freunden Abschied zu nehmen, sandte ich eine Karte in die Ludlamshöhle, an einem Abende, wo eben feierliche Versammlung gehalten wurde, mit den Worten:

Der Schuhmacher Ahasverus aus Jerusalem.

p. p. c.

Erst lange nachher erfuhr ich, welche trübe Stimmung diese Karte an jenem Abend erregte; man deutete

mein Verschwinden auf romantische Weise und trauete mir den tragischen Humor zu, mit diesem originellen Scherze aus der Welt gegangen zu sein.

Zu den Späßen, die in der Ludlamshöhle geschmiedet wurden, gehörten auch die, schwülstige Sonnete, oder alterthümliche Balladen zu ersinnen und sie dann irgend einer Redaction zu senden, mit dem Gesuche, sie aufzunehmen. Bäuerle wurde dadurch oft hinter's Licht geführt. Einst sandte man ihm ein Sonnet, voll der schönsten Floskeln, richtig gemessen und wohlgereimt. Es war „Sonnenaufgang" betitelt, und jede Zeile sagte eben nichts Anderes, als daß die Sonne aufgegangen sei. Das Sonnet war von Verschiedenen zeilenweise verfertigt worden. Welche Freude erregte es dann in Ludlam, das treffliche Machwerk in dem nächsten Stück der Theaterzeitung abgedruckt zu sehen und darunter eine Note des trefflichen Herrn Bäuerle zu lesen: „daß er sich durch dergleichen Einsendungen hochgeehrt und geschmeichelt fühle und recht sehr den Dichter ersuche, damit fortzufahren."

Nachdem dies lustige Wirken und Treiben der Ludlam eine lange Zeit bestanden hatte und selbst bedeutende Staatsbeamte (in Oesterreich ein inhaltschweres Wort) in ihrem Heiligthume sah; nachdem durch die vielen Fremden, die dort aufgenommen wurden und ihren Ruf in allen Landen verbreiteten, ihre Celebrität weit und breit gediehen war, erschienen an einem schönen Tage die Männer der Gewalt, die sich der Correspondenz, des Gedenkbuches, der Zeitung, kurz des ganzen Archivs bemächtigten und die Pforten für immer schlossen. „Die lustige Landsmannschaft" hatte aufgehört. Während draußen Demagogie und schreckliche Un-

tersuchungen ihr finsteres Wesen trieben, vertändelten wir in Oesterreich unsere Zeit mit artigen Scherzen, wie sie Boccaccio ersann, um zur Zeit der Pest seine edle florentinische Gesellschaft damit zu erheitern.

So war Wien, wie ich es im Jahre 1818 fand. Ich gab die Hälfte meiner Briefe nicht ab und versäumte die angenehmsten Häuser, um der Ludlamshöhle ganz anzugehören; es war eine Wuth; man gefiel sich nirgends wohl als da. Und besuchte man andere Gesellschaften, so sprach man doch sicher im Nachhausegehen in der Höhle ein, und war gewiß, auch noch so spät, seine Leute dort zu finden.

Die Witze der Ludlamshöhle cursirten damals in den ersten Cirkeln Wiens und die feinsten Damen ließen sich Bulletins der dortigen Verhandlungen mittheilen; ein bekannter Spaßmacher, der in verschiedenen Städten vom Witzmachen lebte, hat jahrelang seine versiegende Ader durch Ausbeutung der Ludlamsscherze im Fluß erhalten und dadurch Aufsehen erregt.

Nach langer Zeit, als sich zufällig mehre ehemalige Mitglieder der Ludlam in Hamburg zusammenfanden, wurde ein ähnlicher Verein in der freien Hansestadt versucht. Namen, Gedenkbuch, Lieder, Zeitung, Alles wurde erneuert; statt des Chalifen wurde ein Inca erwählt und „Dumien" zählte seine Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, Beamte und Kaufleute. Aber wie artete die ursprüngliche Idee doch so bald aus! Statt der Scherze: ernste Debatten, Gesetzesentwürfe, Reden; ein glänzendes Local, splendide Soupers, endlich sogar Kartenspiel — mit diesem wurde der Verein zu Grabe gebracht. Deutschlands Norden ist nicht für den harm-

losen Scherz; es steht den Söhnen Holsteins nicht gut an, wenn sie mit Art wahnsinnig sein wollen. Das hat der Süden voraus; er ist phantastischer.

Hamburg ist gastfrei und reich, aber Wien ist dabei sorglos und lustig. Hamburg und Wien sind die einzigen Großstädte, die Deutschland aufweisen kann. Dies findet Jeder, der große Städte kennt und nicht zufällig ein geborener Berliner ist.

Das Gespenst um Mittag.

1.

In dem schattigsten Theile eines herrlichen Gartens saß eine Gesellschaft aus drei Personen beim üppigen Mahle. Es war eine ältere Dame, deren Reize einmal unwiderstehlich gewesen sein mochten, als sie noch blühten, ein Herr von vornehmen feinem Ansehen und in Jahren, die man nicht mehr die besten nennt, und ein junges Kind von jener schüchternen Schönheit, die desto mehr anzieht, je weniger sie Absicht dazu verräth. Es nahm nur wenig Antheil an dem Gespräche, das sich mit großer Lebhaftigkeit bald leise, bald laut zwischen seinen ältern Genossen bewegte. Nur dann und wann richtete der Herr ein flüchtiges Wort an das schöne Mädchen, das dabei jedesmal bis unter die Augen erröthete, während die ältere Dame ein schlaues Lächeln entfaltete, das einen hämischen, grämlichen Zug nicht ganz zu verbergen im Stande war.

Man hatte soeben das Frühmahl beendigt, dessen Reste die Kellner forttrugen. Man befand sich in einem öffentlichen Garten. Die Sonne stand hoch und man bemerkte, daß der Mittag des Bürgers herbeigekommen sei und mit ihm die Zeit für die vornehme Welt, aufzubrechen und die Morgentoilette mit einer andern zu vertauschen, um sich der Frühlingsfahrt in der schattigen Allee der allgemeinen Promenade anzuschließen.

Schon hatte der Herr sich erhoben und reichte die beringten Finger, mit dem glatten Handschuh bedeckt, seinen Arm mit zierlicher Nachlässigkeit der ältern Dame, als diese einen Blick auf die jüngere warf und etwas umdüstert sie fragte: ob sie wieder eine Vision habe?

Das Mädchen schauderte leise zusammen, starrte mit dem großen blauen Auge nach einer unfernen Stelle im Gebüsche und nickte statt aller Antwort bejahend mit dem Kopfe.

Der Herr blieb in seiner Stellung der ältern Dame gegenüber, zog die Augenbrauen in die Höhe und fragte mit gespitztem Munde: was für Visionen das Fräulein habe?

„Ach," sagte die ältere, „ich schäme mich fast, davon zu sprechen. Viktorine sieht Gespenster."

„Sie scherzen," sprach der Herr, indem er mit einem schmachtenden Blicke Viktorine zu fixiren suchte, die jedoch nicht auf ihn merkte, sondern immerfort in das Gebüsch sah.

„Sie ist ganz abwesend," sprach er dann zu seiner Freundin; „es wäre möglich, daß sie ein moderner Geisterseher sich zu seinen Zwecken eingerichtet hat. Glauben Sie mir auf's Wort, es gehen Dinge vor in der Welt, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Da

war ich im vorigen Herbste auf einer Reise an den Rhein nach einer Stadt gekommen und machte die Bekanntschaft eines Cavaliers, der, wie jeder andere Cavalier, weit weg über dergleichen Possen zu sein schien. Aber was glauben Sie, er führt mich an einem schönen Morgen in seinem Cabriolet hinaus nach einem Städtchen, Gott weiß, wie es heißen mag! ich habe seinen Namen vergessen. In dem Städtchen ist ein Häuschen, an dem Häuschen ist ein Gärtchen, in dem Gärtchen ein Thürmchen, und das Alles wimmelt Ihnen von Menschen, die, parole d'honneur! ihr Leben lassen, daß es Geister gibt. Ich versichere Sie, sie schwören Stein und Bein, daß die Geister bei ihnen ein- und ausgehen, sich mit ihnen unterhalten, über Theater und Moden sprechen, die Theaterzeitung lesen, kurz Alles so treiben, wie hier unsere beste Gesellschaft in Wien. Ich will Ihnen Geschichten erzählen, meine Gnädigste, daß Sie nicht wissen sollen, ob ich lüge oder die Wahrheit spreche, und wobei Sie bald zusammenschaudern, bald vor Lachen ersticken sollen."

Abgesehen davon, mein bester Graf, daß ich weder zu dem Einen, wie zu dem Andern Lust verspüre, so drängt die Zeit, und wir könnten über dieser Unterhaltung, die doch etwas hors de saison liegt, unsere Praterfahrt versäumen. Also kommen Sie. Allons Victorine, leve-toi!"

Indem die Dame bei diesen Worten Viktorinens Arm ziemlich unsanft ergriff, um sie von ihrem Sitze in die Höhe zu zerren, öffnete diese den schönen Mund und sprach mit lallendem Tone:

„Dort — dort — seht Ihr denn nichts? Wie wehmüthig blickt sie mich an! Sie scheint mir etwas mittheilen zu wollen, was ihr vielleicht Erleichterung verschafft. O wenn ich doch mit ihr sprechen könnte!"

Die Dame wandte sich unwillig nach der Stelle, die Viktorinens Blicke bezeichneten, und zuckte die Achseln, während der Herr sein Glas abwischte, es kunstgemäß vor das Auge steckte und scharf hinblickend ausrief:

„Ma foi! das ist ein Gespenst, wie jene, von denen ich draußen im Reich hörte. Es sieht mir ganz menschlich aus und scheint mir auch menschliche Bedürfnisse zu haben.“

Dann rief er lachend: „Kellner! ein Rostbrat'l für das Gespenst!“ und reichte der Dame den Arm.

Viktorine erhob sich und folgte zögernd, die Augen unverwandt auf das Gebüsch gerichtet, in dem die Vorübergehenden eine sitzende junge Person gewahrten, die bürgerlich gekleidet, durchaus nichts Sonderbares verrieth, wenn man nicht die ungewöhnliche Bläſſe und einen schmerzlichen Ausdruck, der sich über ihre schönen Züge verbreitet hatte, dafür gelten lassen wollte.

2.

Die Baronin von S. war eine von jenen Damen, die, um ihre Stellung in der vornehmen Welt, die ihr die Geburt zugewendet hatte, mit Glanz zu behaupten, darauf angewiesen war, von den Reizen, die ihr die Natur verliehen, den nützlichsten Gebrauch zu machen. Solche Erscheinungen sind nicht selten unter den höheren Ständen großer Städte.

Zuerst war es der alternde Baron S., dem das siebzehnjährige Mädchen die Hand am Altare reichte. Der

Baron machte ein großes Haus und seine junge Gattin war die Sonne eines Kreises, der zu den glänzendsten Wiens gehörte. Der Aufwand war unbeschreiblich; Feste drängten sich an Feste, und die durchschwärmten Nächte zehrten an dem morschen Lebensfaden des armen Barons, der bald unterlag. Nach seinem Tode zeigte es sich, daß die Witwe außer den Trümmern eines reichen Mobiliars nichts erhalten würde, da kostspielige Reisen, unmäßiger Aufwand im Hause, Spielsucht und verunglückte Speculationen sich hier vereinigt hatten, um ein colossales Vermögen zu Grunde zu richten.

Die junge, sehr schöne und von der Gesellschaft sehr gesuchte Witwe blieb in dem Hause und wollte den ihr so liebgewordenen Gewohnheiten nicht entsagen. Sie sah fortwährend dieselbe Gesellschaft bei sich und hoffte eine zweite Verbindung auf Leben und Tod aus der Menge sie umschwärmender Anbeter für sich herauszufinden. Allein umsonst! Was dem siebzehnjährigen Mädchen so leicht geworden war, mislang der Witwe. Nach langem Harren und Suchen mußte sie sich endlich bequemen, eine andere Partie zu ergreifen. Nur zwei Wege zeigten sich ihr, entweder mußte sie sich einschränken und den gewöhnlichen Train aufgeben, oder ihren Cirkel ausdehnen und ihr Haus zu einem Sammelplatze jener anrüchigen Subjecte machen, welche die wahrhaft gute Gesellschaft stets ausschließt, und selbst die höheren Cirkel trotz aller Licenz, die sie sich gestatten, ebenfalls nur mit Beschränkung dulden. Baronin G. sah fortan in ihrem Salon Spieler, Courtisanen, an deren Wappen die Heraldik nichts auszusetzen fand, und die in der Welt ein Air affectirten, vor dem bürgerliche Demuth sich schüchtern beugte.

Aus diesem Kreise wählte nun die Baronin Diejenigen,

die sie begünstigen wollte. Nach der Weise der römischen Politik, die stets auf einen politischen Papst einen Zeloten erwählt, so wählte sie immer nach einem reichen alten einen jungen schwärmerischen Liebhaber und zwar aus natürlichem Grunde. Hatte sie für ihren Nutzen gesorgt, so wollte sie auch dann für ihr Vergnügen sorgen. So war dann fort und fort der Wechsel vorgenommen worden und der Kreis nahete sich seinem Schlusse. Die Reize verflogen, die Farben verbleichten, das Herz zog sich immer kälter zusammen; es bedurfte der Liebe nicht mehr, und alle heißen, sehnsüchtigen Gefühle schwanden dahin und nur eines blieb, die Sorge für die Erhaltung, der Wunsch, nicht hinabsteigen zu dürfen und den glänzenden Schein, der so große Opfer schon gekostet, trotz aller Opfer, die er noch kosten könnte, sich zu erhalten. Welche traurige Existenz! Wer, der sie näher kennt, möchte sie beneiden! Und doch ist das Leben vieler sogenannten Vornehmen, das wir aus der Ferne anstaunen, nicht anders als das eben hier geschilderte.

Mit klugem Studium wurde jetzt in dem Kreise nach Demjenigen geforscht, der als letztes Mittel die hinsterbende Größe zu stützen vermochte. Man fand ihn. Ein in Lastern und Abenteuern ergrauter Mensch, der in der Jugend tapfer gewesen sein soll und schön. Diese Jugend lag ihm jedoch schon so ferne, daß die beiden herrlichen Eigenschaften, die ihn einst geziert haben sollten, nur noch wie eine Sage ihn umflatterten. Er war durch Spiel sehr reich geworden, besuchte noch alljährlich die Bäder des Auslandes und brachte Winter und Frühling bis zum Anfange der Saison gewöhnlich in Wien zu. Er war ein täglicher Gast in dem Salon der Baronin und seine Wünsche, die sie errieth, ohne den Willen zu haben, sie zu erfüllen, machten,

daß zwischen Beiden bald ein hoher Grad von Vertraulichkeit herrschte.

Die Baronin war nun bis zu einer Tiefe gesunken, die man in der schlichten bürgerlichen Gesellschaft Verworfenheit benennt. Sie jedoch wurde nicht von dem Gedanken daran ergriffen. Der Schwindel, der sie beherrschte, ließ sie über Alles hinwegsehen, wenn sie nur die sogenannten Dehors retten konnte, diese verwünschte gleißende Außenseite, welche die Menge täuscht und blendet und den innern Wurmfraß den Augen der Welt entzieht.

Wohl fühlend, daß ihre körperlichen Reize zu schwach wurden, ihre männliche Umgebung zu gängeln und sie sich nützlich und dienstbar zu erhalten, sorgte sie dafür, jüngere und schönere Damen in ihren Kreis zu ziehen. Unter andern hatte sie eine entfernte Verwandte vom Lande zu sich ins Haus genommen, einen Engel an Schönheit und Herzensgüte. Dies war Viktorine. Die Baronin nahm das arme Mädchen an Kindesstatt an; sie wurde mit Putz und Schmuck überhäuft, erhielt Meister in Wissenschaften und Künsten und sollte für die große Welt gebildet werden. Wäre ein Mensch von Gefühl in dem Salon der Baronin gegenwärtig gewesen, wenn das unglückliche Wesen wie zur Schau prunkend dasitzen mußte am Spieltisch neben der kokettirenden gnädigen Tante, er hätte bittere Thränen vergießen müssen; die kalten Seelen aber, die es mit ansahen, empfanden nichts dabei als schaale Bewunderung der Schönheit und der Talente des jungen Fräuleins, oder sie nährten wol gar ein geheimes Gelüsten der verbrecherischsten Art.

Der nächste Freund der Baronin, der reiche Graf S., hatte sogenannte ernste Absichten. Er wollte die schöne Viktorine zur Gräfin erheben, und die Tante schien seinen

Wünschen nicht abgeneigt. Er galt ziemlich allgemein für den Erklärten, durfte die Damen auf ihren einsamen Spaziergängen begleiten und Viktorine, den schüchternen Engel, mit seinen frechen Anträgen ungestört belästigen.

3.

Unter dem Namen „Cercle" hielt die Baronin den ganzen Winter über bis tief in den Frühling hinein offenes Haus. Der Zudrang zu diesen Gesellschaften war außerordentlich. Viele Leute von Stand und Ansehen, die der Zerstreuung bedurften, mischten sich in diese Versammlungen, und nur das eigentlich Vornehme und in sich Adelige hielt sich davon zurück.

Wir sehen den Salon und die anstoßenden Gemächer in gewohnter Weise beleuchtet; den Spieltisch umstehen die Herren, Hut und Stock in der Hand, als ob sie jeden Augenblick den Saal verlassen wollen, und selbst die Damen bilden hie und da Gruppen, und die Gesellschaft scheint nicht jene Ruhe gewinnen zu können, die ein solches Bild zum erfreulichen macht. Denn wenn auch die Mode erheischte, daß die Herren Hut und Stock nicht ablegen, so verräth sich doch hier in ihrer ganzen Haltung und Miene der Drang, aufzubrechen und die Soirée nicht bis zu ihrem gewöhnlichen Ziele auszudehnen.

Die Baronin selbst zeigt einen besorgten Ausdruck, den sie zwar mit aller ihr zu Gebote stehenden Verstellung zu verbergen bemüht ist, den aber kundige Blicke dennoch heraus zu lesen wissen. Besonders beobachtet sie in dieser

Beziehung Graf S., ein Mann, dessen Blick in der Gesellschaft zu einer außerordentlichen Schärfe herangebildet wurde. Nur scheinbar nimmt er an diesem oder jenem Gespräche Theil, immer scheint er die Baronin zu suchen, die ihn vermeidet; zerstreut steht er am Flügel, wenn eine Dame singt; er verweigert die Karten, die ihm präsentirt werden; er schützt Unwohlsein vor, das Unanständigste, was ein solcher Held der Etikette sich zu Schulden kommen lassen kann; denn wer nicht im vollen Besitze seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten ist, soll keinen Salon besuchen, so lautet das unverbrüchliche Gesetz.

„Man fängt an sich bei der G. zu langweilen," sprach ein junger Mensch von irgend einer Gesandtschaft zu dem Sohn eines reichen Banquierhauses. „Es ist nicht der Mühe werth, daß man sie frequentirt. Sie hat Launen, und wer ein solches Haus machen will, darf keine Launen haben."

„Ich glaube, sie hat häuslichen Kummer," erwiderte der junge Banquier, dessen Bürgerlichkeit ihm etwas wie Theilnahme ins Herz pflanzen wollte.

„Launen? häuslichen Kummer? gleichviel! Was haben wir davon? Sind wir dazu da, jene zu verscheuchen, diesen ihr tragen zu helfen?" warf der Erste hin.

„Der häusliche Kummer drückt sie nicht schwer, den ist sie gewohnt, seitdem der selige Herr Baron das Zeitliche segnete," sagte lachend ein alter Habitué des Hauses. „Doch wie Sie wollen; was die Unruhe in unserm Cirkel hervorruft, mögen Sie immerhin häuslichen Kummer der Baronin benennen. Unter uns gesagt: die Verlobung des Grafen S. mit Viktorine sollte declarirt werden, und diese will nicht. Geradezu, sie will nicht, wie ich Ihnen sage."

„Wissen Sie das so positiv?“ ließ sich hier eine Frauenstimme mit sanftverweisendem Tone vernehmen, und die etwas frappirt Zurücktretenden erkannten die Dame des Hauses. „Viktorine ist krank,“ setzte sie dann mit tiefem Seufzer hinzu, „ich fürchte, das arme Kind trägt den Keim des Todes im Herzen.“

Die Herren drängten sich mit theilnehmenden Fragen um die Baronin, die jedoch mit oberflächlichen Antworten denselben entschlüpfte.

Kaum war sie fort, als ein dicker Herr, ein ehemaliger Militair, sich in eine entfernte Ecke stellte und mit beiden Händen die Herren der Gruppe geheimnißvoll zwar und doch sehr auffallend zu sich winkte. Sie folgten ihm alsbald und umstanden ihn neugierig.

„Tretet näher,“ sagte er leise, „oder besser gesagt, folgt mir dorthin in jenes halberleuchtete Cabinet; denn was ich Euch zu sagen habe, darf kein Mensch hören außer Euch. Auf Euch vertraue ich und ich will nichts gesagt haben; ich stehe Keinem Rede.“

Sie waren jetzt in das entfernte Cabinet gekommen, wo der dicke Herr sich breit machte und, nachdem er seine Zuhörer alle mit gespannter Aufmerksamkeit dastehen sah, mit leiser zischelnder Stimme, weit aufgerissenen Augen und dem ganzen rednerischen Apparat, der die Erwartung zu spannen im Stande ist, also begann:

„Es geht um im Hause der Baronin. Das junge Mädchen besucht alle Tage ein Gespenst, das sie quält, das sie foltert, das sie kneipt, kurz ein fürchterliches Gespenst, wie es nur eines geben kann. Die Baronin thut Alles, was sie vermag, Viktorine wird von Freundinnen und Wärterinnen umgeben, das Gespenst ist dennoch da. Da die Wärterinnen Nachts bei Viktorinen sind, so kommt

das Gespennst am Tage; jetzt soll es sich Mittags punkt zwölf Uhr einstellen. Alles ist vergebens, es abzuhalten, es dringt durch's Schlüsselloch, es ist da, ehe man sich's versieht, es ist fort, ehe man es aufhalten kann, und Viktorine, das arme schöne Kind, leidet dabei unsäglich und Niemand weiß, welch' ein Ende das nehmen wird.

Hier machte der Erzähler eine Pause und blickte verweilend auf seine Zuhörer. Diese aber brachen in ein helles Gelächter aus, dem er nur mit Mühe durch ein gebieterisches St! Einhalt that.

„Unser Freund hat Talent zu erfinden," fing der junge Mensch von der Gesandtschaft an. „Man sollte glauben, er dichte Novellen für ein Taschenbuch."

„Ein Gespenst um Mittag," sprach der Zweite —

„Ist eben so gut möglich, wie ein Gespenst um Mitternacht," fiel der Dritte ein, der soeben seine Studien beendigt hatte. „Bei den Alten war zwölf Uhr Mittags eben so gut die Geisterstunde, wie zwölf Uhr Nachts. Uebrigens habe ich von diesem Spuk schon öfter erzählen hören. Man trägt sich in der Stadt damit herum. Allein die Sage verkündete nur immer, daß das Gespenst bei armen Leuten erscheine, und daß es diese vielmehr seltsam erstärke, als erschrecke."

„Der kann uns etwas darüber erzählen!" rief lachend Der von der Gesandtschaft. „Mir fällt soeben ein, daß er sich auf die Geistertheorie gelegt hat und mit Kerner im Briefwechsel steht."

„Spottet immerhin," sprach Der, dem dieser Spott galt, mit ernster Miene; „erwartet aber nicht, daß ich Euch hier meine Vermuthungen zum Besten gebe. Verhandelt Ihr diesen Gegenstand, wie's Euch beliebt; erlaubt aber einem

Andern, seine Meinung darüber zu hegen, die er Euch nie aufdringen wird."

Mit diesen Worten verließ er die Uebrigen.

„Du hättest nicht diesen Ton annehmen sollen, der den Narren forttrieb," sagte der Militair. „Er würde gewiß Manches vorgebracht haben zu unserem Amusement. Jetzt kommt aber in den Saal; ich sehe, daß die Gesellschaft sich zu verlieren anfängt. Nur soviel noch als meine Schlußmeinung von der Sache: das seinsollende Gespenst ist nichts Anderes, als eine ehemalige Geliebte des Grafen, die sich das Recht anmaßt, die projectirte Verbindung mit Viktorinen zu hindern, und wahrhaftig, Viktorine hat sich dafür zu bedanken."

Dies gesagt, zogen sie aus ihrem Versteck hervor und verließen bald mit den Andern das Haus der Baronin, um in einem nahgelegenen Kaffeehause das Thema weiter zu verfolgen, von den frühern Geliebten des alten Roué, von der liebreizenden Viktorine und von den nicht sehr noblen Absichten, welche die Baronin mit ihrer schönen Pflegetochter habe.

4.

Es war damals in der glänzenden Kaiserstadt eine seltsame Sage im Schwange. Ein Gespenst ließ sich sehen. Es war nicht gebannt an eine Stelle; es bewachte keinen verborgenen Schatz an einem unheimlichen Orte; es erschien nicht erschreckend zur Stunde der Mitternacht, son-

dern es kam unerwartet bald hier bald dort zum Vorschein; der helle Tag beschien seine angenehme Gestalt und nur sein stummes Wesen, sein unhörbarer Tritt, das Plötzliche des Eindringens in die Gemächer und eine unbeschreibliche Wehmuth, ein tief schmerzlicher Ausdruck in Gesicht, Haltung und Geberde verlieh der Erscheinung das Unheimliche. Ohne dieses würde man das Gespenst mit aller Unbefangenheit betrachtet haben, ja Niemand hätte daran gezweifelt, daß es ein lebendes Wesen, ein Mädchen aus der ärmern Bürgerclasse sei.

Wer Wien kennt, weiß, daß es kein günstiges Terrain für Geister sei. Dies soll hier ohne Spott, ohne Nebenabsicht gesagt sein. Der heitere Wiener spottet über dergleichen, und seine frohen, bunten und mannichfaltigen Tagesbilder scheuchen jeden Gedanken weg, der bei finsterer Nacht in fieberhafter Stimmung irgend ein Hirngespinnst dieser Art ausgebrütet haben würde. Man kann denken, daß auch hier gleich anfänglich die Polizei vigilirte; allein was kann sie mit Gespenstern ausrichten? Diese kommen ohne Paß und entschlüpfen ihr trotz ihrer Wachsamkeit. Allein die Polizei hatte keinen Gespensterglauben und setzte darum ihre Nachforschungen mit allem Eifer durch. Man dachte zuerst — was das Natürlichste war — an irgend einen Betrug: es sei wahrscheinlich eine Landstreicherin, die auf Dieberei ausginge, oder sonst einen Streich auf die Herzen und Börsen auszuüben gedenke; allein diese Annahme zerfiel bald in Nichts; die Erscheinung ließ sich nie an zweideutigen Orten betreffen und war überhaupt nie da, wo die Polizei spürte. Gewöhnlich kam sie zur Mittagsstunde in die kleinen Wohnungen armer Bürger und setzte sich dort nieder, um Zeuge ihres ärmlichen Mahles zu sein. War der erste Schreck überwunden, so blickten

die Leute mit einer seltsamen Mischung von Befangenheit und Vertrauen auf die Erscheinung. Es lag eine Milde, ein Wohlwollen in ihr. Besonders tröstlich schien sie sich da zu erweisen, wo ein heranwachsendes schönes Mädchen in der Familie war. Starr heftete sie ihre Blicke auf dasselbe, folgte allen seinen Bewegungen, ja begleitete es manchmal bei seinen Geschäften. Man ward die Sache am Ende so gewohnt, daß man das Gespenst in manchem Hause wie einen täglichen Gast betrachtete, dessen Ausbleiben Unruhe erregte. Und wahrlich war das Ausbleiben des Gespenstes ein schlimmes Zeichen.

Zu jener Zeit lebten in Wien einige Leute aus den höchsten Ständen, deren sittenloser Wandel alle Grenzen überstiegen hatte. Sie verschwendeten ihren ungeheuren Reichthum für ihre schändlichen Zwecke. Ein Heer von Kupplern war in ihrem beständigen Solde. Wo diesen der Eintritt versagt war, da legten sie selbst Rang und Stand ab und suchten in Verkleidungen unter erborgtem Namen ihre Netze zu stellen, um des Fanges desto sicherer zu sein. Sie hielten an den sogenannten Linien Wiens, wo jeder Ein- und Auspassirende angehalten wird, um seinen Namen und Stand, sowie seinen Aufenthaltsort anzugeben, eigene Spione, die ihnen von jeder frisch anlangenden ländlichen Schönheit, die nach der Residenz kam, um Dienste zu suchen, sofort Kunde bringen mußten. Kein Band war ihnen heilig; kein ehrlicher Bürger war seines Glückes sicher. Die Verführung schlich überall umher, und Niemand war mächtig genug, ihr zu steuern. Die Schönen fielen aus Eitelkeit, aus Leichtsinn, aus Sinnlichkeit, und Väter, Gatten, Verlobte wußten nicht, wie sie sich schützen sollten.

Mit diesen die Gesellschaft in ihren beglückendsten Be-

ziehungen erschütternden Erscheinungen stand das mittägliche Gespenst, das die armen Leute besuchte und besonders den schönen Töchtern unbemittelter Eltern sich so theilnehmend bezeugte, in offenbarem Rapport. Es war, als ob es durch sein Dasein vor der Gefahr warnen wollte, als ob es die Schritte der Bedrohten hüten und bewahren, als ob es anzudeuten wünsche, daß man auch in ärmlicher Beschränkung glücklich sein könne. Lauerte der schändliche Verrath um eine solche Hütte, war die Armuth schwer und drückend, dann kam es öfter, dann wurden seine Mienen trüber, ängstlicher, dann schien sein wehmüthiger Ausdruck es beklagen zu wollen, daß ihm die Sprache nicht vergönnt sei. Ward der Angriff glücklich zurückgeschlagen, siegte die Ehrlichkeit der Eltern, hatte die rechtliche wackere Gesinnung des Mädchens triumphirt, dann erschien es noch einmal mit freudeleuchtenden Blicken, mit zuversichtlichem Stolze, und verschwand dann auf immer aus diesem Hause, um sich dorthin zu wenden, wo die Gefahr von Neuem drohte. War jedoch der Fall unvermeidlich, hatte das Laster gesiegt trotz der ängstlichsten Bemühungen des armen Gespenstes, dann verschwand es auch, aber sein verzweiflungsvoller Ausdruck hinterließ eine solche Wirkung, daß sie die Gefallene in dem Rausch ihres vermeintlichen Glücks ängstigte und folterte, sie emporschreckte aus den Armen der Lust und ihr das schreckliche Ende ahnend im Traumbilde zeigte.

Der Schauplatz, auf dem diese Gespenstergeschichte sich zutrug, lag zu ferne der vornehmen Welt, wenigstens dem edleren Theile derselben, daß nach der ersten Ueberraschung, welche die Erscheinung verursachte, man in den höheren Cirkeln nicht mehr davon sprechen hörte. Ueberdies war das Ganze gewöhnlich zu ruhiger, sanfter Art, als daß es

hätte ein bedeutendes Geräusch machen können, und wo die Angelegenheit, die das Gespenst herbeigezogen hatte, eine fatale Wendung nahm, da waren zu gewichtige Kräfte wirksam, um die Katastrophe zu verschleiern und jeden Ausbruch zu dämpfen, dessen sich das allgemeine Gespräch hätte bemächtigen können. Die gutmüthigen Wiener nannten die Erscheinung die Warnerin, und sie war ihnen zu einem vertrauten Hauskobold der liebenswürdigsten Art geworden.

Bis dahin hatte dieser Gast aus dem Jenseits noch nie die Schwelle eines vornehmen Hotels überschritten; das Gerücht, daß die Erscheinung sich nun im Hause der Baronin sehen lasse, überraschte daher; das Hereinragen des Unbegreiflichen ergriff die moderne Blasirtheit und der Mangel alles Gemüthes empfing das selbst in seiner wohlthuenden Gestaltung räthselhaft Furchtbare mit Zweifel und Spott. Nur Viktorine, der die Besuche galten, schien eine Ahnung von seiner Bedeutung zu haben: sie fühlte es unbestimmt, daß sie in Gefahr schwebe, wenn sie auch bis jetzt ihren bestimmten Bräutigam nicht näher kannte und nur eine widerstrebende Abneigung gegen ihn verspürte.

5.

Es gibt in großen Städten, und selbst in den größten, geheimnißvolle Menschen, von deren Dasein man wenig weiß, die mit der Phantasie ihrer Mitmenschen ein gaukelhaftes Spiel treiben. Um dieses begründen und in gewissen Kreisen ausdehnen zu können, ist es nöthig, daß ge-

wisse innere Partien in der Gesellschaft unerhellt bleiben, die dem Abenteuerlichen, dem Wunderbaren einen Spielraum gestatten. So hatte das laute, ungläubige, glänzende und vergnügungssüchtige Paris in seiner frivolsten Zeit einen St. Germain, einen Mesmer; später, als es auf dem Gipfel des Sieges hüpfte, eine Lenormand, an deren Wunder es glaubte. Um diese Erscheinung sich möglich denken zu können, muß man aber nothwendig den Parisern Phantasie zugestehen.

In Wien sind Abenteurer und Geheimnißkrämer fast unmöglich. Als bestes Aufklärungsmittel dient dort die Polizei. Mit ihrer Leuchte durchforscht sie alle Winkel und stöbert Alles auf, was wie Geheimniß aussieht, und diese, durch Jahre geübte Vorsicht hat denn auch den Glauben an das Wunderbare so bedeutend geschwächt, daß man die Wiener in dieser Beziehung wol das nüchternste Volk nennen darf.

Traumdeuterinnen und Wahrsagerinnen sind daher in der großen Stadt nur selten, treiben in den verborgensten Winkeln ihr scheues Wesen und können zu der Bedeutung und dem Einflusse einer Lenormand nie gelangen.

Graf S., der bestimmte Bräutigam Viktorinens, der auf seinen Reisen mit dergleichen Dingen vertraut geworden war und namentlich sich in Paris von der dortigen Sibylle das Prognostikon hatte stellen lassen, kam auf den Einfall, durch ein ähnliches Manöver der Geistererscheinung in dem Hause der Baronin, die der Erfüllung seiner Wünsche so sehr im Wege war und die er für ein Product der bloßen Einbildungskraft erklärte, ein schnelles Ende zu machen. Er war lange mit diesem Plane beschäftigt gewe-

sen und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, ihn auszuführen.

Er hatte Viktorine lange nicht gesprochen. Sie befand sich in einem solchen Zustande nervöser Aufregung, daß sie keinen Besuch annehmen konnte und ihr Zimmer nicht mehr verließ. Die Gesellschaft der Baronin versammelte sich jeden Abend, ohne daß ihre schönste Zierde dabei erblickt wurde. Das Gerücht von den gespenstischen Besuchen wurde immer lauter und zu dem nicht günstigen Rufe des Hauses gesellte sich nun noch ein anderer, der es in keinem bessern Lichte erscheinen ließ. Der alte Graf stand auf dem Punkt, seine Sommerreise zu beginnen, und wünschte vorher seine Angelegenheit im Reinen zu sehen. Da seine Sorge nur auf das Zeitliche ging, so setzte er Alles daran, sein Leben zu genießen, und wollte von jedem angelegten Kapital auch schon hienieden die Zinsen ziehen. Das weite Hinausschieben seiner Vermählung behagte ihm nicht. Der nächste Morgen sollte ihn zum Ziele führen.

Er kam wie gewöhnlich, sich nach dem Befinden seiner Braut zu erkundigen. Das Aussehen der Baronin war verstört. Viktorine hatte Tages vorher die Vision wieder gehabt und die Nacht sehr unruhig zugebracht. Keine Aussicht war da, daß sich der Zustand bessern würde. Der Graf sah bei dieser Nachricht einen Augenblick auf die Erde, stützte dann das Kinn auf den goldenen Knopf seines Stockes, hob hierauf den Blick in die Höhe, sah an die Decke, als ob er sich besänne, und sprach endlich, langsam die Baronin fixirend:

„Wie wär's, wenn wir eine Frau zu Rathe zögen, die, mit den Geheimnissen der Natur vertraut, entweder das Gespenst bannt oder uns eine Auskunft gibt, wie

wir der Geschichte auf andere Weise ein Ende machen können?“

Die Baronin riß die Augen weit auf und versetzte dann mit einem fast schmerzlichen Lächeln: „Ist es recht von Ihnen, die Sache ins Lächerliche zu ziehen?“

Der Graf betheuerte, daß es ihm Ernst sei.

„Ich kenne hier in Wien eine gute alte Frau, die im strengsten Incognito ihre schwarze Kunst übt. Außerordentliche Fälle erheischen außerordentliche Mittel. Spricht man hier von einer Geistererscheinung, so wird man uns nicht verargen dürfen, wenn wir ihr einen Geisterbanner entgegensetzen. Ist das Eine ein Hirngespinnst, so ist's das Andere auch. Der Zweck rechtfertigt hier jedenfalls das Mittel.“

Nach einigem Besinnen willigte die Baronin ein, und es wurde beschlossen, daß der Graf noch für diesen Mittag die alte Wahrsagerin in das Hotel der Baronin bescheiden sollte.

Nachdem der Graf sich entfernt hatte, um seinen Auftrag zu vollführen, trieb die Baronin die gewöhnlichen Beschäftigungen ihres Vormittags, ohne nur im Leisesten an den ihr bevorstehenden Besuch zu denken. Die ertheilte Einwilligung von ihrer Seite war mehr die Folge der Gefälligkeit, sich dem Wunsche des Grafen zu fügen, und der eigene Wunsch, ihn für den Augenblick los zu werden, als die Hoffnung, durch das Einwirken einer geheimnißvollen Macht den krankhaften Zustand Viktorinens gebessert zu sehen. Sie setzte sich zur Toilette, und während das Kammermädchen die verblichenen Reize durch alle erdenklichen Kunstmittel zu erhöhen suchte, plauderte sie von gleichgültigen Dingen, bis daß die äußere Verfassung ihrer Person

zu dem Grade gediehen war, daß sie mit Anstand Besuche empfangen konnte.

Nun erschienen jene Damen zuerst, welche die Runde in den Salons machen und die gesellschaftlichen Neuigkeiten des Tages wie auf leichtem Fittige durch die Stadt tragen, dann arbeitslose, vergnügungssüchtige und doch gelangweilte Herren, die dem Schwarme jener Damen folgen, um die gleichgültigsten Dinge mit Gier hinzunehmen und am Ende doch nichts für sich als Beute gewonnen zu haben.

Mitten in diesem Kreise überraschte die Baronin die Nachricht, die der auf den Zehen hereinschleichende Kammerdiener ihr ins Ohr raunte: daß die Frau da sei, die der Herr Graf S. gesendet habe. Sie war vollkommen aus dem Gedächtnisse der Dame verschwunden, und die plötzliche Meldung brachte daher eine kleine Veränderung der Ueberraschung in ihren Zügen hervor. Es konnte nicht fehlen, daß ihre weltkundige Umgebung dies bemerkte. Man sah sich an, man blickte auf die Dame des Hauses, die Unterhaltung stockte. Die Baronin, dies gewahr werdend, bat, daß man sich nicht stören lassen solle, ein kleines Geschäft rufe sie ab und sie werde sogleich wieder in dem Cirkel erscheinen. Im Vorzimmer fand sie die verdächtige Gestalt der Wahrsagerin, ein altes häßliches Weib in verschossener, kümmerlicher Tracht, die sich als eine Vertraute des Grafen anmeldete. Die Baronin warf einen verächtlichen Blick auf sie, weil sie zu gut wußte, von welcher Art die Dienste dieser Geschöpfe zu sein pflegen, die ihnen das Vertrauen vornehmer Herren zu gewinnen im Stande sind. Sie besann sich einen Augenblick unentschlossen, ob sie die Gesandtin nicht sogleich zurückschicken sollte; dann

aber faßte sie sich kurz und befahl ihr zu folgen. Es war offenbar Neugier, was sie dazu bestimmte, ihren Widerwillen zu bekämpfen.

Sie traten Beide zugleich in das Zimmer der Kranken. Viktorine, die auf dem Sopha halb liegend ruhte, schrak heftig zusammen bei dem Geräusch, das die Eintretenden verursachten. Der Zeitpunkt war nahe, wo sie die Erscheinung zu haben pflegte.

„Du wirst von sympathetischen Mitteln gehört haben, mein liebes Kind,“ fing die Baronin mit sanfter Stimme an. „Hier diese gute Frau ist im Besitze eines solchen und mir dringend empfohlen. Gib Dich ihrer Behandlung mit gutem Willen hin. Sie wird Dich befreien von dem Uebel, das Dich quält und das Dir im Blute oder in den Nerven sitzt und Dich aufzehrt. Glaube mir, sie wird es können.“

Dann drückte sie dem armen Mädchen, dem bei diesen Worten, seine ganze Lage überdenkend, große Thränen in den Augen funkelten, die Hand, winkte huldvoll der Alten und trat in das nebenanliegende Cabinet, um scheinbar nicht zugegen zu sein, in der That aber die ganze Verhandlung belauschen zu können.

Das alte Weib betrachtete die kranke Schöne mit höllischem Blicke. Man sah es ihr an, daß sie gewohnt war, die Reize eines jungen Weibes auf's Haar zu taxiren. Ihr Auge umfaßte gleichsam verschlingend all' dieses Ebenmaß, die ganze himmlische Form mit allen ihren Einzelnheiten, nicht wie der gierige Wollüstling es thut, sondern mit der kalten Berechnung eines Käufers, der einen Handel abschließen will und im Augenblick den Nutzen erwägt, der ihm daraus erwachsen könnte. Dann schüttelte sie wie verdrüßlich den Kopf und murmelte Etwas vor sich hin, das

wie Bedauern klang, legte einen alten braunen seidenen Beutel auf den Tisch und zog daraus ein Spiel Karten, eine kleine blecherne Büchse, eine Tasse und den Schweif einer kleinen Katze hervor. Sie ordnete noch an diesen Sachen und beugte sich darüber hin, ohne aufzublicken, während die im Zimmer stehende Uhr aushob und die Mittagsstunde verkündete. Mit dem zwölften Schlage stöhnte Viktorine schmerzvoll, und die Alte, von dem Tone erschreckt, sah nach ihr hin. Die Vorhänge wehten, wie von einem Luftzug berührt, und leise und unhörbar schwebte eine bleiche Mädchengestalt durch's Zimmer, die mit schmerzvollem Lächeln nach der Kranken blickte, mit einem Ausdruck, wie nur die Theilnahme einer Schwester erzeugen kann. Plötzlich wendete sich die Gestalt nach dem alten Weibe hin, das, erstarrt mit schlotternden Kiefern, ein häßliches Bild der Nacht, dastand, und nun bemächtigte sich eine gräßliche Verzerrung der Züge des Gespenstes, die Augen flammten, der Körper schien zitternd zerfließen zu wollen und zog sich dann wieder dichter und fester zusammen. Endlich erhob sich der eine Arm drohend mit emporgerecktem Zeigefinger, während der andere sich nach dem alten Weibe ausstreckte, das in diesem Augenblicke wie vernichtet mit einem entsetzlichen Schrei zu Boden stürzte. Viktorine, die bis dahin ihr Gefühl gewaltsam unterdrückend, hingeschaut hatte, wurde jetzt bewältigt von dem Schrecklichen und fiel in Ohnmacht. Die Baronin riß die Thür des Cabinettes auf, stürzte auf den Glockenzug hin und läutete der Dienerschaft.

Als diese herbeieilte, fand sie die Baronin um ihre ohnmächtige Nichte beschäftigt, das alte fremde Weib noch am Boden liegend, aber von dem Gespenste keine Spur mehr.

6.

Die Gesellschaft, die noch im Saale versammelt geblieben war, um die Rückkehr der Baronin zu erwarten, mußte den Lärm hören und war durch diesen Umstand, sowie durch Alles, was sie von einigen vorwitzigen Domestiken vernahm, die es an Zusätzen mancherlei Art und an Betheuerungen der Wahrheit Dessen, was sie erzählten, nicht fehlen ließen, gleichsam zum mittelbaren Zeugen der Geistererscheinung geworden. Ja, einige gingen selbst so weit, daß sie auf die Gefahr hin, ausgelacht und verspottet zu werden, sogleich auf ihrem Rundzug durch die Salons, bei den Levers der ersten Personen der Stadt und des Hofes, die Kunde von dem Wunder mit allen Einzelnheiten hinterbrachten und sich selbst dabei eine Rolle zutheilten.

Dies gab für die Baronin den Ausschlag. Sie war nun mit einem Male gestürzt. Alles, was sie bis jetzt unternommen hatte, wodurch sie die gute Sitte öffentlich gehöhnt, was ihrem Leumund die tödtlichste Wunde hingebracht, war dies nicht im Stande gewesen, dieses allgemeine, in die tiefste Volksclasse tief eindringende Gerede, das halb zu einem Betruge, halb zu etwas in der That Fürchterlichem gestempelt wurde, gab den Ausschlag. Das Murren wurde laut, die Mode sprach ihr tyrannisches Veto, und das Haus der Baronin sollte fortan gemieden werden. Man kam überein, daß es „nicht mehr zum guten Tone gehöre,“ davon zu sprechen.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck dieser Urtheilsspruch auf die durch und durch zerstörte und

gänzlich verlorene Frau hervorbrachte. Sie hatte nie über ihre Lage nachgedacht; der Strudel der Gesellschaft trug sie weg über jede ernste Frage ihres Innern, die sich hie und da in einsamen, nur von Kränklichkeit ausgefüllten Stunden wol regte; jetzt kamen diese Fragen häufiger, sie wurden plötzlich lauter. Kein äußerer Lärm kam dem Gewissen mehr zu Hülfe, um sie zu übertönen; sie mußten vernommen werden.

Wie es gewöhnlich bei Buhlerinnen und Kupplerinnen der Fall ist, so folgte auch hier dem nach und nach weichenden Schmerze der Entsagung eine kummervolle, ausdauernde Ruhe, der die innere stille Buße folgt, die sich, fern von dem Getümmel der Welt, in wollüstige Beschaulichkeit versenkte und darin Trost und Hülfe für Vergangenheit und Zukunft schöpft. Eine vollkommene Courtisane wird eine vollkommene Büßerin; wir haben große Beispiele, die dieses belegen.

Das Erste, was die Baronin that, war, daß sie Viktorine zu ihren Eltern zurücksandte, ihre Möbel und Kleinodien verkaufte und selbst Wien verließ, um in einer entfernten Provinz, einsam und ungekannt, ihre noch übrigen Lebenstage zu vollbringen. Niemand konnte hier freilich ahnen, wen er vor sich hatte, wenn er die hohe, wohlbeleibte Dame, mit dem bleichen Gesichte, den feinen Schleier halb über die Augen geschlagen, in tiefe Trauerkleidung, die sie fortan nicht mehr ablegte, Abends mit einem Erbauungsbuch in der Hand, von dem entlegenen Spaziergange heimkehren, oder mit gesenktem Haupte alltäglich zur Messe gehen sah. Sie hatte allem Umgange entsagt, sprach wenig und erzeigte von dem geringen Vermögen, das sie aus ihrem Schiffbruch gerettet hatte, den Armen in der Gegend manches Gute. Nie

jedoch trat sie mit ihnen selbst in Berührung. Sie vermied jedes Gespräch mit Fremden, wie jeden Umgang. Der Geistliche des Ortes war der Vermittler aller ihrer wohlthätigen Spenden. So lebte sie noch viele Jahre, und wenn sie gleich immer ihre Lebensweise beibehielt, so wurde ihr Aussehen milder, sie blickte manchmal heiterer in die Welt und brach das strenge Stillschweigen, das sie sich selbst als Buße auferlegt hatte, durch freundliche Worte der Barmherzigkeit und Theilnahme. Ihr langes Leben betrachtete sie als eine sichtliche Gnade des Himmels, der dadurch die Sühne befördern wollte und ihrer Buße schon hienieden ein Ende setzte, um sie dafür geläutert im Jenseits der reinsten himmlischen Freuden theilhaft werden zu lassen.

In diesem Sinne starb sie denn auch im hohen Greisenalter und wurde auf dem Dorfkirchhof von den dankbaren Leuten, denen sie Gutes gethan hatte, aufrichtig beweint, als man ihre Leiche in die Grube senkte.

Viktorine, das gute Kind, war ihre Erbin, sie hatte sich mit einem tapfern Officier vermählt und lebte in liebevoller Zufriedenheit mit ihrem Gatten und ihren schönen Kindern; sie hatte genug des Glücks für's Leben und wandte das geringe Vermögen, das sie von der Tante geerbt, dazu an, für ihr Seelenheil Messen lesen zu lassen und den Rest unter die Bedürftigsten von Denen, die sich der Wohlthaten der Geschiedenen bisher zu erfreuen gehabt, auszutheilen.

Als sie an einem schönen Tage zu diesem Zwecke in dem Wohnort ihrer Tante angekommen war, besuchte sie auch ihr Grab und feierte dort eine heilige Stunde der Erinnerung an die wunderbare Rettung, deren sie der Himmel werth gehalten.

Das mildthätige Gespenst um Mittag trieb noch einige Zeit sein Wesen in Wien, bis es durch ein ungekanntes Verhängniß seine Ruhe fand. Kein so außerordentlicher Fall, wie der hier erzählte, trug sich übrigens mehr zu, und daher wurde auch die Aufmerksamkeit darauf schwächer, welche durch die Vorsorge der Polizei ohnedies nach allen Seiten hin sehr beschwichtigt wurde.

Daß es Viktorine jedoch nicht aufgab, über die Ursache, die der Erscheinung zum Grunde lag, Nachforschungen anzustellen, kann man leicht denken. Sie sammelte Nachrichten, wo sie sich ihr darboten, verglich sie und verwarf sie dann wieder. Keine wollte Stich halten und das Räthsel blieb nicht nur ungelöst, sondern es wollte sich sogar kein Anknüpfungspunkt für seinen Ursprung im Leben finden lassen. Endlich kam ein Zufall, wie er oftmals schon so mächtig Schleier hob, die über unergründlich scheinende Geheimnisse gedeckt waren, auch hier der Forschenden zu Hülfe. Was diese durch Mühe und Geld nicht zu erlangen im Stande gewesen, spielte er ihr in die Hände.

Ein verrufenes Weib, dessen Lebenswandel mit Verbrechen aller Art befleckt war, wurde der Theilnahme an einem Morde bezüchtigt und eingezogen. Ihre Geständnisse brachten viele Unthaten an das Licht, von denen man bis dahin keine Ahnung hatte. Nachdem das Verhör beendigt war, erlitt sie die Strafe ihrer Verbrechen. Sie kam auf ihre noch übrige Lebenszeit in schweren Kerker.

Einer der jungen Criminalrichter, der sein Amt mit Vorliebe ergriffen hatte, um seine psychologischen Studien darin zu vervollständigen, pflegte in der von ihm besuch-

ten Abendgesellschaft die Ergebnisse merkwürdiger Verhöre mitzutheilen und so eine mündliche Sammlung von causes celèbres für seine Freunde zusammenzustellen, die den berühmten Pitaval'schen, die Schiller einst mit einer Vorrede herauszugeben würdigte, um Nichts nachstand.

In seiner Umgebung fand sich ein junger Romantiker ein, der, nach Stoff gierig, die Unterhaltung seines criminalistischen Freundes jeder andern vorzog. Dieser war eben aus dem letzten Verhör des alten Weibes gekommen und machte seine gewöhnliche Mittheilung. Davon mächtig ergriffen, eilte der Romantiker sogleich nach Hause, nahm die Feder zur Hand und schrieb einen Theil der Nacht hindurch. Der frühe Morgen beschien ein kleines Manuscript, das sofort an einen Redacteur außerhalb Oestreich gesandt wurde, um in seinem Journale abgedruckt zu werden, da im Lande selbst die Censurverhältnisse der Veröffentlichung sich widersetzt haben würden.

Der Journalcirkel des nächsten Städtchens brachte diese Erzählung, die mit dem Beisatze „wahr" an der Spitze prangte, nach einigem Verlaufe auch in Viktorinens Hände. Die Sache sollte sich in Wien ereignet haben, und die Aufmerksamkeit der Leserin wurde hiedurch sogleich gespannter.

Hier ist aber nun diese „wahre Erzählung", wie sie jenes Journal mittheilte.

7.

„Es war ein heiterer Abend. Tausende von Spaziergängern belebten den Graben; alle Kaffeehäuser waren ge-

füllt und das Publicum derselben machte mit den Vorüberwandelnden nur eine große Gesellschaft aus. Die Conversation zog aus den geöffneten Thüren und Fenstern hinaus ins Freie und wurde so allgemein; Alles überließ sich dem beglückenden Gefühle, in einer glänzenden, großen Hauptstadt zu leben, die so viele herrliche Genüsse ihren Bewohnern bietet.

Unter der Menge streifte einsam ein junger Mensch einher, dem es besonderes Vergnügen machte, den wogenden Schwarm zu beobachten, hier ein hingeworfenes Wort zu erhaschen, dort einen Charakter aus Haltung und Bewegung zu errathen. Nicht bloße Neugier war es, die ihn dazu antrieb, sondern eine edlere Neigung. Er war Schriftsteller, und er wollte, um sein Studium des Menschen zu vervollkommnen, seine Beobachtung schärfen und seine jugendlichen Combinationen an den Maßstab des Natürlichen, des Wirklichen legen.

Ein junges Mädchen an der Seite einer ältern Frau zieht seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade an. Das Mädchen weint still in sich hinein; ein geheimer, das Herz zernagender Kummer scheint sie zu drücken. Die Alte beschleunigt ihren Schritt und der Beobachter kann die schnell herausgestoßenen Worte vernehmen:

„Denke — es muß sein; nur der erste Schritt ist's — das Uebrige findet sich. Es bleibt Dir gar nichts Anderes übrig."

Sie haben sich jetzt dem Burgtheater genähert, wo ihnen mehre junge Leute begegnen; die Alte bleibt stehen, das Mädchen drängt sich ängstlich zu ihr hin. Die Alte redet einige von den jungen Leuten an; das arme Kind drückt ihr convulsivisch die Hand. Der Beobachter konnte über den Zweck dieser Unterhaltung keinen Zweifel mehr hegen und

schickt sich eben an, das Paar anzureden, als ihm ein schon bejahrter Mann von stattlichem Aussehen den Rang abläuft. Es ist ihm anzusehen, daß er der leichten Siege gewohnt ist; das Weib scheint ihn zu kennen, sie nimmt eine lächelnde Miene an, aber das Mädchen wird immer ängstlicher. Sie zittert am ganzen Leibe.

Die Drei stellen sich seitwärts in den Winkel, den zwei große Gebäude bilden, und der sie den Blicken der Menge für einen Augenblick entzieht, dort führt der Herr mit der Alten ein lebhaftes Gespräch; das Mädchen senkt immer mehr den Kopf.

Was sie verhandelten, wage ich hier nicht auszusprechen.

Jetzt ist das Gespräch zu Ende. Die Alte lächelt; es ist die Hölle, die sich in ihren Zügen abspiegelt. Der Herr schweigt, in Befriedigung schwelgend, einen Augenblick, und betrachtet die schlanke Mädchengestalt. Endlich sagt er halb leise:

„Aber so laß mich doch nun auch einmal die Augen sehen, die mir so gerühmt wurden!“

Bei diesen Worten streckt er die Hand aus und will ihr das Kinn heben, allein mit dem Schreckensrufe: „Hilf Himmel! was ist das?“ zieht er die Hand schnell zurück.

„Sie ist krank — eiskalt!“ ruft er noch der Alten zu.

In demselben Augenblicke sinkt das Mädchen leblos zu Boden. Sie war aus Elend und Schmerz gestorben, als sie die letzten Worte vernommen hatte, die sie ohne Erbarmen der Willkür eines Libertins überließen. Die Spaziergänger blieben stehen, um zu sehen, was da vorging. Die Alte stand heulend bei der Leiche ihrer jungen Base, wie sie sagte. Der Herr hatte sich in der Menge verloren.

Der junge Mensch, der die Geschichte beobachtet hatte, erfuhr auf seine deshalb angestellten Nachforschungen, das

Mädchen sei eine Waise gewesen, die in einer Fabrik für kümmerlichen Lohn gearbeitet hatte. Man wußte nur, daß sie Marcelline hieß.

Gleich nach diesem Vorfall machte sich das warnende Gespenst in Wien bemerkbar, das nichts Erschreckendes an sich trug, selbst bis auf die Zeit seines Erscheinens am hellen freundlichen Mittage."

In welchem Zusammenhange Graf S. und die Kartenschlägerin zu dem Gespenste gestanden hatten, wollte Viktorine nun aus dieser Geschichte herausgefunden haben. Ihre eigene Gefahr stand ihr dabei lebhaft vor Augen, und sie schauderte noch im Andenken daran im Innersten zusammen.

S. oder F.

Eine Anekdote.

„Bürden, die dem Leben
Qual und Schwermuth geben,
Kann ein Scherz oft heben;
Auch ein Scherz beglückt.“

Hagedorn.

Der General Graf P. war seit einigen Monaten in der Residenz wegen mehrer Angelegenheiten, die seine persönliche Anwesenheit nothwendig machten, und hatte seine Tochter, eine liebenswürdige Blondine, die soeben ins siebzehnte Jahr getreten war, mit sich genommen, um sie in den glänzenden Gesellschaften, die er mit ihr besuchte, bewundern zu lassen, wobei er eine herzinnige Freude empfand. Der General war ein Mann von funfzig Jahren, Witwer und Herr einer bedeutenden Herrschaft. Er hatte als Held dem Vaterlande gedient, war voller Narben und Orden und sein Stand ging ihm, wie natürlich, über Alles; allein dabei war er der liebenswürdigste, weichste Mensch. Obgleich er selbst nur taktische Wissenschaften trieb, moderne Spra-

chen durch Invasionen, alte in der Schule, jedoch beide sehr unvollkommen, erlernt hatte und sonst um das Reich des Wissens sich wenig bekümmerte, so hatte er doch vor den schönen Künsten eine Achtung, die an Ehrfurcht grenzte. Im Gebiete der Dichtkunst zogen ihn zwar nur die abenteuerlichen Helden- und Rittersagen, die Tyrannen- und Usurpatorengeschichten an; in der Musik waren ihm Schlachtsymphonien und Märsche werth, Schlachtlieder jedoch das Höchste; in der Malerei liebte er ebenfalls, was sich auf sein Alpha und Omega bezog; in der Bildhauerei waren es wol die Nuditäten, welche unter dem buschigen Schnurrbart ein recht freundliches Lächeln bemerkbar machten. Doch alles Uebrige, mochte es nun Dichtung, Musikstück, Gemälde oder Statue sein, erfüllte ihn mit Feuer und Liebe, und wenn er gleich gähnte, Brillen abwischte, lobte, was nicht zu loben war, und das Verkehrteste heraushob, so interessirte er sich dennoch für jeden Künstler, der sich ihm näherte, und wahrlich aus der innern Ueberzeugung, daß, nach dem zur Erhaltung des Ganzen wichtigen Wehrstand, der Zehrstand der Künstler eine eigentliche Ziergärtnerei und Blumine wäre, um alles Lebende mit Wohlduft und Lust zu ergötzen.

Es konnte nicht fehlen, daß eines solchen Mannes Haus der Sammelplatz der Künstler und Kunstliebhaber war, die in Residenzen so häufig gefunden werden. Die talentvolle Tochter des Generals glänzte und wurde bewundert, und alle Cavaliere beeiferten sich, dem schüchternen Mädchen zu gefallen, da sie Aller Herzen gekapert hatte; allein sie trieb ihre Zauberei so unbewußt, wie wir's heut zu Tage bei so manchem Magnetisirer wahrnehmen. Theodor, ein junger Mensch von Bildung und Talenten, und ein vom Himmel mit einer solchen Stimme Begünstigter, die einmal einem

Hofkapellsänger der Sphären angehört haben mag, fand auch Zutritt zu diesen geistreichen Beförderungen der langen Weile. Auch Emma, die Tochter des Generals, gewann den jungen Sänger lieb, denn Alles hing an seinem Athemzuge, wenn er ein Lied seelenvoll vortrug und sein schönes Auge sein inniges Gefühl wiederstrahlte. Nur zu bald merken es die jungen Leute, wenn ein Mädchenherz für sie schlägt, und Theodor, obgleich seine jugendliche Unbefangenheit noch nicht ganz von Eitelkeit und andern sinnlichen Regungen verdrängt worden war, wußte doch alsbald sein Glück aus den Augen der liebenswürdigen Gräfin sich zu entziffern.

Wie es immer zu gehen pflegt und schon zu oft beschrieben worden ist, so ging's auch hier. Man sucht sich, ohne es zu wollen; man findet sich, ohne sich etwas zu gestehen; man spricht gleichgültige Worte und weiß nicht, daß die Augen sehr wichtig drein schauen und mitreden; man fühlt sich glücklich und weiß nicht warum; kurz, man durchträumt ein Glück, wovon nur selten beim Erwachen ein rosenrothes Säumchen noch die Wolken am fernsten Horizonte verbrämt.

Die Leidenschaft geht ihren stillen Gang, doch mit Siebenmeilenstiefeln. Was däuchte unserm jungen Liebespärchen Stand und Rang? Liebe und Hoffnung und solche süße Nebelbilder erfüllten Hirn und Brust, und in Seligkeit wurde geschwommen, denn unser Tenorsänger hatte schon einen Kuß auf die gräflichen Rosenlippen gedrückt, und diese hatten sich nicht gescheut, das Thor, woraus der holde Wohllaut strömte, sanft mit Rosenduft und Rosenzärte zu umschließen. Der General hatte den Sänger ebenfalls liebgewonnen; er war schön und groß gewachsen und hätte immer einen Flügelmann beim Leibregimente abgeben können.

War Gesellschaft, so durfte Theodor nicht fehlen, und auch außerdem wurde er mit seiner Guitarre zu kleinen Familien-Abendessen geladen.

Die beiden Verliebten hatten ihre Seligkeit Niemand vertraut und waren daher auch sicher, daß Niemand sie verrathen könnte. Unbekümmert, was daraus werden würde, schwelgten sie in ihren Gefühlen, die ihnen unzählige Wonnen bereiteten. Allein beglückte Liebe strahlt aus lachenden Augen. Ihre Blicke werden ihre Verräther. Schon fing man an, einander in die Ohren zu zischeln, Theodor habe sein Auge auf die junge Gräfin geworfen und diese scheine ihm nicht abhold zu sein. Der General wurde aufmerksam gemacht, und ohne Weiteres beschloß er, mit seiner Tochter auf seine Herrschaft zurückzukehren, um Das, wie er meinte, im Entstehen zu verhindern, was schon so weit gediehen war.

Der Abschied der beiden Liebenden war so romantisch, als man ihn nur sich denken kann. Ein Garten, plätschernde Springbrunnen, Rosenhecken, Mondschein im Ueberfluß, seitwärts der erleuchtete Pavillon, aus dem Musik ertönte und in dem eine bunte Menschenmasse wogte; Thränen, Küsse, Seufzer, Betheuerungen, Versprechungen u. s. w., bis Sarastro mit dem Grundbaß: „die Stunde schlägt!" dazwischen trat; d. h. man hörte den General hustend sich nahen, und links war er, rechts sie fortgestoben.

Auf der Herrschaft des Generals hatte Emma mehre Monate hindurch ein trauriges Leben geführt. Das mannichfaltige, bunte Kunsttandtreiben in der Residenz stach zu grell gegen die traurige Einförmigkeit auf dem alten Landschlosse ab. Die Sehnsucht nach ihrem Theodor erfüllte sie mit jenem bittersüßen Gefühl, das uns die Trennung von geliebten Gegenständen immer bereitet, und das uns oft mehr beglückt, als der ungetheilte, ungehinderte Besitz; da-

zwischen flogen dann wieder dunkle Schatten des Zweifels und trübten den Sinn. Sie, treu und hold, dessen war sie sich bewußt, konnte ihm in der Abgeschiedenheit nicht untreu werden; er indeß, gehuldigt in den glänzendsten Cirkeln, in Künstlerwerth prangend, begabt mit Demjenigen, was unwiderstehliche Macht auf die Gemüther ausübt und daher den Besitzer am meisten verklärt und den höchsten Triumph bereitet, mit einer schönen Menschenstimme, wird er sie nicht vergessen bei Andern? Wird, wenn ihr klagender, schmachtender Blick ihn nicht stets anregt, das unscheinbare Bild, so dachte sie, nicht ganz aus seiner Seele verschwinden? Sie quälte sich und tröstete sich selbst wieder, sie glaubte gar zu gern, was sie gar nicht glauben mochte, und las dabei fleißig die Blaue Bibliothek, eine Sammlung französischer Volksmährchen, die gleich unserm Octavian, der Genofeva u. s. w. in Frankreich verkauft werden und von dem blauen Einbande jenen Namen führen. Durch diese Lectüre wurde sie in die rechte Stimmung versetzt, und einen Zeisig, der sich in ihrem Blumenfenster gefangen hatte, bediente sie auf's Beste mit Zuckerbrot aus ihrem Munde, weil sie ihn für den bezauberten Tenoristen hielt.

Theodor sang die traurigsten Romanzen, klagte wie die Nachtigall im Lenz, ließ sich wenig in der großen Gesellschaft sehen, schrieb jeden Tag ein paar Briefe an Emma, die er sorgfältig aufhob, um sie ihr einmal in einem günstigen Augenblicke zu überreichen, und sie dann, so zu sagen, mit dem Tagebuche seines Herzens bekannt zu machen.

Schon hatte Theodor alle Hoffnungen aufgegeben, seine Emma je wieder zu sehen, als ein sonderbarer Zufall ihn plötzlich auf die höchste Staffel des Glücks erhob. Die verwitwete Frau Gräfin von Leerlack ließ ihn eines Tages zu sich rufen. Er hatte die sonderbare Frau in mehren Gesell-

schaften gesehen und auch beim General, dessen Freundin sie war. Nie aber hatte er sie oder sie ihn in Affection genommen. Sie schien nicht sehr auf seinen Gesang zu achten, und er empfand bei ihrem Anblick eine unüberwindliche Misstimmung. Man erzählte sich auch in der Stadt allerlei Seltsames von ihrem Leben und Witwenstande. Ihr Mann war ein rauher Jäger gewesen und soll auf der Jagd ein schmähliches Ende, etwa wie weiland Bürger's Wild- und Raugraf, genommen haben.

Die Witwe, ein großes starkes Weib, deren Oberlippe ein ganz stattliches Bärtchen zierte, bewohnte nun ein ungeheures Hotel, von wenig Dienerschaft, aber von einer großen Meute von Rüden umgeben. Nicht befremdend kann es sein, daß Theodor sich höchlich verwunderte, zu ihr hinbeschieden zu werden. Von Rüden und Tekeln angebellt, hatte er endlich die Thür des Zimmers erreicht, in welchem sich die Dame des Hauses vom Sopha erhob, als sie ihn eintreten sah, und ihm ziemlich freundlich entgegen kam. Als sie ihn jedoch näher betrachtet hatte, watschelte sie unwillig ihren Polstern zu, indem sie sagte: „Weiß der Henker, wen mir der dumme Bediente angemeldet hat. Wenn so ein Kerl vom Lande hereinkommt, ist er noch ein Vieh. Sie sind es? Ich hab' einen Auftrag an Sie, von meinem Freunde, dem General P..."

„Vom General P...?" stammelte Theodor erstaunt nach.

„Ja — man höre!" fuhr die Gräfin fort. „Der General hat so seine absurde Schnaken, die ihn ein wenig vor der Welt blamiren, vorzüglich macht er sich mit dem Kunstgesindel zu gemein, ich nehme, wie natürlich, Mehre aus. Da ist ihm denn wahrscheinlich wiederum die Laune aufgeflogen, draußen in Ripsthal zu concertiren und zu musiciren, und da will er Musikanten haben. Vornehmlich ist

es ihm um einen tüchtigen, sichern Solosänger zu thun, und weil ich Sie einige Male gehört habe, so ist meine Wahl auf Sie gefallen; drum machen Sie sich fertig, die Fuhre geht heute hinaus und da können Sie mit."

Theodor war wie aus den Wolken gefallen. Er versicherte, sogleich Musikalien und Wäsche zusammenzupacken und bald wieder zu kommen, um die Gelegenheit nicht zu versäumen. — „Man kann," fügte die Gräfin hinzu, „in der Domestikenstube unten warten, bis der Kerl mit dem Wagen kommt;" und nachdem Theodor sie verlassen hatte, setzte sie sich und schrieb an den General:

„Seltsamer Freund! Ihren barocken Willen zu erfüllen, sende anbei Verlangtes und wünsche, daß sein Heulen Dero Gnaden weidlich amüsiren möge. Mit vollkommnem Respect u. s. w."

In wenig Augenblicken saß der Sänger Theodor mit seiner besten Guitarre, seinen ausgesuchtesten Musikalien, seinem schönsten Frack und seiner feinsten Wäsche inmitten der durchräucherten, von Hunden und hundenähnlichen Menschen bewohnten Jurte und harrte des Steuermanns, der ihn in sein Eldorado hinüberschaffen sollte. Er konnte sich nicht erwehren, in dieser Umgebung an Goethe's bekanntes Distichon zu denken, das mit dem Pentameter schließt:

„Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Hund, so der Mensch."

Nun kam der Bauer aus Ripsthal, Theodor setzte sich auf den Wagen und fuhr wohlgemuth zum Thore hinaus. Wahrlich, einer andern Einladung hätte er nicht so schnell Folge geleistet. Der Herbst hatte schon mit seinen farbigen Tinten und Lasuren die Landschaft überzogen und die rauhe Herbstluft, die Feindin der Tenorstimmen, wehte über die kahlen Stoppelfelder. Im Walde waren die Waidmänner

regsam, rings pufften und knallte es, rings schlugen die Rüden an und hier und dort schallte Hornesruf. Mit den seligsten Gefühlen rollte Theodor über die bereifte Landstraße. Die buntesten Hoffnungen zogen in ihm vorüber, und so war er den buntesten Erscheinungen vorübergezogen, ohne sie bemerkt zu haben, bis er vor dem Schlosse zu Ripsthal hielt.

Der Kammerdiener trug das Billet der Gräfin zum General hinauf. Lächelnd durchlas es dieser und befahl, man solle den Hund alsbald anbinden und ihm nichts zu fressen geben. Der Kammerdiener glaubte nicht recht verstanden zu haben, allein der General wiederholte zornig den Befehl, indem er hinzufügte: er würde bald hinuntergehen, um selbst nachzusehen. Der Kammerdiener verließ kopfschüttelnd seinen Herrn, um drei bis vier handfeste Kerle zu suchen, die den starken jungen Mann, den er für einen schweren Verbrecher hielt, einfangen sollten.

Während dies geschah, war Theodor in den am Schlosse liegenden Park eingetreten, um vielleicht seine Emma zu entdecken und von ihr Aufschluß über die seltsame Einladung ihres Vaters zu erhalten. Das Erste, was seinen Blicken aufstieß, war Sie. Wer kann das Erstaunen, das Entzücken beschreiben? Sie hatten sich innig umschlungen und noch kein Wörtchen einander gesagt, da traten die vier vom Kammerdiener herbeigeholten vierschrötigen Kerle hinzu, packten Theodor von hinten, rissen die halbohnmächtige Emma von seinem Halse und banden ihn in einem finstern Loche mit starken Stricken fest, ohne sich an sein Betheuern und Flehen weiter zu kehren.

Theodor's Lage ließ keinem andern Gedanken Raum, als dem: der alte, jähzornige General hätte, um ihn für den Frevel, seine Tochter zu lieben, zu bestrafen und sein

hochgräfliches Blut vor Schimpf zu bewahren und zu rächen, nach alter, echt faustrechtlicher Sitte, ihn auf diese Weise in sein Garn gelockt. Emma dachte, der Vater hätte den kühnen Jüngling wahrgenommen, wie er in seinem Park seine Tochter umarmte, und ihm darauf in der ersten Hitze jene Schmach bereitet. Ihren Geliebten zu befreien, war ihr fester Vorsatz. Dann wollte sie mit ihm entfliehen, sich heimlich mit ihm verbinden und hinterdrein ihres Vaters Segen erflehen. Sie hatte so oft davon gelesen, es war beinahe herkömmlich in den Romanen, die sie kannte, daß die Väter sich erweichen ließen, und da hoffte sie es auch von dem ihrigen.

Der alte General hatte soeben sein letztes Pfeifchen geraucht und ahnete von allem diesem Wirrwarr nichts. Es war Abend geworden und er beschloß, noch vor dem Schlafengehen sich hinunter in den Park zu verfügen und den Gast aus der Stadt in Augenschein zu nehmen. Wie er nun beim Eingang in den Park an dem alten, halbverfallenen Gemäuer vorbeigeht, das einst ein Wartthurm war, und in welchem nunmehr die Ställe für die großen Jagdhunde waren, hörte er in einem der größern Behälter ein leises Flüstern von zwei gar lieblichen Stimmen. Er blieb horchend stehen. Die Stimmen schienen ihm bekannt und wurzelten ihn fest an den Boden, denn nun ertönte aus dem Innern der Höhle melodisch und rührend das Lied vom gefangenen König in französischer Sprache: „Je sens une fièvre brulante,“ und nun fiel die zweite Stimme ein, daß den alten General Zorn und Rührung wechselsweise überwältigten, denn er erkannte die Stimme seiner Tochter. Er schlich näher hinzu und gewahrte durch die Ritzen der Bretterthüre, welche den Eingang versperrte, sein einzig geliebtes Kind beschäftigt, die Stricke, womit ein stattlicher Mann

an einen Pfahl gebunden war, mit einem Messer zu zerschneiden, und singen und Thränen vergießen. Da konnte er sich nicht länger halten. „Was geht hier vor?" schrie er und stürzte in die Höhle. Entsetzt blieb er stehen, er erkannte den Tenoristen; — entsetzt auch standen die Beiden, sie wähnten sich verrathen. „Wie kommen Sie hierher? Wer hat Sie gebunden? Was machst Du hier? Welche Gewaltthätigkeiten auf meiner Herrschaft, von denen ich nichts weiß?" Alles Dies polterte der Alte in einem Athemzuge heraus. — „Von denen Sie nichts wissen?" fragte leise die Tochter; „Sie hatten nicht den Befehl gegeben, diesen Herrn zu binden?" — „Ich? Was denkst Du von mir? Ich weiß ja nicht einmal, daß Sie hier sind." — „Sie hätten mich nicht herausholen lassen? Herr General, das heißt zu sehr auf eine Macht trotzen, die, gemisbraucht, einen sehr unedlen Charakter verräth. Sie lassen mich hier wie einen Hund behandeln."

„O stille, Guter!" sagte besänftigend Emma, „ich wollte wetten, hier liegt ein Misverständniß zum Grunde."

„Vor allen Dingen," fragte der General, indem er sich bemühte, Theodor's Bande zu lösen, „sagen Sie mir, wie und auf wessen Anordnung kommen Sie her?" — „Durch die Frau von Leerlack, die Ihnen einen Solosänger zu Ihren Winterconcerten verschaffen sollte." — „Nun so schlage doch —" platzte der General heraus, indem er das Messer weit von sich warf und sich den Bauch haltend auf einen Stein niedersank. „Sie also sind der Solo — ha, ha, ha, ha!" — Erstaunt standen Beide. — „Ich bekenne mich zu Allem," fuhr er fort, „einen Solofänger wollte ich von ihr haben und sie lies't Solosänger. Ja, das konnt' ich freilich nicht wissen."

Das finstere Hundeloch erschallte von dem Gelächter der

drei Menschen. Bediente kamen mit Fackeln, man ging ins Schloß und Theodor blieb während der großen Jagd beim General, wo er selige, frohe Tage verlebte.

Der Alte gewinnt ihn immer mehr und mehr lieb, und obgleich er zur Heirath seine Einwilligung noch nicht geben will, so läßt er ruhig die Beiden ihr tändelndes, verliebtes Spiel treiben und begnügt sich damit, sie strenge zu beobachten. Er will Theodor ganz kennen lernen und spricht manchmal schmunzelnd zu sich selbst: „Was nicht ist, kann werden!“

Staatliche Bibliothek Bamberg

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.